Polem. 2742 m
[Vacano]

# Die Gottes-Mörder.

Ich Johannes, der auch Euer Bruder und Mitgenosse an der Trübsal ist, und am Reich und an der Geduld Jesu Christi, war in der Insel, die da heisst Patmos um des Wort Gottes Willen und des Zeugnisses Jesu Christi.

Ich war im Geiste an des Herrn Tage und hörete hinter mir eine grosse Stimme als einer Posaune, die sprach: Ich bin das A und das Z, der Erste und der Letzte; und was Du siehest, das schreibe in ein Buch und sende es den Gemeinden.

(Apokalypse des Theol. Joannes I, 10. 11.)

Sie aber binden schwere und unerträgliche Bürden und legen sie den Menschen auf den Hals; aber sie wollen dieselben nicht mit einem Finger regen.

Wehe Euch! die Ihr das Himmelreich zuschliesset vor den Menschen. Ihr kommt nicht hinein und die hinein wollen, lasset Ihr auch nicht hinein gehen.

(Matth. 23, 4. u. 13.)

Pest, 1871.

Verlag von Gustav Heckenast.

60 F

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Die
# Gottes-Mörder.

# Die

# Gottes-Mörder.

Von

einem Gläubigen.

(C. M. Varano)

Und fand im Tempel sitzen, die da
Ochsen, Schafe und Tauben feil hatten,
und die Wechsler.

Joannes 2. 14.

PEST.

Verlag von Gustav Heckenast.

1871.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

## Erstes Buch.

# Die Gottes-Schöpfer.

## Inhalt.

1. Die Erschaffung des Himmels.

2. Die Sünden der Menschheit.

3. Gott auf Erden.

4. Caritas. Die Liebeszeit des Christenthums.

5. Rückblick und Uebergang: Die Horizonte der Menschheit. Der Tod.

I.

## Die Erschaffung des Himmels.

Was ist Gott? Wie ist Gott? Wo ist Gott? — Diese drei Fragen haben seit Urbeginn des menschlichen Denkens jedes Gemüth in einer gewissen Periode des Lebens beschäftigt; sie haben tausend Antworten hervorgerufen, philosophisch vertiefte und poetisch erhabene, sie haben den Grund gelegt zu tausend Tempeln und zu tausend Systemen. Aber jedes System musste sich zuletzt — selbst wenn es den Menschen gegenüber Recht behielt — in der Einsamkeit und Todtenstille seines Allerheiligsten gestehen, dass es doch eigentlich nur ein höchst wesenloses, enggeistiges, selbstsüchtiges und unhaltbares Privatding sei gegen die unaus-

denkbare und unergründliche Tiefe des Azurs oder der Finsterniss.

Und da jede Antwort und jedes System nur den Verstand berührte und nie das Herz befriedigte, so wurden jene Fragen immer und immer wieder aufgeworfen: von heissen, liebesunbefriedigten Südmenschen, von traurigen, grübelnden, stillsehnsüchtigen Nordländern, von neugierigen Kindern und von angstzitternden Greisen.

Der Urgrund und der ewige, durch alle Zonen, alle Gemüther, alle Zeiten gehende Trieb dieser Fragen wurzelt wohl nicht so eigentlich in der Sehnsucht nach Gott, in der eingebornen Frömmigkeit des Menschen oder im Stolze der ringenden Seele, die ihren Flug stets über das Gefängniss der Erde erheben will, sondern in einem etwas kleinlicheren Gefühle des grossen, stolzen, starken Menschen: *in der Furcht vor dem Tode.*

„Was wird mit meinem Gefühle, mit meinen Gedanken geschehen“ — fragt er sich — „wenn mein Leichnam der Verwesung in den erdfeuchten Rachen gelegt wird? Werden sie auch sterben? Werde ich gar nichts mehr sein, der ich mich so viel dünke? — Ach nein, ach nein, es muss ein Wesen geben, das sich um mich kümmert,

ein überirdisches Publikum, das mich auf der Weltbühne agiren sieht und die feinen Nüancen jedes edlen Gedankens und jeder unterlassenen Grausamkeit zu würdigen weiss, das mir bei meinem Abgange Beifall klatscht oder mich wenigstens jenseits kritisierend in Empfang nimmt; das mir ein Lob und einen Lohn dafür gibt, dass ich meinen Bruder nicht bestohlen, dass ich meinem Feinde das Haus nicht über dem Kopfe angezündet habe; ich bin ja so gross, so liebenswerth, so gut und so gescheidt; es ist nicht möglich, dass diese ganze Pracht in Staub zerbröckle, dass ich umsonst die Gesetze befolgt und umsonst ein Kostüm getrage habe —!“

Und aus dem Allen zusammen schufen sich die Menschen Religionen, und das Alles zusammen nannten sie: Gott.

Die Egypter*) waren das erste Volk, dessen Seele über den täglichen Bedürfnissen stand oder vielleicht zu geizig war, um die Befriedigung dieser Bedürfnisse leichtherzig zu geniessen und den Tod als das nothwendige Ende desselben zu nehmen. Ihre Religion möchte ich die Prophe-

*) Wenn sich in Indien zugleich oder früher noch die Gottesidee regte, so war dieselbe doch noch nicht mit dem höchsten Ausdrucke derselben: der Kultur, verbunden.

zeiung aller künftigen Religionen nennen, denn in ihr spiegeln sich alle Umrisse, alle inneren Maschinerieen und alle äusseren Formen der künftigen materiellen oder spirituellen Religionen, wie die Liebe sich spiegelt in dem ahnenden Liebesliede eines Jünglings, der noch keine Geliebte hat.

Dem verborgenen Allerhöchsten gaben sie den menschlichen Namen Tao oder Ammon.

Ammon war der Unendliche, welcher ist und nie sichtbar wird, der sich nie verkörpert und niemals unsern Menschenaugen erscheint, weil er so gross ist wie das All und sich in keinen Raum zwängen lässt: der Verborgene, der Unmessbare.

Und bei ihm war von Anfang der Geist, der Sinn (das ὁ λόγος des Evangelisten): Kneph.

Keith, die verschleierte Göttin von Saïs, das Weibliche und das Empfangende, die ewig unbelauschte und unentweihte Jungfrau und dabei doch die Gebärende, war die göttliche Weiblichkeit, durch die Kneph, der Sinn, von Gott verkörpert wurde und zu den Menschen kam. Er kam als Ptah, der aus dem geheimnissvollen Himmel herabstieg auf die junge, kaum aus dem Weltei geschlüpfte Erde. Sobald aber sein Fuss diese Erde berührte, war er auch

schon menschlich beschmutzt: er wurde der Erzeuger, der Geniessende, das Ideal des sinnlichen Menschen, das versinnlichte Leben, die Lust am Leben, selbst in seinen Sünden.

Das war die Brücke, über welche die Egypter mit unsicherem, schwankendem, zweifelndem Fusse in einen sehr irdischen, von Rangunterschieden und Salbölen durchschwülten Himmel wandelten. Bei den Egyptern, dem Anfangs-Volke, zeigte sich am meisten, dass ihre ganze Religion nur aus ihrer Todesfurcht resultirte:

Sie begnügten sich nicht mit dem geistigen Fortleben nach dem Tode: sie klammerten sich krampfhaft an dieses Leben; nicht das unabweisbare Schicksal des Menschen, nicht das endliche Muss des Sterbens, nichts konnte sie bewegen, besiegt und ergeben die Arme zu kreuzen und mit hoffendem Blicke nach Oben zu schauen; sie krallten ihre Finger in diese Stunde, in diese Erde, in ihre Häuser, in ihren eigenen Leib, den sie der Verwesung entreissen mussten um jeden Preis! Man ging nicht auf baumdurchwurzelten grünen Wiesen, man ging auf Gräbern; das Geschäft und die Mission und das Ziel der Lebendigen wurde es nun, die Todten einzubalsamiren, damit sie einst in derselben unveränderten Gestalt weiter leben konnten, damit keine Parzelle

dieses geliebten Leibes verloren gehe, damit sie einst, lange nach ihrem Sterben, noch aus denselben Augen blicken, mit denselben Lippen lächeln könnten; es war unsere Selbstanbetung, unsere Selbstüberschätzung, unser ewiges Narcissusthum in der ärmsten und grellsten Form.

Und diesen jämmerlichen, ängstlich bewahrten, dickdurchwürzten Körper setzte man in unterirdischen Felsengräbern zwischen Vogelmasken und starrblickenden Riesengöttern und mystischen Sphynxen bei, mit Spiegeln, mit Schminken, mit Kämmen, mit Nilwassergefässen und mit Schmuck; und die Todtengräber, nachdem sie das Grab verschüttet, erwürgte man, damit Niemand den Ort verrathe und damit der Todte nun weiterleben konnte — wenn auch todt — in Pracht, Glanz und Unzerstörbarkeit.

Es musste eine grosse, eine merkwürdige Sache sein, einen solchen Palast zu sehen, der ein Grab war; eine solche Pracht des Baues und der Malerei und des Schmuckes, die bestimmt waren, nie wieder das Licht des Tages zu sehen,*) für welches sie doch geschaffen waren.

---

*) Die hölzerne, schablonenhafte Starrheit der egyptischen Kunst möchte ich auch aus diesem Gräberluxus herleiten. Eine Kunst, deren schönste Werke begraben werden, kann nicht auf-

Es war eine ungeheuerliche und unnatürliche Sache, die lebendige Kunst nur für die Vergessenheit und den Tod zu üben; der Maler malte seine Fresken, nicht damit ein Auge sie erblicke, ausser dem starren, blicklosen Auge der Mumie, für die sie bestimmt waren: Der Bergmann grub nach den edlen Gesteinen, nicht damit die Sonne in ihnen funkle, sondern damit sie im Dunkel und in der Luftlosigkeit erblindeten; der Mensch kam zur Welt, nicht um sich zu freuen, sondern blos um den Tod zu erwarten; er rang nicht nach Reichthum um reich zu sein, sondern um nach der höchsten Klasse einbalsamirt zu werden — nicht nach Macht zu geniessen, sondern um in einem Palaste den jüngsten Tag zu erwarten. Es war das ein monströse Verkehrung des Jenseits und Diesseits.

— „Und einst“ — betete der Mensch — „an einem fernen, fernen Tage, nicht wahr Ammon, Du Unsichtbarer? da wirst du uns erwecken, unsere Seele wird zurückkehren in den wohlerhaltenen Leib, und Du wirst uns unser Haus,

---

blühen, sich entfalten und vorwärts schreiten. Lasset die grössten Gemälde unserer grössten Maler zu Leichentüchern bedeutender Personen verwendet werden, und diese Maler werden bald nach ausgeschnittenen Papierpatronen arbeiten wie die Anstreicher.

unsere Geliebten, unser Lächeln, unseren Schmuck und unser Szepter zurück geben? Wir werden mit denselben Füssen auf demselben Purpur wandeln, nicht; wahr, Ammon?!" —

Das war das ruhelose Lager, auf dem sich die Todesfurcht in fiebernden Schlummer klagte und hoffte. Aber der Schleier von Saïs hob sich niemals; keine Verkündigung bekräftigte diese schüchterne und trotzige Verheissung des eigenen stolzen Herzens, und der Mensch richtete sich auf dem schlummerlosen Lager auf in einer trüben, finstern, todten, hilfeleeren, trostlosen Nacht: „Oh! wer kann wissen, ob das Alles geschehen wird? Warum äusert sich weder Ammon noch Ptah, weder der Richter noch der Erlöser in irgend einem Lichte? Warum kühlt keine Hand aus den Wolken meine fiebernde Stirne, und warum tönt aus diesem blauen schrecklichen Himmel nie eine Stimme, die mir sagte: „Dein Glaube ist Wahrheit? Dein Himmel besteht? Jao, der Ewigseiende, ist?" — Das ist der letzte Aufschrei jeder Todesfurcht, das heisst jeder Religion; — jeder Religion bis zu jener hinauf, die da gesagt hat. „Wer sich selber vergisst um Gutes zu thun, der hat gelebt für ewig."

Um diese Hilflosigkeit des Glaubens zu ver-

stehen, diese grauenhafte Geistesverlassenheit, (die sich in bunten Farben und grellen Umrissen und scharfduftenden Gewürzen erlaben musste, um die Seele zu trösten,) muss man sich ganz das theils dürre, theils sumpfige, so reiche und so lebensunweise, so despotische und so sklavisch-apathische, so bevölkerte und doch so todtenstille Egypten der ersten Zeiten vorstellen. Es waren so viele Menschen da, und doch stand Jeder wie in einer Wüste; es gab keinen Geistesverkehr, weil es keinen Fortschritt gab. Es war Alles schon gestern gewesen, und morgen sollte es wieder so sein, Es gab weder Sekten noch Philosophieen: Die Religion war fertig. Der Priester war da, und bürgte durch sein Dasein für das Bild hinter dem Schleier. Die Zeremonieen waren da, und der Pharao war da. Das ganze Leben tritt bei den Egyptern auf der höchsten Kulturstufe, mitten im grössten Lebensreichthum, die Starrheit des Todes an. Es gab keine kühnen Neuerungen, keine revolutionäre Spekulation, keine Bedürfnisse über das angelernte Bedürfniss hinaus, und jeder Mensch stand isolirt in dem Zauberkreise des täglichen unveränderten einbalsamirten Lebens — der Priester wusste Alles, und sein Mitmensch wusste so wenig wie Er selber.

Desto greller wüthete in dem Menschen, der stets und überall nur sein Ende vor sich sah, diese Todesangst im Innern:

— „Nichts? Nichts! Gibt es nichts, was von Gotte käme, unmittelbar, lebendig, und mir doch nicht gleich sei? — Ah, die Thiere!... Diese stummen, geheimnissvollen, aber lebendig- und klugblickenden Ibise; wenn die Gottheit eine Aeusserung, ein Wahrzeichen hat, so sind es diese ewigen Sphinxe, die wir Thiere nennen, und die uns nie das Räthsel ihres Daseins, ihres Instinktes, ihrer stummen Todesqual lösen. Es ist gefunden! Wir haben wenigstens Etwas, was von den Göttern stammt, lebend, sinnend, leidend, und doch mir nicht gleich . . .“

Mit diesem Gedanken entstand zugleich eine Kaste, die den irdisch sichtbar gewordenen Göttern Nester baute und sie ausbeutete und formte und einbalsamirte: Das war jenes kleine Priesterthum, welches die Religion in ein Mittagmahl umsetzt, welches nicht die Macht, nur die Sättigung anstrebt, welches nicht in dem mystischen Dunkel der Pyramiden, sondern in den Küchen der Gläubigen lebt, und welches unabänderlich das banale Ende jeder Religion herbeigeführt hat, seit es Religionen gibt.

Der farbenprächtige Ibis mit dem stummen

Geheimniss in der kleinen Brust, das schreckliche, erbarmungslose Krokodill, der klugblickende Stier wurden zu Göttern, der angstzermarterte, die Missgeburt seiner eigenen Religion verachtende Mensch warf sich nieder vor der gefiederten und beschuppten Gottheit, und mit dieser Erniedrigung der Seele unter das buchstäbliche Thier und unter den Priester, der keinen bezwingenden, erhabenen Ehrgeiz, sondern nur mehr Hunger hatte, war auch die Rolle Egyptens ausgespielt in der Kultur- und Religionsgeschichte der Menschheit.

Die Gräber des todten Kulturvolkes lagen tiefverborgen in einer langsam dürr, menschenleer und ärmer werdenden Erde, unentdeckt, unentweiht, sicher unter dem bleiernen Flügel der Jahrtausende, deren Getön nicht bis herab drang in die Hülse des Samenkorns, welches tief in die Erde gelegt war für den jüngsten Tag.

Die grossen, schwarzen, goldumränderten Augen der Königsmumie schauten, an das Grabesdunkel gewöhnt, starr und todt in die weitoffenen schwarzen Augen der Wandfiguren, die, mit Nilschlüsseln und Lotosblumen in den Händen, dem theuren Körper (mit einer Unterwürfigkeit, die einem schauerlichen Spotte glich) die Freuden des Lebens darzubieten schienen;

das Blut des letzten erwürgten Arbeiters vertrocknete langsam zu Staub, die Leinwandhüllen der Mumie gingen langsam in die fettgetränkte Masse des Körpers über, unlöslich von ihr, und der leichte Eindruck, den das Faltengewand des letzten Priesters, welcher das Grab verlassen hatte, im Staube des Fussbodens gemacht, war ebenso unveränderlich wie die Stille. Religionen entstanden und zersprühten auf der Erde oben, für die Unsterblichkeit gesungene Dichterwerke wurden von Feuerbränden verzehrt, aber das salbengekittete Häufchen Staub und die Stille blieb da unten.

Blieben bis zu dem Tage, wo neugierige Gelehrte an die vermauerten Wände pochten und freche Fellahfüsse das Gewölbe widerhallen machten, und schmutzige Sklavenhände den Körper der gottähnlichen Mumie mit der Leinwandhülle zerfaserten, als sei er vermorschtes Holz.

*
* *

## Die Inder.

Der Geist — (der Gedanke, der Sinn, das Wort, ὁ λόγος, wie immer man ihn benennen will) zog mit der Strömung der Lüfte nach Asien.

Blicken wir zuerst auf Indien.

Indien. Die Glühhitze des Tages erdrückt das Leben des Tages; die Nacht nur hat dort die eigentliche belebende Atmosphäre.

Aber die schönen, wunderbar stillen Nächte des Ganges sind keine Stunden des Genusses und Lebens, sondern des Träumens.

Inmitten des wolkenlosen Himmels steht der Mond gross und licht. Die Palmenwälder sind wie versilbert, von den Höhen aus gesehen; und wenn man an den Ufern des heiligen Stromes unter den dichten Bäumen und Gebüschen hinschreitet, da gibt es silberhelle Blitze und tiefe todte Schatten. Und über dem ganzen Bilde liegt die Regungslosigkeit — nicht des Todes, sondern die majestätische Regungslosigkeit und Einsamkeit des Geheimnisses, der dem Morgen entgegendämmernden Nacht, der Gottesnähe. Eine Einsamkeit und Gottesnähe, bei der Einem das Herz verzagt stillstehen und sich allein wähnen würde auf der weiten Welt, wenn der silberne heilige Fluss nicht seinen grossen sanftgewundenen Weg dahinfluthete, ewig auflebend, ewig ersterbend, ewig gleichmässig und unaufhaltsam seinem bestimmten unbekannten Ziele entgegenziehend.

Wenn nun dem Egypter unter seinem weiss-

hellen, farblosen, glänzenden und doch so undurchsichtigen Himmel das Leben als das schönste Ziel des Lebens nach dem Tode galt, so nahmen die Indier, dieses Volk mit den todten Tagen und mit der wunderbaren, träumerischen, mondschimmernden, nächtigen Natur eine vorzugsweise geistige Richtung. Sie nahmen das glutherdrückte, ausgedorrte diesseitige Leben nur als Vorbereitung für das reine, körperlose Seelenleben nach dem Tode. Der Körper, der armselige, dürre, vertrocknete, hässliche Körper schien ihnen nur die Fessel, das Bussgefängniss der nach Befreiung und Läuterung ringenden Seele. Die Begriffe Tugend und Schuldlosigkeit wurden von den Indern gefunden.

Ihre Furcht vor dem Tode hiess Brahma, und die geläuterte Seele kehrte einst in den Schooss dieses unfühlbaren und unendlichen Urwesens zurück und durfte wieder ein Stück „Gott" werden. Ein seltsamer neuer Ehrgeiz, den die stolzen, kräftigen Mannesgemüther der späteren Griechen und Römer, die lieber ein ganzer Schatten als ein Viertelgott sein wollten, nicht begriffen hätten.

Neben Brahma thronte im Himmel Siva, die Kraft, der heilige Geist, und Vischnu, der Aether, der Sinn, der Belebende, der Messias, welcher

auf die Erde herabstieg. Ein prunkvoller, aber freundlicher und rettender Messias, der als Szepter den milden Lotos trug; heiter, lebengebend, sänftigend die Trübnisse der Erde. Er kam zur Erde nieder in allen Gestalten, welche wohlthätig wirken konnten: als Fisch bändigte er die Sündfluth, als Drache besiegte er die bösen Kräfte der Unterwelt und den Tod, als Zwerg überlistete er die Mächtigen der Erde, als Held befreite er das bedrückte Volk, als Lehrer gab er ihm milde und gute Gesetze, und einst wird er kommen in der letzten Verkörperung als Palki, auf einem weissen Pferde reitend, einherfahrend in dem durchsichtigen, abgrundtiefen, monddurchglänzten Azur der indischen Nacht, die Welt (das heisst das Gefängniss) zerstörend und alle Seelen von der Sünde befreiend.

Vischnu ist ein guter, ein lieblicher Gott, aber kein Gott für die Körper, sondern für die Seele; und darum ist die Religion der Inder eine Religion der Vorbereitung und Läuterung im Fasten, Büssen, Kasteien und Wallfahrten. Es ist eine Religion der Zerfleischung des hässlichen Körpers, der Entsagung, der Resignation, der Tugend.

Aber einer seltsamen Tugend, die bis zur Marter ging. Aus der Verachtung der Wollust

und der Bequemlichkeit war in den Zimmt- und Palmen-Wäldern, wo der Mensch nur vom Allernöthigsten lebte und sich aus der drückenden, weissglühenden Einsamkeit des Tages immer tiefer in die von einem sanften Lichte belebte und durchkühlte Nacht flüchtete, die Entsagung geworden. Ich wiederhole es, dass in Indien der Himmel bei Tag unsichtbar ist, denn er blendet das Auge und zerstört die Sehkraft: nur im Dunkel wird er den Augen sichtbar; um so tiefer, klarer, unendlicher. Und der Mensch, welcher sich in die genussleere, öde, aber schattige Wildniss flüchtete, um des Himmels theilhaftig zu werden, hatte eben in dieser büssenden, aber nachtdunklen Einsamkeit der Wildniss beinahe schon den Himmel gefunden. Der Büsser und Gottgeweihte, welcher den Tag über unter dem schützenden dunkelnden Dache des Gestrüppes lag und erst in der kühlen Nacht aus den Baumgruppen hervortrat, um sich sehnend in das Flimmern des Himmels zu vertiefen, erkannte eines Tages, dass seine Mässigkeit, sein Entsagen der Lebensfreuden, seine unthätige, wohlüberschattete Einsamkeit eigentlich die grösste Wollust und der grösste Genuss sei gegen die Arbeit in der schwülen, feindlichen Welt draussen.

Und mit dieser Erkenntniss musste er nothwendig auf der Bahn der Entsagung einen Schritt weiter thun, und er kam von der Entsagung auf die Kasteiung.

Der Inder verliess nun seine sinnende, wohlthuende Einsamkeit und ging in die Gluthhitze des Lebens zurück. Unter die Menschen, die ihn feindlich aus dem Wege wiesen, in die Sonne, die ihn versengte, und anstatt nur mässig zu leben, fastete und hungerte er, bis er zu Boden sank unter den Pfeilen der Sonne, dem Gedränge der Menschen und der Schwäche des Hungers.

Das Haupt verbrannt, die Glieder entzündet, die Füsse geschwollen und von Dornen zerrissen, den Magen verschrumpft und geschwächt, wurde das ganze Volk, das sich weiter vorgewagt hatte in der „Religion", von jener düstern Krankheit ergriffen, die stets die Folge der Ueberreizung ist. Aus der Gottanbetung wurde jetzt blödes, unthätiges Fieber, aus dem Träumen wurde Ohnmacht, aus der Kasteiung wurde Selbstpeinigung. Das Reich des erbarmungslosen Jaggernaut, der seinen Weg über Menschenleiber nahm, war gekommen. Je mehr ein Mensch litt, desto heiliger war er. Bei den Indern zuerst wurde dieses Dogma aufgestellt, als ihre Religion zur Krankheit geworden war, und viele

Jahrhunderte später sollten die Mönche es wieder finden.

Der Fromme stieg nun auf einen Hügel hinauf, von Allen gesehen; er liess sich am Halse an einen Baum ketten, so dass er sich nicht niedersetzen konnte, sondern höchstens kauern; und so blieb er bis zu seinem Tode: sich nur manchmal mit beiden Händen an die Aeste klammernd, sich an den Schlaf in hängender Stellung gewöhnend, die Beine von dornigen, von Jahr zu Jahr dichter werdendem Gestrüpp umginstert, so wurde er von seinen Bewunderern ernährt, als ein Mensch, von welchem jeder Lebensaugenblick den Himmel zum Schuldner machte und der schon hier zur Seele wurde, welche nur den Augenblick ihrer Belohnung erwartete. So stand er da entkörpert, oder vielmehr den Körper nur manchmal in einem leisen Schmerzenszucken, die Natur nur noch in dem langsamen Ersterben des Zwanges fühlend.

Oder der Büsser streckte seinen Arm aus und hielt ihn sein ganzes noch zu lebendes Leben hindurch in dieser Lage, bis er steif wurde und abstarb; Vögel nisteten unter der Achselhöhle, und sein Auge war lange Jahre hindurch starr eingekrallt in der Richtung nach Oben; nichts Irdisches zeigte sich mehr seinem Blicke, dem

er zuletzt keine andere Richtung mehr geben konnte.

Oder er verschränkte Hände und Finger über seinem Haupte und drückte die Letzteren so fest in seine Handflächen, dass mit der Länge der Zeit die Nägel durch die Hände hindurchwuchsen und diese unauflöslich verwachsen blieben.

Mit der Krankheit des Büssens hatte die Religion der Inder ihren Kulminationspunkt erreicht; sie war auf dem Gipfel angekommen, den jede Religion, die vom Menschenniveau aus hinanklettert und nicht vom Himmel herabgesandt ist, einmal erreicht, und von wo aus es nur mehr ein Herabsteigen gibt.

Das Leben will endlich wieder sein Recht; mag ein Volk noch so greisenhaft geworden sein, es verjüngt sich wieder. Mit der Zeit wurde dieser Weg nach dem Himmel neugebornen Geistern zu beschwerlich, man fing an weniger zu büssen und sich mehr darauf zu verlassen, der Himmel werde dem Menschen auf halbem Wege entgegenkommen, und endlich wurde dieses Büssen eine Ausnahme und die Menge des Volkes begnügte sich damit, den Himmel dadurch erkaufen zu wollen, dass sie diese Büsser fütterte.

Das obige Dogma hatte eine Aenderung erlitten und hiess jetzt: „Je mehr man so

einen heiligen Mund füllt, desto heiliger ist man selber."

Sobald aber die Büsser nur noch die Ausnahme waren in einer grossen lauen Regel, musste auch die Ehrlichkeit dieser Sekte sich in das Gegentheil verwandeln. Je grösser das Publikum und die Bewunderer wurden, je staunender die andächtigen Augen sich auf diese immer dünner werdende Kaste richteten, desto äusserlicher, unehrlicher, absichtlicher, glaubensleerer wurde die „Busse". Der Büsser glaubte nicht mehr an den Himmel, er glaubte nur an seinen Erfolg hier unten. Er „büsste" nicht mehr um heilig zu werden, er büsste, um bewundert zu werden; er büsste nicht mehr um Gott zu dienen, er büsste, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen — und zwar so reichlich als möglich.

Immer reicher strömten die Gaben. Die Büsser wurden zum sichtbaren Altar des lebendigen Gottes, auf welchem man seine Andacht in fetten Opfern niederlegen konnte. Denn „je mehr man ihnen gab, desto heiliger war man".

Diese Umwandlung vermehrte natürlich wieder die Zahl der Büsser ins Erstaunliche. Aber wie anders war diese zweite Generation!

Das Büssen wurde ein Gewerbe, ein Ge-

schäft, und zwar das beste Geschäft in diesem handelsarmen Landstriche. Nicht mehr im Zerfleischen des Körpers bestand die Busse, sondern höchstens darin, dass sich der Büssende (d. h. der Tugendhafte) nie wusch und nie kämmte. Schmutzstarrend, mit verfilzten Haarborsten, mit Nägeln, die wie ungeheure Lanzenspitzen starrten, so zogen die Büsser im Lande umher auf Eselinnen, mit einer Glocke läutend und mit einem rauhen thierähnlichen Gebrüll die Gaben der Ortschaft einfordernd.

Und wenn man nicht gab, dann wehe der Ortschaft! Eine Schaar von Büssern, zusammengerufen von dem beleidigten Heiligen, belagerte das Dorf mit Heulen, Fluchen und einer wochenlangen Katzenmusik unharmonischen grellen Glockengeschmetters, bis das Dorf sich ergeben hatte und sich brandschatzen liess.

Die Büsser nahmen endlich kraft ihrer Fluchgewalt und kraft des unsichtbaren Gottes, den sie vertraten, die stolzesten Rechte der weltlichen Herrschaft an sich, des Adels, des höchsten und strengsten Kastenthums, des Hochmuths und der Bedrückung, des Priesterstandes *κατ ἔχοχην*.

Damit war auch, wie immer und überall, das Ende dieser Religion als wirkende und vorwärts-

strebende politisch-geistige Wahrheit gekommen, und sie blieb von da an in sich selbst versumpft stehen.

*
* *

## Die Babylonier.

Ich fasse die Religionen des Götzendienstes, welche ausserhalb der griechischen Mythologie lagen, in die Bezeichnung babylonisch zusammen, weil Alles darauf deutet, dass das Babylonien unter dem Euphrat*) das religiöse Mutterland Assyriens, Mediens und Phöniziens war.

Die eigentliche Denk- und geistige Kraft aller dieser Völker wendete sich nicht sowohl dem Himmel und einem ewigen Leben, als vielmehr der üppig schönen reichen Erde und deren Verschönerung zu.

Der Babylonier (immer in jener Kollektivbedeutung) wandte sein ganzes Sinnen und sein ganzes Leben daran, das üppige Land um ihn in einen Garten zu verwandeln, und zwar in einen Garten, der mit dem ausgesuchtesten Raffinement und dem brillantesten Kunstgeschmacke

*) Jetzt Irak Arabi.

die bizarrste Phantasie, den blasirtesten Comfort und die malerischeste Wirkung pflanzlicher und baulicher Effekthascherei vereinte.

Man baute die säulengetragenen Gärten schwindelnd hoch in die Luft hinauf, und man vertiefte prachtvolle Paläste bis in die natürlichen Edelsteinadern der Erde. Der Mensch erhob sich (gigantische Kühnheit!) sammt seinen Riesenpalästen und seinen Palmenwäldern sonnentriefend in die blaue, heitere, wolkenlose Luft, gleich den Vögeln, die erstaunt die Gartenpaläste umzwitscherten, welche, von der Erde aus gesehen, gleich prächtigen Sternen funkelten.

Die Idee der Babylonier, ihre hängenden Paläste und Gärten gleichsam in die Luft zu bauen, ist ebenso grossartig und einzig, wie die Idee der Egypter, ihre eigentlichen und schönsten Paläste als Gräber unter die Erde zu bauen. Nur hat die assyrische Kühnheit die Tagseite der Kugel erwählt. Wenn die vergrabenen Todtenpaläste der Egypter aus ihrer Todesfurcht entsprangen, so entsprangen die in der Luft hängenden Gartenstädte der Babylonier aus der Lebensfreude.

Die Völker, die wir hier unter dem Namen der Babylonier zusammenfassen, bilden auch wirklich eine ewig merkwürdige Oase in der

todeszitternden und gottsehnenden, gleichsam verdurstenden Wüste aller andern Völker.

Die Babylonier waren das einzige Volk, seit die Welt besteht, welches kein Jenseits hatte.

Viele Bücher und Aufsätze tiefer Forscher behandeln die Religion dieses Volkes, sie verfolgen seine Ansichten, seinen Glauben, seine Gottheiten bis in's Detail, bis in die Hypothese; aber Keiner von ihnen wagte es noch auszusprechen, was so klar aus ihren eigenen Forschungen und Schriften hervorgeht: Die babylonischen Völker hatten kein Jenseits.

Sie sind also im Punkte des ungetrübten Lebensgenusses, dem Raffinement der heiteren Naturzufriedenheit möchte ich sagen, selbst den lebensklaren sorglosen Griechen voraus: denn diese hatten ihren Hades und ihre Schatten, und der noch unsecirte und unerforschte Leichnam des Menschen ragte manchmal ernst in das Leben hinein.

Die babylonische Religion wird also deshalb ewig ein Unicum und eine Merkwürdigkeit bleiben unter allen Kulten alter Zeiten.

Wenn aber die Babylonier auch kein Jenseits hatten, ihre Gottheiten hatten sie doch. Gottheiten, die nicht straften und nicht richteten und

nicht belehrten, sondern welche die Welt in der That regierten; wirkliche, sichtbare Gottheiten: die Sonne, den Mond, die Sterne, die fruchtbringende Erde selber.

Von dem Walten und Regieren dieser guten oder bösen Gottheiten hatten sie in der That tägliche und stündliche Beweise. Die Sonne wärmte oder verzehrte, der Mond leuchtete und zog die Wasser an und gab sie wieder, die Sterne hielten im funkelnden Kranze die Erde in ihrer Bahn, die Erde gab ihnen Freuden und Nahrung. Zu diesen Gottheiten beteten und diesen opferten die frohen, heiteren, genusssüchtigen Menschen: man erbat sich die Wärme und bat um Schutz vor den Leiden, welche diese Götter wirklich in Händen hielten. Man betete um Früchte und verwahrte sich opfernd vor verpestendem Regen.

Und wenn es zum Sterben kam, so war der Mensch von der Erde vergangen, wie ein Vogelfittig keine Spur zurücklässt in den Wolken. Hatte er eine Seele? Und wohin ging sie?

Nie warf die Religion des Sabäismus diese Frage auf, nie verdüsterte eine Jenseitssehnsucht oder Jenseitsangst die Träume der durchschwelgten Nächte oder bewog die Poeten zur Erschaffung irgend eines imaginären, un-

sichtbaren Himmels, eines Weiterlebens. Sardanapal, der jede Freude des Lebens in jeder Gestalt geniesst, der Freude hat an blitzenden Steinen, an dem weichen Haare, welches er sich flechten lässt, an dem duftigen Oele, mit dem er seinen Bart salbt, an den Früchten, in die er mit seinen 32 weissen Zähnen beisst; Freude an der Macht, an der Musik, am Tanze, am Lachen, am Weine; und der endlich ruhig den Scheiterhaufen besteigt mit allen seinen Schätzen und seinen Frauen, den er dann mit starker Hand in Brand steckt mit den Worten: „Ich habe genug gelebt!“ — Das ist der Babylonier auf seiner Höhe, in seiner vollkommensten Verkörperung.

Der Babylonier hatte sich auch Bilder seiner Gottheiten nach der Natur gemacht. Er formte die Sonne und nannte sie Baal, er formte den Mond und nannte ihn Baaltis. Er opferte diesen Göttern, die ihm das Leben verschönerten, dankbar die Erstlinge seiner Freude, seiner Liebe sogar: sein eigenes Kind.

Das Leben, das glückliche, heitere, galt dort so viel, es war so sehr das einzige Gut, dass ein Kind in den Flammen prasseln zu sehen, dass grösste, das einzige Opfer war, welches man der Gottheit dankbar bringen konnte.

Es gibt in dem Wesen des babylonischen

Sabäismus einen merkwürdigen Widerspruch von Todesverachtung und Lebensfreude, der sich aber in dem Einen Punkte löst: nach keinem Jenseits schmachten, sich aber auch vor keinem Jenseits fürchten.

Das Wort Sünde kommt in der babylonischen Religion nicht vor, so wenig wie das Wort Strafe. Nur irdische Gnade oder irdische Ungnade der Gottheit gab es. Sie konnten uns das Leben versüssen oder verbittern, aber der Todte war ihrer Macht entrückt, weil er — nirgends mehr existirte: im Himmel noch weniger als hier auf Erden, wo der Wind wenigstens noch den Staub wirbeln machte.

Diesen Lebensgott der Freude, der Himmelsverachtung und des gänzlichen Todes im Sterben, haben die Christen als Satan in unsere Mythologie herübergezogen. Sie haben aus Baal-Sefuf Beelzebub gemacht und ihm nur das Reich der Fliegen und des Ungeziefers gelassen, das er als Sonnengott auch schon unter den Babyloniern inne hatte. Dieses anscheinende unbedeutende Uebernehmen des einzigen sabäischen Zuges in unsere Religion, ist ein bezeichnender und merkwürdiger Punkt. In der That ist der Lebensgenuss, die heitere Todesverachtung in der Lebensfreude, das Verzichten auf Lohn und

Strafe, der Nichtglaube an ein Seelen-Fortbestehen der direkte Antipol des Christenthums — die Verneinung, der Satan, Baal, Beelzebub.*)

Dieser Punkt des bis heute leise nachzuckenden Streites zwischen dem Sabäismus und dem Christenthum, der noch nie beobachtet wurde, sollte allein schon die Gelehrten dazu auffordern, die Sternenreligion einer tiefen geistigen Forschung zu unterziehen, wie man sie bisher einer rein historischen unterzogen hat. Auch das Privatleben jener Völker würde dadurch gleichsam plastischer hervortreten und uns näher gerückt werden, wo man sich bis jetzt be-

---

*) Dadurch wird auch erklärlich, warum die Kirchenlehrer Babel gleichbedeutend mit Hölle nehmen. Joannes theologos, der Dichter der Apokalypse, nimmt Babel, diesen jenseitslosen Gegenpol des Christenthums, ganz logisch für den Sitz aller bösen Geister, der nur so lange währen wird, bis der jüngste Tag naht, um dann besiegt und zerbrochen (ganz ihrem Glauben gemäss), todt für ewig in das Nichts zu zerstäuben. Auch den zweiten Hauptteufel unserer Hölle (nächst Beelzebub) nahmen die Mönche aus Babel herüber, indem sie die Stelle, wo der Prophet Jesaias wahrhaft poetisch von dem besiegten und verworfenen König von Babylonien also spricht: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Luzifer (Morgenstern)!“ auf den obersten Teufel deuteten. Hier aber wohl nur aus Unverständniss des Textes und der Zeitverhältnisse, über welche Jesaias spricht. Und so erfuhr denn ein längstverstorbener babylonischer König das seltsame Schicksal, bis heute als Höllenfürst fortzuleben

gnügt hat, die kalten Steine nach ihren Figuren zu befragen und die dreisaitige Harfe und die gekräuselten Bärte bis in's kleinste Detail zu konstatiren.

Alles im Leben der Babylonier, Assyrier, Meder und Phönizier war (man erlaube den Ausdruck) überlebensgross.

Die Riesenpaläste standen bewacht von langen Alleen von Riesenungethümen mit Löwenbeinen, Menschenköpfen und Adlerflügeln; von Ungethümen, welche in den prophetischen Visionen des alten hebräischen Lebens eine grosse Rolle spielen.*) Durch diese Alleen von phantasti-

---

*) Siehe z. B. Ezechiel 10, 9: „Und ich schaute, und siehe, vier Räder standen bei den Cherubim, die waren anzusehen gleich wie ein Türkis, und erschienen an den Cherubim wie Menschenhände unter ihren Flügeln. Und die Räder waren rundherum voller Augen. Und jedes hatte vier Angesichte: Das erste war ein Cherub, das zweite ein Mensch, das dritte ein Löwe, das vierte ein Adler."

Die meisten Propheten des alten Bundes, deren Väter oder deren eigenes Volk lange in diesen Gegenden als Gefangene oder als Krieger lebten, haben ihre Visionen und ihre Allegorieen von diesen grotesken Steinbildern genommen, und ihr Himmel, den sie geöffnet sahen, hat meistens die Ausschmückung dieser babylonischen Paläste mit ihren Vorhöfen und geflügelten Ungeheuern.

Bemerkenswerth ist noch der Umstand, dass die Manier, in Bildwerken Menschen und Thiere zu verbinden, die Baby-

schen Riesengreifen hindurch gelangte man an die hohen Palästwände, welche bedeckt waren mit hohen Steinfiguren in halberhobener Arbeit: Diener mit Fruchtschalen, Jäger mit Hunden an der Koppel, Eunuchen mit Blumenkränzen, alle so gross, dass wir kaum an ihre Knöchel reichen, und alle mit demselben breiten, nichtssagenden, stereotypen Sklavenlächeln auf den Lippen, so harrten sie des Menschen, ihres Gebieters. Denn die Kunst war die Sklavin des Menschen, des Mächtigen, des Reichen: Ein plumper, kolossaler, wohlgebändigter Sklave, der gleich dem plumpen, kolossalen, wohlgebändigten Geiste Salomonis in 1001 Nacht auf einen Wink Feenpaläste, Wasserleitungen und Wälder im Handumdrehen aus der Erde wachsen liess, Riesenbauten, vor deren Vorstellung wir Pygmäen von heute schwindeln. Denn die Kunst war damals mechanisch und hatte ein unübersehbares Heer von Arbeitern auf ihren Wink gewärtig. Tausend backen die Ziegeln, Tausend

---

lonier mit den Egyptern gemein haben. Die Egypter wollten in dieser Vereinigung das unenträthselte Geheimniss der Menschenseele durch das geheimnissvolle stumme Räthsel des thierischen Seelenlebens bezeichnen, während der Babylonier dem stolzen Menschen die überlegene Körperkraft des Thieres anschmeicheln wollte. So meine ich wenigstens.

behauen die Steine, Tausend formen die Figuren, Tausend leiten das Wasser, Tausend bauen den Aquaeduct und Tausend fällen die Bäume, und der Geisterpalast ist fertig: grossartig, greifbar, eine Wirklichkeit und dennoch ein Zauber.

Und die ganze Welt spiegelte sich in tausendmal vergrössertem Massstabe an den Wänden des Hauses ab. Die waren mit Basreliefs überdeckt, welche ganze Festungen darstellten, von deren Zinnen langlockige Krieger Riesenpfeile von Riesenbögen abschossen. Hier war ein ganzer Fluss Welle für Welle in Stein ausgehauen, mit den Ufern, mit den Bäumen und Gestrüppen, und Soldaten setzten darüber, Mann für Mann, an Schläuche geklammert, und jede Riesenmuskel eines jeden einzelnen Riesenarms, und jede Schuppe eines jeden Fisches behielt in dieser Riesenarbeit ihr Recht. Hier begegneten sich zwei Heere in offener Schlacht mit Wagen, Pferden und Waffen. Hier wieder stand der fette unbärtige Eunuche mit seinen Dienern, und die siegreichen Krieger brachten ihm die Köpfe der erschlagenen Feinde, und der Eunuche notirte mit seinem Griffel die Anzahl. Hier wieder breitet der Palmenwald seine Fächer aus auf einer Steinwand, und es ist wirklich, als bewege der Wind diese leichtgefügten und doch so

kolossalen Blätter. Des Königs Jagd braust einher. Er steht auf seinem Wagen und zielt nach dem Falken. Die Pferde bäumen sich, sie setzen über einen Jäger, der in's hohe Gras gefallen ist — und gefallen bleibt: denn die Räder werden über ihn gehen. Dort wieder ruht der Arbeiter auf seinem Handwagen und nimmt sein Mittagsmahl aus der Schale, die sein Weib ihm gebracht hat; die spielt nun mit ihrem Kinde. Dort wieder, im Mittel der ungeheuren Hofwand; ist er selber ausgemeisselt — Er, der König, in seiner ganzen Pracht, den Scepter in der Hand, ihm gegenüber die Königin mit der Lotosblume, und mit Ringen an den Zehen, welche die Höhe eines gewöhnlichen Menschenkindes haben. Die ganzen Figuren sind so gross, dass uns ihr Scheitel in den Wolken zu verschwinden scheint, und Alle lächeln dasselbe sichere Lächeln. Das war das Haus des Königs oder eines Grossen. Und zwischen diesen Mauern ziehen sich überquellende Wege von Grün hin, undurchsichtige Gebüsche, dicke Blumenstengel mit grossoffenen grellrothen oder gelben dickfleischigen Blüthen. Bäume, die sich kronenschwer an die Wände anlehnen und deren Ueberwucht von dünnen langen Blättern an der Aussenseite dieser Wände herunterflattern bis nieder zum

Boden. Und dazwischen hinein springt das helle Wasser in grossen Strahlen aus den Wasserleitungen über die Terrassen herab und wird gierig von dem reichen Grün und dem reichen Boden eingesaugt.

In den Vorhöfen sitzen üppige faule Mädchen, schwergeschmückt die goldgeschnitzte und goldbesaitete Harfe zwischen den dünnverhüllten Knieen, Arme und Beine voller goldener Spangen, die bei jeder Bewegung sanft aneinander rasselten. Fettglänzende Eunuchen, schön, bartlos, mit Grübchen in den Schultern und an den Ellbogen, gesalbt, von Ehrenzeichen beinahe erdrückt, gehen mit ihrem faulen, sinnlichen, zufriedenen Gange zwischen ihnen umher. Manchmal entströmen einer Harfe, von weicher Hand träumend berührt, wunderbare Harmonieen, die durch die Düfte des riesigen Vorhofes rinnen wie Vogelstimmen, bis sie sich hoch oben verlieren in den Ohren der steinernen Riesengestalten; bis in's Freie hinauf dringen sie nie — es ist zu hoch.

Und in seinem grössten Hofe sitzt Er, der König, der Reiche, der Mächtige, der Mensch. Durch die Pracht seines Anzugs wird er gleichsam doppelt so gross, als er wirklich ist. Auch er erhebt sich über das Menschenmass: das reiche,

dreifache, spinnwebendünne, vielfärbige, weitbauschige, langnachschleppende Kleid, welches mit schweren, dichten goldenen Fransen den Boden schleift; die Zehen mit Ringen geschmückt, die Knöchel mit Spangen, die Arme von oben bis unten mit breiten Reifen und Fransen; das lange Haar, das bis auf seinen Gürtel fällt, noch verlängert durch goldene Kügelchen, welche jedes einzelne Haar beschweren, und verdickt durch fette, schwerduftende Salben; sein Bart ebenfalls gesalbt, mit Silberdraht durchflochten, mit Diamantstaub dick übersäet, jedes einzelne Härchen in eine Locke gedreht und mit Goldkügelchen bis auf die Brust herabgezogen; in der ringbeschwerten Hand eine dicke, grellfarbige, grellduftende, edelsteinartige Blume wiegend, und sein achatglänzendes, mit dicken schwarzen Antimonstrichen ummaltes Auge den verhallenden, herumirrenden, wirren, süssen Tönen in die Höhe nachsendend, das Lächeln der Befriedigung, der Ruhe, des Genusses, der Furchtlosigkeit, des Frohsinns, des **Lebens** auf seinen schwellenden Lippen: so stand da Er, der König, der Mensch, dem Gotte gegenüber, der im Feuer aufloderte — dort in dem Tempel, den man von den Stufen des Palastes überblickte:

— „Du bist Gott! Was fürchte ich von Dir?

Dass Du durch kein Erdbeben die Grundvesten dieses Hauses erschüttern lassest? Dafür dampfen Dir dort drüben reiche Opfer, kostbare Erstlinge des Reichthums, des Lebens und des Samens, Was verlange ich von Dir? Die Wärme und das Licht! Dafür lodert Dir zum Danke diese Flamme, denn ich bin erhört, und will danken. Der Dank ist eine Gabe des Kleinen, die der Gnade des Hohen gleichkommt. Was habe ich sonst mit Dir zu schaffen? *) Ich werde nie mit Dir Gemeinschaft haben, ich werde nie in Deiner Gegenwart sein da oben, ich werde nie Deiner Wesenheit gleichen, oder ein Ewiger mit dem Ewigen, mit Dir, o Sonne, verkehren. Ich fürchte Dich nur in dem, was Du vermagst in diesem Leben. Der Tod ist dann das Ende.“

*) Man hört noch immer mit staunender Bewunderung die Worte König Sennacherib's an den König Hiskia von Juda: „Verlass dich nur auf Gott, und sprich: „Jerusalem wird nicht in die Hände des Königs von Assyrien gegeben werden.“ Sieh, Du hast doch gehört, was die Könige von Assyrien gethan haben allen Landen und haben sie zerstört. Und Du solltest errettet werden? Haben die Götter Jedem sein Land errettet? Wo sind die Götter von Hemath und Aphad? Wo sind die Götter von Sepharvaim, Ilena und Iwa? Haben sie auch Samaria gerettet von meiner Hand? Wo ist ein Gott unter aller Lande Götter, die ihr Land könnten von meiner Hand erretten, dass der Herr sollte Jerusalem von meiner Hand erretten?“ .. (B. d. Könige. 2. 18 33. 19, 10)

Dieser schwellende, schwerduftende, schwerfarbige Lebensreichthum mit seinem Stolze, der nicht über die Grenze dieses Lebens hinausging und der also eigentliche heitere Demuth war, konnte nicht in sich selber zerfallen und versumpfen. Nur die Gewalt konnte ihm ein Ende machen, und zwar ein vollständiges. Und eines Tages standen die Feinde dichtgeschaart um die Mauern dieser Völker, der Scheiterhaufen loderte, die Paläste stürzten, und die Flamme Baal's erlosch — ruhig, plötzlich.

* * *

## Die Griechen.

Die Griechen sind nach den Babyloniern das einzige Volk, dessen Religion nicht in der Todesangst wurzelte, sondern in ihrer Lebensfreude, in ihrem Schönheitssinne, in ihrer Poesie. Aber sie haben ein Jenseits, ein Schattenreich, ein Leben nach dem Tode, ein seltsames lohn- und strafloses Weiterdämmern, an das Niemand recht glaubte.

Sie setzten den Tod unter ihre Gottheiten. Er ist eine schöne, ernste, unerbittliche, würdevolle Gottheit; sie wissen, dass die Götter un-

beugsam sind, dass sie selber vom Fatum getrieben ihre vorgeschriebene Bahn wandeln müssen. Sie unterhandeln also auch nicht mit dem Tode. Der naht sich mit schöner, unzerstörbarer, olympischer Ruhe in den Mienen und streckt die schicksalsgeleitete Hand aus. Der Grieche duckt sich da wohl, sammt seiner Rüstung, und läuft davon, dreimal um die ganze Stadt, wenn's darauf ankommt; aber hat ihn der Tod einmal gefasst, dann fällt er so schön als möglich. Nicht einmal der Tod ist hässlich bei den Griechen. Die Flammen, die den Leichnam verzehren, sind parfümirt, und die Asche ist rein und frei und wird in schönbemalten Urnen verwahrt. Was war da Grauenhaftes am Tode. Und die Seele? Bah! die Seele . . . Wo gehen die Schmetterlinge hin? Und wer wird über die Schmetterlinge weinen, die verschwunden sind? Sie kommen im Sommer wieder.

Die Griechen hatten keinen Alles durchdringenden und Alles lenkenden Gott, sie hatten ein lichtes Gewimmel schöner Gottheiten, die Alle die Erde beschützten, weil sie sie selber genossen; ein heiteres Brouhaha, in welcher Jeder etwas zu sagen hatte, und Jeder seine eigene Schönheit, seine eigene Kunst, seinen eigenen Frohsinn zu vertreten hatte. Griechenland hatte

keinen monarchischen Himmel, es hatte einen konstitutionellen.

Und unter all diesen lustigen Gottheiten war keine einzige, die sich einen Pfifferling um die Menschheit kümmerte; was lag ihnen an den Menschen? Ausser wenn sie schön waren. Sie straften wohl den Menschen, der ihnen trotzte; aber wie begehrenswerth war eine solche Strafe: sie machte unsterblich.

Die Griechenreligion war die echte Naturreligion, verfeinert, gleichsam fixirt durch die Kunst und die Poesie. Das griechische Leben hatte kein eigentliches Priesterthum in sich. Die Priester waren nur in den Tempeln; sie hatten weder auf öffentliche Angelegenheiten, noch auf die Gemüther, noch auf die Familien einen Einfluss. Wer die Priester nicht im Tempel aufsuchte, kam mit ihnen in keine Berührung, und sie traten nie handelnd oder hindernd oder beherrschend in's Leben ein. — Die Götter wandelten unter uns. Nur nicht gerade in diesem Augenblick. Aber gestern war Zeus auf der Erde gewesen, der Hirte hatte ihn gesehen: einen Mann von göttlicher Schönheit und strahlenden Gesichts. Und morgen will Aphrodite heruntersteigen auf ihrem von Sperlingen gezogenen Wagen. Der Grieche war gläubig wie ein Kind,

das an ein Spielzeug glaubt, welches ihm immer versprochen wird und welches es nie bekommt.

Den Olympos, die Wohnung der Götter, sah man vor sich. Die Wolken, die seinen Gipfel bargen, waren ganz rosig durchschimmert von dem flatternden Gewande der Aphrodite. Man vermischte auf eine reizende Art die Erde mit dem Himmel, die Menschen mit den Göttern. Dieser Jüngling war so schön, dass er nur der Sohn eines Gottes sein konnte. Gewiss war Zeus sein Vater. Er war ganz schimmernd von Lieblichkeit, dass eine Göttin ihn lieben musste. Wenn er auf dem thaudunkeln Grase des Nachts bei seiner Heerde liegt, da dufteten die blauen Blumen um ihn, als strömten sie all ihre Liebe aus. Es war wunderbar schön, wie der Mond den müde hingestreckten Leib gleichsam zu bleichem, blutlosem, reinem, thauglitzerndem Marmor macht. Er hat die Augen nur halb geschlossen. Wir wissen warum. Hypnos, der Schlummergott, liebt diese Schönheit, und schläfert ihn mit offenen Augen ein, um ihren Glanz immer sehen zu können. Der Mond kann sich nicht trennen von ihm. Immer voller, immer weisser, immer klarer, immer grösser strahlt sein Licht und umwebt den Jüngling. Man erräth, warum. Artemis liebt ihn.

Und dort im Walde das Weib, das mit ihren Jungfrauen in dem spiegelhellen Bache badet. Sie ist die Tochter des Königs. Der Jüngling, welcher lauscht, weiss es. Aber diese Schönheit muss dem Olympos entstammen — sie wirft gleichsam klare Funken in das Grün . . . Gewiss, ihre Mutter wurde von einem Gotte geliebt. Die Quellen waren belebt, ihre Stimme war die Stimme der Nymphen; und nicht die Gesetze des abschüssigen Bodens und die hindernden Steine verursachen ihr Rauschen, sondern die Nymphen, die unter dem Ufergrase plätschern. Das war nicht wahr, aber es war mehr als wahr, es war schön. Die Phantasie verklärte die ganze Welt. Jeder Baum war belebt von seinen Dryaden. Und Alles, Alles durfte man lieben, und Alles, Alles hatte ein Herz zu lieben; unter der Rinde des Baumes schlug ein schmachtendes Frauenherz und weinte goldene wohlriechende Thränen; in dem Busen des Vogels zitterte eine verbannte Jünglingsseele, und die unförmliche Spinne büsste den vermessenen Stolz auf ihre Weberkunst und war geheiligt durch den Fluch der Athene. Alles war belebt, selbst das Todte, Alles war von der Heiligkeit der Natur berührt, selbst das Thier, Alles war schön, selbst das Unglück: düster schön, denn die

Götter sandten es, neidisch ob des menschlichen Glückes.

Eine Wolke liegt vor der Sonne. Gewiss steigt Phöbus von seinem Wagen, um im Blau herabzusteigen auf die Erde, ohne seine Flammenkrone, nur mit seiner Schönheit. Er liebt. Wen? Man weiss es nicht. Dort die Wolke über den Elfenbeinsäulen Korinths glänzt goldfarbener als die andern, die berührt jetzt der Fuss des Gottes, dort steigt er herab. Man weiss nicht, wen er liebt, aber man sah ihn letzthin im Walde der Daphne das Waldnetz nachtragen wie ein Diener. — Er, ein Gott! — Ja, aber er liebt.

Phöbus Apollon. Ein unnennbarer Zauber umgab diesen Gott, den Erleuchter, den Sänger, den Spender, und bis heute weht dieser Zauber über die Orte, die ihm geweiht waren.

— „Eine unnachahmliche, erquickende Morgenfrische weht über Delos," — sagt ein Reisender — „und man empfindet noch jetzt das Entzücken nach über die Nähe des delischen Gottes."

Das Rauschen des Lorbeerbaumes am Fusse des Parnassos, welcher die pythische Quelle beschattete, hat für fühlende Menschen noch immer eine Stimme in seinen leise singenden Blättern, wie kein zweiter Baum auf Erden.

Das Grab des Achilleos grünt frischer als die umliegenden Wiesen, und des Nachts umwehen es schleierartige Schatten, die von keinem Körper fallen. Sind es die Träume des nur halbtodten Halbgottes? Sind es die Geister der entgötterten Natur, die ihren Liebling besuchen?

Wie schön war jenes Griechenland! Es war das Land des Genusses, aber keines grobsinnlichen Genusses, sondern eines poetisch verklärten, künstlerisch verschleierten Genusses des Augenblicks. Es gab keine ahnungsvollen mystischen Schauer vor einer einstigen Strafe, kein trübes Bekritteln des Verlangens, es gab keine Sehnsucht ausser nach dem, was meine Hand berühren konnte. Die Götter des Olympos waren Alles in Allem nur himmlisch verklärte und irdisch wahre Verkörperungen der Natur: jeder Mensch, der schön oder gross oder liebeflehend oder stolz war, trug seinen Gott in sich, man genoss mit den Fühlhörnern der krafttrunkenen Seele und nahm mit der nie zögernden starken Hand, was zu nehmen war, vor der Gemeinheit geschützt durch den Schönheitssinn und die Leichtherzigkeit. Und wenn man starb, hatte man gelebt.

Heutzutage, um gelebt zu haben, muss man

gelitten oder geschaffen haben. Unsere ganze Gesellschaft ist so kalt, so gefesselt, dass nur das Leiden uns adeln kann vor den Mitmenschen und vor uns selber. Die Schönheit, die frische Kraft sind keine Faktoren für ein so kurzes Leben in unseren unschönen Kleidern, mit unseren Gesetzen gegen thätliche Beleidigungen, mit unserem Streben nach socialen Verbesserungen, die in einer andern Gestalt immer wieder auf's Alte zurückkommen. Ein geistiger Sieg, durch tausend unerträgliche geistige Qualen erkämpft über die boshafte Dummheit, deren Existenz er gefährdet, kann allein uns erheben über diese Menge, die nicht mehr lebt, sondern nur streitet: nicht für etwas Gutes, sondern für das Ich. Aber damals, im schönen, freien Griechenland bestand das Leben darin, Alles zu lieben, was die Natur Schönes schuf, Alles zu singen, was uns das Herz schwellte, und frei zu sterben nach einem freien Leben. Wie alt ist die Welt geworden und das Leben! Wir dürfen nicht mehr schön sein und nicht mehr frei — wir dürfen keines von beiden jemals wieder werden. Der Glanz der Schönheit ist heute höchstens ein Cynismus des Schlafgemaches, und damit ist die Schönheit entweiht, getödtet worden. Wir sehen die Schönheit nur mehr im Augenblicke der Ver-

irrung, und damit ist der Begriff Schönheit und unzüchtiges Verlangen beinahe unzertrennlich geworden. Und wenn man uns frei macht wie Sanskülotten, können wir jemals wieder frei werden von der Unnatur, von der Fessel des Herkömmlichen, von der Mode, von der Etiquette oder von der Prüderie, welche das Laster gebiert? — —

Wenn das Christenthum die Religion der Armen, ihr Trost, ihr Vermögen, ihr Erbantheil für eine bessere Welt ist, so ist die Menschenreligion der Hellenen die Religion der Künstler, der Sieger, der Krieger, der Jugend, der Lieblichkeit, der Weisheit. Und wenn uns jene Mythologie nicht mehr genügen, und nur das Christenthum uns aufrecht erhalten kann, so ist (abgesehen davon, dass der Christianismus göttlich und der Hellenismus rein irdisch ist) dies deshalb der Fall, weil der Sieg der Kraft, der Poesie, der Jugendschöne und der Altersweisheit bei uns die Ausnahmen sind, wie sie bei dem geistig und körperlich gesunden Kindheitsvolke eine Regel waren.

„Die Schönheit war bei den Griechen ein religiöses Dogma," sagt eine geistreiche Französin. Alles war gut, was schön war. Der Mensch in seiner Leibespracht stand nicht tiefer als Gott.

Er war gleichsam von Göttlichkeit (der Schönheit) überrieselt und durchdrungen und belebt, wie alles Andere auch, wie die ganze Natur; „und wenn die Künstler eine niedrige Leidenschaft zu schildern hatten, so ersparten sie der Menschengestalt diese Schande, und fügten ihr als Entschuldigung gleichsam Pferdefüsse oder Bockshörner bei,“ sagt Frau von Staël.

Das, was wir Unglück nennen, wir Unglücksreichen, bei denen jeder Tag tausend neue Uebel bringt, gab es bei den Griechen nicht: ihr Unglück war das Verbrechen. Wir sehen das in der Dichtung, dem Spiegel der Völker. In keinem Epos, in keiner Tragödie wird unverschuldetes Unglück geschildert. Nirgends tritt ein Verfolgter auf, dessen Unschuld endlich erkannt wird. Den tragischen Konflikt knüpft immer das Verbrechen. Manchmal das Verbrechen ohne Strafe, so wie es bei uns manches Unglück ohne Lösung gibt.

Dem Verbrechen der Griechen (ihr grösstes Verbrechen, das heisst ihr grösstes Unglück war die Beleidigung der Götter) folgte der Fluch, und der lag dann brütend wie eine giftige Schlange, die sich um ein Opfer ringelt ohne es ganz zu erdrücken, auf ganzen Geschlechtern,

die sich in dieser schauerlichen Schlangenumarmung fortpflanzten, starben, zur Welt kamen, immer mit der Last um ihre Brust, und die zischenden Gifttropfen an ihrem Körper hinabrinnen sehend. Nicht der Welt gehörend und nicht dem Schattenreiche. Grauenhafte Opfer der Kehrseite der Götternatur, eine nothwendige Folge der Verwirrung, welche in eben dieser von Dichtern geschaffenen Natur liegt: allmächtige Götter mit allen Seelenschwächen der Menschen.*)

Diese unbarmherzige Rachsucht der erzürnten Götter mussten die Dichter dem Enthusiasmus entgegensetzen, mit welchem die Menschen der kindlicheren Griechenzeit an den Göttern hingen. Täglich hörte man da von stolzen Knaben- und Mädchenlippen die Frage: „Warum ist mir Apollon noch nicht begegnet. Warum kann ich Diana nie erlauschen im dunkeln Grün?“ — Fragen, welche zu früh den Zweifel angeregt hätten. Da musste der Mund des Dich-

*) Dafür machte aber der Fluch und die Rache der Götter den davon betroffenen Menschen heilig und unsterblich. Als der kurtische See und der ruminalische Feigenbaum vom Blitz getroffen waren, wurden sie für heilig gehalten. Vom Blitze getroffene Personen galten für unverweslich. Byron sagt: Wisst, dass der Donnerkeil, was er verletzt, auch weiht. — (Don Juan.)

ters, des Greises oder des Priesters warnen; man zeigte auf das löwengetragene*) Atridenthor in Mykene, welches noch von den Cyklopen herrührt, und auf den Felsen am Meere, in welchem Niobe trauert, und man erzählte von der Gefahr, mit Göttern Umgang zu haben; so entstanden die tiefen nachtkalten Schatten, die zwischen den Gold- und Elfenbeinsäulen in den Tempel fielen: die Geschichte des Götterfluches.

Nur die hohen königlichen Geschlechter wurden in urältester Zeit gewürdigt, in die Hallen der Götter zu treten und mit ihnen zu verkehren, aber nie gerieth dieser Verkehr zum Segen. Denn die Menschen schwindeln bald in der Höhe, auf der sie nicht geboren sind, und halten sich bald im irdischen Hochmuth den unsterblichen Göttern gleich, denen sie trotzen. Unzählige Geschlechter sanken so unter den Streichen der erzürnten Götter, unzählige Menschen: das Haus des Minos mit der wahnsinnigen Wuth der Pasiphäe und dem rührenden Verschmachten Phaidra's; die Atreus-Gruppe mit ihrem chaotischen Wuste von Mord und Sinnenlust; Mirra; Arachne; Sisyphus; Niobe . . . Am rührendsten ist das Bild der Niobe mit ihren Kindern. In die-

*) Noch heute existirende.

ser Gruppe spielt die Gottheit Griechenlands noch die heidnischeste, scharf an Phönizien angrenzende Rolle der boshaften, beinahe dämonischen Rache. Man denke sich die ganze grosse blumenreiche Wiese, übersäet von den schönen, lebensfrohen Kindern der Niobe — so zahlreich, dass man sie für Blumen hielte, wenn sie sich nicht bewegen würden, und dann für Schmetterlinge, wenn sie nicht lachten und sängen. Die Söhne, welche ringen oder muthige Pferde bändigen, dass die weiche Erde auffliegt; die Töchter, welche einen Regen bunter Steinchen in die Frühlingsluft werfen, und einen Regen Blüthen hinterdrein; und erhöht am Ufer des in der Morgensonne blitzenden Meeres die Königin, Stolz im Herzen, aber den edelsten Stolz, den rührendsten Stolz, den Stolz der Mutter. Um Einem dieser vielen glänzenden Kinderaugen eine Thräne zu sparen, nähme sie das goldene Königsdiadem vom Haupte und würfe es in's Meer. Um Einem dieser Kinder das Herz zu erfreuen, würde sie sich in Lumpen hüllen und von Thür zu Thür betteln gehen.

Da sagen die harten, neidischen und dennoch inmitten des goldenen Himmels thronenden Götter: „Sie ist stolzer als wir!"

Stolz! Aber es gibt ja einen Stolz, der nur

Liebe ist. Eine dreifache Frische grünte auf dieser Ebene: Alle diese Kinder sind jung, es ist Frühling, und es ist Morgen.

Die Jugend wirft lachende Musik in die Lüfte, der Frühling schlingt grüne kühlende Gräserschatten um die eilenden Füsse, der Morgen streut ein Meer von Rosen über Alles.

Und inmitten dieser rührenden Pracht wagen es der Gott des Liedes und die Göttin der Mädchenhaftigkeit den Bogen zu spannen, und der Pfeil schwirrt . . !

Am Abende desselben Tages war die reiche Jugend todt. Leichen lagen auf Leichen gethürmt im blutüberströmten Grase. Todt Alle! Das Jüngste selbst! Ein blosses Kind! Kein Tiger hätte daran gerührt, so lächelnd war es, und so glänzten seine Augen. Ein Mädchen, ein sanftes Mädchen! Mitten durch das kleine Herz . . !

Am Abende desselben Tages war die Jahreszeit zum Herbst geworden; der blühende Frühling war welk geworden im Dunste des Todes und in dem drückenden Geruche des gestockten Blutes. Die Blumen waren welk geworden, und selbst das Gras verdorrte, und der Himmel konnte nicht mehr lächeln über solchem Elend; trüb und dunkel zogen thrä-

nenschwere Wolken über dem stahlblauen erloschenen Meere und sandten einen spitzen, scharfen, kalten Regen auf das Gestein des Ufers.

Auf das Gestein des Ufers, welches reicher geworden war um einen stummen Stein, der fast die Form und die Züge der Mutter trug.

Gebeugt, in ihren Schleier gehüllt, sass sie da. Das starre Auge in die ziehenden thränenschweren Wolken gerichtet — thränenlos. Es war ein Blick, der die Wolken fragte, woher sie ihre Thränen nahmen? Sie hatten ja kein Kind verloren. Und als die Finsterniss der Nacht die Wolken verschlang, da war es ein Blick, der in die unendliche abgrundtiefe Finsterniss hinein nach den Göttern fragte — nach den Göttern, welche Kinder tödten konnten . . .

Der Morgen brach herauf, sonnenlos, trüb, und er sah noch immer die Mutter auf derselben Stelle. Versteinert im Schmerze.

Die Augen der Götter wandten sich niemals auf diese Stelle.

Die Leichen verwesten und zerstoben in den Wind. Aber der Stein überragte noch immer das Ufer.

Und wenn ein Gott der Spur des Wildes oder der Spur der Schönheit nachschlich, mied er

diesen Weg: Entgöttert war dort die Erde und entgöttert der hohe Himmel, denn scheu flohen den Ort die Unsterblichen.

Nur Chronos dachte auf seinem hohen Sitze, inmitten der ewigen obersten Nacht, und bewegte in seinem Herzen, dass einst Stein auf Stein an die Veste des Olympos stürmen würde, aber Keiner würde treffen — nur dieser.

Und seine Hand rührte nicht an ihn.

* * *

Wenn ich diese Mythe ganz durchträumte, so geschah es, um die sonderbare Vermengung von uralten dämonischen und ahnenden, grossmilden Zukunfts-Begriffen in der Griechenmythologie zu zeigen, indem ich von diesem Göttermythus unmittelbar auf einen gleichzeitigen übergehe, welcher seinen strikten Gegensatz bildet: den Mythus von Orestes, dem Muttermörder.

Von den Eumeniden verfolgt, von allen Schrecknissen des Gewissens umzischt wie von Schlangen, floh er durch finstere Wälder, über blühende Triften, durch fröhliche Städte, in hochheilige Tempel. Ueberall gemieden, überall verstossen, überall umzischt von den Schlangen, Endlich fiel er eines Abends, erschöpft zum Tode.

zu Delphi an der Statue Apollons nieder. Da verkündete ihm das Orakel des Gottes, er solle nach Athen gehen und sich dem Gerichte des Areopagos unterwerfen.

Mit wunden Füssen, mit zagendem Herzen und brennenden schlummerlechzenden Augen schleppte sich der Muttermörder Orestes auf die Akropolis hinauf vor das Gericht der ehrwürdigen Greise, gestützt auf seine weinende Schwester Electra. Die Greise des Areopagos stimmten ab, und siehe da, als man die Kugeln des Urtheils aus der Urne nahm, da waren ebenso viele weisse wie schwarze. So viele Weise den Mörder schuldig befunden hatten, so viele hatten ihn losgesprochen. Die Väter wussten nun nicht, erstaunt und verwirrt, was sie beschliessen sollten.

Da erschien die Göttin Athene mitten in der Versammlung und trat neben den verklagten, gehetzten Mörder, und warf eine weisse Kugel in die Urne und sprach: „Die Weisheit stimmt immer für die Barmherzigkeit.“

Und Orest war gelöst, und gelöst sein Fluch und der Fluch seines Hauses.

Diese Stelle aus der ältesten griechischen Mythologie*) ist vielleicht die merkwürdigste

*) Erst spätere Tragiker erfanden die Lösung auf Tauris.

des ganzen Sagencyklus. Diese Lösung und das Wort Athene's von der Barmherzigkeit ist wie ein echter Gottesblitz in der schwülen Sommernacht der Griechenreligion. Die letzte Göttin des Alterthums streift hier hart an den Gott der Christenzeit. Der Gott der Zukunft spricht aus der Göttin, die vom Zeitenlaufe schon zum Untergange verurtheilt ist. Ein klares hellenisches Licht von dieser Erde fliesst hier einen Augenblick, aber nur in diesem einzigen Augenblicke mit dem himmlischen Lichte des Christenthums zusammen zu einer unbeschreiblichen Flamme.

Der Dichter, welcher diese Stelle sang, ahnte den Christianismus schon Jahrtausende vor der Geburt seines Gründers. Es gibt in uralten Sagen und Geschichten und Dichtungen solche farbige helle Schatten, die wie durch eine bemalte Glastafel von dem Fenster der noch im Zeitenschoosse schlummernden Zukunft in das Helldunkel jener fernen Vergangenheit fällt wie ein Vorgefühl. Der Geist verwirrt sich und bleibt erstaunt vor diesem Räthsel des prophetischen Menschengeistes, welcher aus dem Urboden eine einzige einzelne Pflanze keimen lässt, deren Gattung erst nach vielen Erdrevolutionen entstehen kann.

Eine Gottheit, welche vergibt und für den

Mörder streitet! ein Gott der Milde, der Versöhnung und der Barmherzigkeit! . . Soweit waren die Pharisäer zu Jesu Zeiten noch nicht.

*
*   *

So seltsam aber die Götter waren, die auf den Wolkenstufen herabstiegen unter die Menschen, um ihnen Liebe abzugewinnen oder um sich an ihnen zu rächen, so hatten sie doch Eine grosse unbezahlbare Milde: sie liessen dem Leben das Leben frei. Mochten sie selber allen Leidenschaften unterworfen sein, den erbärmlichsten selbst, sie anerkannten diese Leidenschaften bei dem Geringsten, und jeder rasche menschliche Trieb, jede eigenmächtige wagende That wurde veredelt durch das Beispiel der Götter; der Götter, von denen Alles kam, das Gewerbe und die Rache, die Kunst und die Unzucht, der Blitz und die Schönheit. Und nachdem die Orakel von Dodona und Delphi schon längst verstummt waren auf Gebot „des Gerechten“, *) hielt das Volk noch an seinen Göttern, von denen es nicht lassen wollte, die es überall wiederfand: in dem Rauschen der heiligen Quellen, im Flüstern des

*) Einer Ueberlieferung nach soll das delphische Orakel nach Christi Erscheinen seinen letzten Ausspruch gethan haben:

dodonischen Haines, im Rollen des Donners, im wogenden Golde des Aehrenfeldes. Man konnte die Götter verjagen aus ihren Tempeln, aber nicht aus dem Herzen und der Sehnsucht der Griechen, die sich einsam fühlten wie in einer verwüsteten Hütte.

Und als kurz nach der Geburt des Heilands eine wesenlose klagende Riesenstimme wie ein Sturmwind herumirrte an den Gestaden des ägäischen Meeres, welche rief: „der grosse Pan ist todt!"*) da lag ein starrer, thränenloser Schrecken auf allen verlassenen Menschen, die, das unverstandene Kreuz vor sich, rathlos standen in der fremdgewordenen entgötterten Natur.

Aber noch lange darnach suchte der Grieche seine Götter (an die er doch nicht mehr geglaubt hatte, die ihm aber erst nach ihrem Verluste wirklich und wahrhaft erschienen in der Natur, in seinem eigenen Herzen, in den Leiden und

---

„es könne nicht mehr Antwort geben, „der Gerechte" verhindere es." Und seit der Zeit blieb es stumm. Heidnische Schriftsteller bestätigen dies. Erklärbar wäre der Umstand vielleicht dadurch, dass die letzte Pythia heimlich Christin gewesen sei. Immerhin bleibt dieses Orakel ein merkwürdiger Schlussakkord für eine so lange stolze und helle und liebliche Götterzeit. Es ist, als ob eine Dur-Symphonie in einem Molltakte verrinne.

*) Nach gewissen alten Berichten. Michelet in der Sorcière.

Freuden seines Herdes, überall: den christlichen Wunderthäter Paulus nannte er Zeus,*) und den Apollonius von Tyana Hermes,**) und den schönen kräftigen Kaiser von Rom, Commodus, Heracles.***)

Erst als die Tempel alle zerfielen und die Statuen in die Erde sanken, da kehrte er sich zum Kreuze; nicht aus Ueberzeugung, sondern weil es doch die einzige Brücke war nach oben, seit man den Weg der Götter zerstört hatte. Das Christenthum hat in seinen Anfängen eine grosse Sünde begangen, indem es ein Anathema über die Kunst aussprach. Hätte man die Bildsäule Christi in den Tempeln aufgestellt, wir hätten wenigstens nur Eine wunderthätige Gottheit behalten, es hätten sich nicht so viele heidnische Elemente in den Hütten der Völker erhalten, und wir hätten heute keine Wunderbilder. Die Kirchenväter aber in ihrem blinden unpraktischen Eifer sagten: „man soll Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten!" Dazu hätte man das naive Heidenvolk erziehen müssen. Indem man ihm den Einen neuen Gott im Bilde raubte,

*) Apostelgesch. 14, 12.
**) Eusebius contr. Apoll.
***) Lamprid.

behielt es die Sehnsucht nach den vielen, und schuf sie später nach.

Die Kunst verdammen: das erste Christenthum stürzte wunderbare Menschenbilder um, indem es dieselben Götzen nannte. Aber die Bäume musste es stehen lassen und die Quellen rieseln und die Feldfrucht gedeihen — und Alles dieses waren ebenso viele Götzen, d. h. Verkörperungen der Naturgewalt, geheiligt durch ihren Nutzen, wie das Bild geheiligt war durch seine Schönheit. Nicht in die Tempel flüchteten sich nun die verfolgten Gottheiten, sondern in die Hütten der Menschen, in ihr Herz. Wenn das Christenthum die Tempel stürzte und die Statuen zerbrach, so tödtete es die Götter nicht, sondern es bewirkte nur, dass man die unentbehrlichen und liebgewordenen Götter unter anderer Gestalt desto sicherer bei sich behielt, indem man ihnen christliche Namen gab und aus den Personifikationen des Getreides, der Früchte, der Keuschheit Heilige machte, welche das Getreide, die Früchte, die Keuschheit, die Jagd, die Gewerbe beschützten; Heilige ohne tieferen Natursinn, echte G ö t z e n. Deshalb ist auch der Grieche bis heute noch der G ö t z e n d i e n e r im Christenthum: sein Glaube geht in Bildern auf, denen er Wunderkraft zuschreibt, er opfert dem

Priester, der seinen Tisch an das Piedestal der Heiligen rückt, die alten Gaben an Wein, Tauben, Milch und Ochsenfleisch, er behängt das wunderthätige Bild mit Perlen und kennt keinen einzigen Vers der Bergpredigt; er küsst den heiligen wunderwirkenden Boden der Kirche, und weiss nichts von den erhabenen, Worten Jesu: „Wahrlich sage ich dir, Weib, die Stunde ist nahe, wo man Gott weder auf diesem Berge, noch in Jerusalem, aber wo man ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten wird."

Man konnte dem Griechen andere Götter, andere Kirchen und andere Ceremonien geben, aber man konnte ihn nie zum Christen machen. Man konnte ihn dazu bringen, seine alten Götter zu verläugnen, aber sie wurden bitter gerächt: mit ihnen zog die Schönheit fort, der Frohsinn, der Muth, die Ehrlichkeit, der Stolz und die Freiheit. Es war, als, sei die Sonne erbleichend zurückgewichen von dem götterlosen Lande.*)

* * *

*) Einem Volke, welches seine höchste Kultur aus seiner Religion und aus seinen Göttern nahm, raubt man nicht ungestraft seinen Himmel. Sobald dieser Himmel versetzt und verfälscht wird, welkt das Volk gerade in dem, was es Grosses uud Eigenthümliches in sich hatte, weil Kultur und Reli-

## Die Römer.

So reizend und lebendig war die Religion der Natur bei den Griechen. Aber die Kriege sprühten die besten Kräfte der Landschaften nach Aussen, wie die Wiesenblume ihren Samen vom Winde tragen lässt.

Aeneas zog nach Italien hinüber mit seinem gebrechlichen Vater, seinem kleinen Sohne und den heiligen Gottheiten seines Landes.

Es war ein grosser, ein schöner, ein sonnenglänzender Tag, an welchem die Schiffe des flüchtigen Helden an den Gestaden Latiums landeten. Wer hätte denken mögen, dass es ein Tag des Fluches und des Verderbens sein würde den Geschlechtern von Jahrtausenden?

---

gion sich immer verhalten wie Kind und Mutter. Siehe die heutigen Griechen, die heutigen Egypter, die heutigen Bewohner des Euphratlandes. Anders verhält es sich mit solchen Nationen, denen ihre Religion weder Kunst noch Kultur gab und sie nicht über das Niveau des Instinkts erhob, wie die Bewohner Mitteleuropas, Galliens, des Nordens, Russlands.

Die Ufer waren mit dichten Orangenwäldern und Oleandergebüschen förmlich überwuchert, und lichte rosige Oleanderblüthen und gelbiche Orangenknospen wiegten sich gefangenen Schmetterlingen gleich an ihrem Stiele; grosse blaue Libellen gaukelten zwischen den Ufergräsern auf, kunstlose Häuser erhoben ihre kräftigen Häupter über die üppig wuchernde Wildnisspracht; die Sonne blitzte wie eine Flamme in jeder einzelnen Welle und man sah neben dem Sonnengolde keinen Schimmer Azur, nicht am Firmament und nicht in den Wogen. Und mitten in dem heitern Sommerglanze, den grünen Uferlichtern zugewendet, hielten die weissbewimpelten farbenprächtigen Schiffe des ilischen Prinzen. Er brachte Männer, er brachte ein süsses Kind, er brachte seine Hoffnungen, seinen Reichthum, seinen Stolz, seine Kraft und eine alt gewordene, verpflanzte, welke Religion.

*
* *

Er brachte eine Religion und er brachte Götter, an die Niemand mehr glaubte und die nur durch die Liebe ihres Heimathsvolkes daheim ein kräftiges, unausrottbares Leben führten, die aber im fremden Lande zu blossen Schablonen werden mussten. Er bevölkerte mit diesen

Göttern den Himmel des jungen, frischen, ringenden Volksstammes. Es lag ein Fluch in diesem Fehler. Ein entstehendes Volk mit greisenhaften, längst überwundenen Göttern. Das junge Rom mit den veralteten Märchen Griechenlands!

Was Wunder, wenn das Volk selber alt wurde? frühzeitig alt, wo es am kräftigsten sein sollte? Ein Kindervolk, das seine Götter als Mumien überkommt! Im römischen Volk frass dieser Wurm weiter und weiter, dieser Wurm, welcher geistige Haltlosigkeit hiess. Italien, durch tausend Gebirgszweige mit den schwerfälligen nordischen Alpen und den traurigen Ländern der Gallier, Kelten und Germanen verbunden, hatte nicht den leichten Schönheitssinn des wie ein Garten abgeschlossenen Griechenlands, sondern mehr die nichtdenkende Schönheitssinnlichkeit der Gallier in seinem Blute. Und wie es nun die Schönheitsverkörperung als Gottheit bekam, diese bildnerische Verkörperung, welche man erst durch seine Leichtherzigkeit und seinen Enthusiasmus beleben und erheben muss, vertiefte es sich in das Dogma der Lebensfreude nicht wie in ein erfrischendes Bad, sondern wie in eine wohlzubereitete Speise. Der Grieche genoss mit den Sinnen, der Römer mit dem Gaumen. Aus dem Leichtsinn wurde das Laster-

Und als das weltbeherrschende römische Volk eines Tages da stand, nach einer Stütze suchend mit der zitternden genussgeschwächten Hand, und nichts fand als die entblössten Schultern und die kalten, längst der vergeistigenden Seele beraubten Steinformen der Kunstwerke, da brach das purpurbekleidete, allmächtig herrschende Volk in seine vergifteten Glieder zusammen. Der Römer glaubte an gar nichts mehr: nicht an die schönen olympischen Märchen, die er geerbt, nicht an den Dichter, nicht an den Künstler, nicht an sich selber und nicht einmal an den Genuss von gestern. Es war eine schreckliche Zeit. Es gab nur noch einen Ausweg, sich über die Verzweiflung der Gott-Armuth zu erheben: und der war, selber Priester zu werden, und das Verspottete wenigstens materiell auszubeuten. Und man wurde Priester, wenn man nicht Kaiser werden konnte, und selbst Kaiser wurden Priester, und wenn sie starben, Götter. Man bevölkerte den immer leerer werdenden Himmel mit Menschen, wie eine verpestete Kolonie.

Man wurde Priester und raffte den ganzen alten zerbröckelnden Götterkram zusammen, um das edle Metall der Gold- und Elfenbeinbildnisse für sich einzuschmelzen. Von dem naiven, heiteren, nie grübelnden, sorglosen Glau-

ben der Hellenen hatte Rom nichts mehr. Die Religion gehörte dem Priester, der sie wie ein Rind ausschrotete, sie versickerte in Opfern, heiligen Hühnern, welche Zuckerbrod frassen, Kälbern, denen man eine grosse Leber anmästete wie den Gänsen, und deren Gedärme politische Prognostika stellen mussten, und alle Jahre gab es einen neuen wirklichen Gott: den eben verbrannten todten Kaiser oder den eben verbrannten monströsen kaiserlichen Liebling. Ein Himmel, dessen schwüles Sturmesrasen manchmal einem Hohngelächter glich, wälzte sich über dem poesie-, scham- und illusionslosen römischen Reiche.

Man trug noch das leichtfertige, hochgeschürzte Kostüm der Griechen, aber über vergifteten, angesteckten, schlotternden Gliedern; die Lippen sangen noch die Lieder Anakreon's, aber nicht mehr aus der Brust herauf, sondern aus dem berauschten Kopfe herunter; und der Körper Roms wälzte sich bluttriefend, blutrünstig und voller Geschwüre mit mattzuckender, dumpfer, blöder Seele über einen eiskalten Boden von Mosaik und verwelkten Bäumen.

* * *

## Cäsar.

Der römische Priester hatte die Götter, die ja doch nur mehr betrunkenen rosenbekränzten Wüstlingen als Fluchphrase dienten, schon längst geschlachtet und weidete sie aus.

Aus den Eingeweiden der Opferthiere liess man sie reden. Das lichte hellenische Leben hatte es noch nicht gewagt in die Fäulniss des Leichnams zu dringen, um dort die Lösung des Gottesräthsels zu suchen. Erst in Rom verstummte die Sprache der Erde, der Natur, des Lebens, und man suchte den Gott in Fäulniss; in der Fäulniss, die allein dem gesättigten, greisenhaft unnatürlichen Genusse des Lebens entsprach.

In diesem Stücke stand Rom zu Griechenland, wie das gothische Christenthum sich zu dem Christenthume der ersten klaren Tage verhält, wo Jesus noch auf Erden wandelte. Damals lehrte Jesus Gott im Leben, in der Natur, in der fruchtbringenden Erdscholle, mit Sanftmuth, Vergebung, Genügsamkeit und Liebe. Dieses Evangelium wurde später übersetzt in die Worte; Grab und Opfergaben. — Ebenso verhielt sich Rom zu Griechenland.

Der Anfang und das Ende dieses Rom's konzentrirt sich in Cäsar, den ein Kaiser von heute (ohne zu ahnen in welchem Sinne er recht hatte) sich nicht gescheut hat als ein Vorbild seines Geschlechtes zu beschreiben.

Cäsar verwandte seine Jugend dazu Schulden zu machen, welche alte, erfahrene Schuldenmacher in Erstaunen setzten. In jener Zeit kratzte er sich den von Ausschweifungen kahl werdenden Kopf nur mit Einem Finger, um seine mühsam verhüllten kahlen Stellen nicht zu entblössen. Als er zu seinem ersten Feldzuge auszog, sang man Spottlieder auf ihn und nannte ihn die Gattin aller Männer und nebenbei ein wenig den Gatten aller Frauen. Er war tiefer gesunken als die verlorene Dirne.

Und er wurde ein Feldherr; er zog aus in die Regen Galliens und den Nebeln Britanniens entgegen. Mit seiner Epilepsie, seinem Magen, der nichts mehr vertragen konnte, seinem übelriechenden, kaltschweissigen, grünlichen Körper, der kein Vergnügen mehr geniessen konnte. Und als er heimkehrte, legte er die Hand auf das Diadem der Weltherrschaft. Dies Alles durch seine wahre Grösse?

War es damals Helden- und Menschengrösse, wenn ein Wüstling, durch seine Krank-

heit verhindert, sich noch um die ehemaligen Genossen seiner Ausschweifungen zu kümmern, an der Spitze einer unzählbaren Armee Länder erobern konnte — nicht weil er muthiger, weiser, geistesfrischer war als alle andern, sondern weil er mehr Schulden hatte, d. h. der Adeligste war, der Unbesorgteste um seine eigene röchelnde Persönlichkeit und der Wollustsatteste. Und die Masse seines Heeres, die glänzende Kriegskunst und die raffinirte Bewaffnung seines Heeres erdrückte plump die verstreuten, erstaunten, rohen Jagdvölker der Länder, in die er fiel. Es gibt Geister, die einem Genius gleichen, mit diesem aber nur das Verblüffende gemein haben. Um Cäsar gerecht zu messen, muss man die damaligen grossen Feldherren studiren, diese pedantischen, dicken, um ihre Geldhaufen oder um ihre junge Frau besorgten, vor der Hitze sich scheuenden und am Meere sich erbrechenden grossen Männer. Was für ein Vortheil war es da, magerer, ärmer, und — fertig zu sein. Nichts auf der Welt zu lieben und vom ausgenossenen Leben nichts mehr zu erwarten.

So war Cäsar, so war Rom. Nicht durch seine Grösse beherrschte es die Welt, sondern durch sein Raffinement. Nicht durch seinen Muth, sondern durch seine Frivolität. Nicht durch seine

Begeisterung, sondern durch seine Sattheit. — Rom war ein abscheulicher Herd der Fäulniss. Jedes göttliche Mysterium, jede politische That, jede Privateinrichtung, ja endlich jeder neue Gedanke hatte sein Wurzeln in der Sinnlichkeit, wie das Schilf im Sumpfe.

Die grosse Tragödie (oder man könnte es vielleicht besser die blutige Sitten-Komödie nennen), die sich zwischen Cäsar dem Beschützer und Brutus dem Beschützten, zwischen Cäsar dem „Ehrgeizigen" und Brutus dem „Demokraten" entwickelte, hat noch kein Geschichtschreiber und kein Tragödiendichter in ihren Wurzeln verstanden — jener Dummheit wegen, welche die Prüderie der Schulen über das Verständniss des Latinismus (ich weiss kein besseres Wort) geworfen hat. In zahlreichen falsch kommentirten Stellen wird bewiesen, dass Cäsar und Brutus in einem schändlichen Verhältnisse zu einander standen. Was für eine schreckliche, gerechte Tragik legt dieser Umstand in das entsetzensstarre Antlitz Cäsars, wie er die Hand seines Brutus*) mit erhobenem Dolche auf sich niedersinken sieht, und auf die Worte: „Auch Du, Brutus?"

*) Weiss man noch nicht, was bei den Römern die Bezeichnung meus, tuus, suus in Verbindung mit Männernamen sagen wollte?

Wenn die Schulgelehrten Brutus den „Pflegesohn“ Cäsar's nennen, wie abscheulich undankbar wird da seine That! wenn sie ihm seinen rechten Titel gäben, wie natürlich wird sie da!

Dem Leichname Cäsar's wurden göttliche Ehren erwiesen, und er wurde als Mars in den Himmel versetzt.

Cäsar, welcher auf der Barke, mitten im Sturmesheulen zum Schiffer sagt: „Du führst Cäsar und sein Glück;“ Cäsar, welcher am Rubicon sinnend schwankt, wo am Uferrande ein erschreckter Schäfer die Doppelflöte vom Munde sinken lässt, während das Heer wie eine Wolke dem Führer nachziehen oder zurückweichen wird; Cäsar bleibt immer die Verkörperung des aussätzigen, impotenten, witzmachenden, erhaben-nichtsachtenden, götterlosen und zeremonienerdrückten, hinterlistigen römischen Reiches, und die Götter, denen er opferte gleichen dem hohlen färbigen Nebeldunste über einem glühendheissen Krater. — Rom ist der krebszerfressene Todeskampf einer tausendjährigen herrlichen Religion. Rom ist das Hospital der alt gewordenen Schönheit, welche dort starb wie jede Schönheit, die aller Welt gehört hat: auf verfaultem Mist.

* * *

## Die Germanen.

Ich muss hier noch mit einigen Worten der Religion oder vielmehr der Mythologie der deutschen Nordvölker gedenken. Diese Mythologie ist unter allen am unreinsten und vermischtesten bis zu uns gekommen, und es ist schwer, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt zu erkennen; wir haben nur die fast moderne Bearbeitungen der beiden Edda's*), und darinnen sind die Göttermythen schon so sehr mit ritterlichen und mittelalterlichen Zügen untermischt durch die Individualität der beiden Sammler, dass jene einfache starke Kriegerreligion der ältesten germanischen Völker, jene Religion, üppig wie Waldesboden, frischbrausend wie Eichenlaub, lauttönend wie der wehende Bergwind, welcher das Geklirr von Waffen aus weiter Ferne herüberträgt, und grellleuchtend wie Sonnenstrahlen, die

*) Die Eine stammt aus dem eilften, die andere aus dem dreizehnten Jahrhunderte.

auf Kriegerhelmen blitzen, schwerlich in ihrer Ursprünglichkeit herausschälbar ist.

Was wir durch die Edda's von dem abenteuerlichen Asen-Rittergeschlechte wissen, ist wohl zur Hälfte mittelalterlicher Roman und nur zum kleinern Theile Ueberlieferung. Denn die Edda's haben meines Erachtens eine allzu frappante Aehnlichkeit mit gleichzeitigen Romanen, um ein unvermischter Mythusborn zu sein.

Wie im Worte, so ist die altgermanische Mythologie auch im Bilde untergegangen und weggeweht. Alle Darstellungen Thor's, Odin's und Freya's in den modernen Götterbüchern sind reine, nach der Eddabeschreibung geformte Phantasiestücke. Nur hie und da finden sich noch in grossen Museen Ueberreste der echten alten germanischen Götzenbilder, die aber namenlos und dadurch unverständlich geworden sind. Die selten entdeckten Hünengräber geben nur Waffen und Ringe, aber keine Heiligthümer heraus, und die Ueberbleibsel der Pfahlbautenzeit, welche doch das Urleben bis in die geringsten Hausgeräthe herab zeigen, bleiben stumm über den Himmel ihrer Völker.

Den alten germanischen Nationen bis zu den Skandinaviern hinauf war unsere Erde

gleichsam nur der schwächste Ast eines ungeheuren Baumes, der viele Welten trug, von seinen giftgetränkten, langsam faulenden Wurzeln an bis zu seinen im blauen Aether wehenden Wipfeln. Zu oberst war Muspelheim, das Lichtreich, im Zenith der Welt, das höchste im ewigen Sonnengolde glänzende Blatt des Weltenbaumes, auf dem die obersten Mächte wohnten, die keinen Namen hatten und keine Gestalt, und deren Wesen die höchste Klarheit war.

Dann weiter herab der Himmel oder der Aether, in dem die Lichtalfen und Flammengeister wohnten, wehende, leuchtende Gestalten. Noch weiter herab das Gottheim oder die Asgard, das uns sichtbare Firmament; dort wohnten die Asen, die Götter des Sternenhimmels. Dort sass Odin auf seinem Thron, einäugig, alt wie die Welt, die zwei Raben auf den Schultern, die ihm das Neue meldeten und das Alte in's Gedächtniss riefen, und mit den zwei Wölfen, die ihr Fell rauh schmeichelnd an seinem Knie rieben und die Opferspeisen verzehrten. So sitzt er auf seinem Throne, uralt, gutherzig, blöd beinahe, nur manchmal wie im Traume auf das Geflüster der Raben horchend. Nur wenn der Krieg flammt, lässt er sich auf sein Ross heben, und unter den Armen aufrecht

gehalten, reitet er über der Schlacht dahin. Die ruhmvoll gefallenen Helden sind sein Eigen.

Dann Freya, die Göttin der Schönheit, goldhaarig, mit Frühlingsblumen in der Hand; dann Thor, der Hammer, auf seinem von Böcken gezogenen Wagen durch die schwarzen dichtzusammengeballten Wolken fahrend, dass die Erde vom Donner erdröhnt und die Hufe der Böcke und die Schleifen der Räder Blitze werfen. Und dann das ganze weite Geschlecht der Asen und der Walküren.

Unter Asgard lag Windheim, die Erdatmosphäre, in welcher die Vanen, die Gottheiten der Wolken zogen. Dann kam die Erde selber, umgeben von Urmeeren, Midgard oder Manheim. Unter der Erde lag Utgard, das Reich der Riesen, unter diesem Schwarzalfaheim, das Reich der Zwerge und Gnomen. Noch tiefer Helheim, die Schattenwelt, dort, wo sich das Riesenland in die Nebelwelt verliert: dort wohnten die Todten . . . dass heisst die Weiber und die feigen Krieger und die Kinder. Endlich zu unterst Niflheim, der dunkle, kalte Eis- und Nebelraum mit dem Schlangenpfuhl, in welchem einst die ganze zertrümmerte Erde und der ganze zertrümmerte Himmel versinken werden.

Im Walhalla, der Götterwohnung Asgard's,

stand der unermessliche Palast Thor's, in welchem die Geister der tapfer gefallenen Krieger ewige Lust und ewige Ehre genossen. Wenn eine Schlacht über die Ebene tobte, da ritten die Walküren, diese dämonischen Mannweiber, hellgepanzert und mit wehendem Rabenhaar um die Wahlstatt, und nahmen die Seele des gefallenen Kriegers in ihre Arme (wenn der Gefallene einen Waffenbruder hatte, nahmen sie die beiden Seelen in Einer Umarmung), und trugen sie nach Walhalla, wo das Mahl bereitet war auf grossen Tischen, und wo die Helden nun ewig zechten, bedient von den Mannweibern, an der Seite ihres Waffenfreundes, freundlich belobt von Thor, dem mächtigen Krieger.

Dieser eigentliche „Himmel" der alten Germanen, Walhalla, hatte reiche Belohnungen für den Muth, die Kraft, die Freundschaft, die Treue, selbst für die List. Nur für die Liebe blieb kein Platz. Das Weib hatte keine Stelle in dieser Religion, das Weib war vergessen. Kein sanftes frauenhaftes, ein ganzes Leben hindurch währendes Dulden, keine stille Entsagung, keine süsse Pflege fand eine Belohnung und ein Weiterleben in dem eisenrasselnden Himmel Thor's. Die Feigen und die Weiber starben den gleichen ewigen Tod.

Die Erde, die unter einem solchen Himmel lag, war kein freundliches Bild. Es gab da keine Gesellschaft, keine Kunst, keine stillen Freuden. Grosse Hünengräber bezeichneten die Wahlstätten des Todes, die von spärlichen Hütten umgeben waren. Die Hünengräber mit ihren heiligen Heldenleichen, ihren Ringen und Schwertern und Münzen und Spangen waren die einzigen Paläste, während die Lebenden auf Wagen oder in Schilfhütten wohnten. Hie und da stand ein grosser breitästiger Lindenbaum über eine Gruppe von Hütten oder Wagenwohnungen geneigt, wie eine Altmutter über Küchlein, und unter den im Sturmwind rauschenden Zweigen stand ein rohgeschnitztes Götzenbild aus Birkenholz. Der Himmel über der Linde war schwer und grau und niedrig, von ziehenden Wolken wie mit weissem Brandungsschaum überdeckt, lichtlos und kalte Windstösse aussendend, dass das Laub feucht aneinander rasselte.

Der Mann stand an seine Hütte oder auf sein grasendes schwarzes Ross gelehnt, mit den hellen Augen nach Beute aussehend, den Weinkrug und den Speer zu seinen Füssen. In der Hütte selber sass das Weib, die Sklavin, ihres Knaben beraubt, der mit den Männern erzogen wurde, einsam und unbeachtet. Sie wartete auf

den nächsten Schlag, die nächste eheliche Liebkosung oder die nächste Arbeit. Ihr weissgelbes Haar flatterte im Winde wie vom Sturm zerwühltes Getreide. So sank der Abend herab über dies grosse, lautdurchbrauste, baumrauschende, wolkengedrückte, feuchtkalte Bild.

Wo bleibt der liebe Balder?

*
* *

## Die Hebräer.

Wenn wir die Bücher des alten Testamentes durchgehen, diese Bücher voll kräftiger Poesieen, die ihren Schauplatz selbst im Himmel suchen, die sich dem Adler gleich an Felsenklippen vorüber bis in die unbesuchten Regionen der Wolken erheben und dann wieder dem Sonnenstrahle gleich in die Tiefe der Abgründe dringen, eine Poesie, welche sich in schwarzen Höhlen furchtlos neben reissende wilde Thiere lagert, mit Schlangen spielt und mit Engeln ringt: wenn wir diese Bücher durchgehen, tritt uns eine seltsame Gesellschaft, ein seltsames Volk entgegen. Heilige Männer und Urväter, welche Gott zu seinen Lieblingen gemacht hat und welche mit dem Höchsten unterhandeln; Riesen-

väter, deren Mund Gott den Segen oder den Fluch ganzer Geschlechter anheimgegeben hat und deren Drohungen oder Prophezeiungen er erfüllt; heilige Väter und Wesen, übermenschlich an Weisheit und Geistesgrösse: und unter allen diesen auserwählten Heroen gibt es keinen Einzigen, der nicht mit beiden Füssen im Schlamme stände. Alle sind mit ein bischen Betrug, mit ein bischen Habsucht, mit ein bischen Falschheit, mit ein bischen Hinterlist, mit ein bischen Blutschande, mit ein bischen Mord, mit ein bischen Meineid schattirt. Es gibt im ganzen alten Testamente keinen Charakter, der völlig rein und edel wäre; nicht deshalb, weil man kein Ideal zeichnen wollte, sondern eben weil das ganze Naturell des Volkes, seine ganze Auffassungsweise einen solchen Charakter gar nicht verstand, desselben gar nicht bedurfte.

Und dieses Volk zerrt unaufhörlich an Gottes blauem Mantel: es ruft nicht zu ihm, damit er ihm das Herz läutere oder die Ergebung lehre (das Wort Liebe in seelischer Bedeutung kommt im alten Testamente gar nicht vor), sondern mit wildem und hässlichem Rachegeschrei, wird Er nur gegen die Feinde aufgekreischt: „Vernichte Alle, die wider mich sind, Herr, Herr! Zerstampfe und zertrete Alle, die

wider mich (o dieses Ich ist nirgends grauenhafter als im alten Testamente!) aufstehen, zerreisse sie Glied für Glied, vernichte ihren Herd, lasse sie arm werden und aussätzig, und lege sie als Schemel unter den Staub meiner Füsse!"

Und Jehova thut es. Er schreitet zwischen den kreischenden und keifenden Würmern umher und zertritt die eine Hälfte der andern Hälfte zu Gefallen. Und alle die Erzväter mit ihrem Betrug, ihren Lügen, ihren Diebstählen, ihrer Blutschande, erhalten aus dem einzigen Grunde, weil sie die Auserwählten sind, recht viele Schafe, recht viele Weiden, recht viele Kinder und recht viele Gnaden. Die Protektions-Religion, so flüchtig betrachtet nach ihren Geschichten und Worten, würde ein trauriges, unheimliches Ding sein, trotz der herrlichen Poesieen, welche für den müden Wanderer wie Morgenröthe über diesem Sumpfe voll zappelnden Gewürms leuchten, wenn das jüdische Volk nicht Ein Recht für sich hätte, Einen Titel, der ihre Sache zur gerechten macht, Eine Mission, welche sie würdig macht über den Trümmern aller ihrer Feinde bewahrt und gehütet zu werden, und eine grosse That, welche sie der höchsten Seligkeit, des höchsten Himmels werth macht: die Mission der gährende Boden für die Wunder-

blume Jesus zu sein; und die grosse That, den Einen einzigen Gott erkannt zu haben!

Jeder Makel bleicht vor dieser grössten Menschenthat, jeder Flecken verschwindet vor dieser Riesenhöhe, und urehrwürdig stehen Volk und Religion für uns da, und wir können Nichts thun als in Demuth, Dankbarkeit, Staunen und Ehrfurcht das Haupt neigen in den Staub vor dem Volke Israel in seiner allerreinsten und allergrössten Weisheit.

Der Anfang der mosaischen Bücher von der Erschaffung der Welt zeigt eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den Ueberlieferungen anderer Völker.

Die Araber, die Chaldäer, die Inder haben in ihren heiligen Schriften fast den gleichen Wortlaut mit Moses, wo er spricht: „Im Anfange schwebte der Geist Gottes über den Wassern.“ Nur mit dem Unterschiede, dass dis Araber und Chaldäer statt des Wortes „Geist“ das Wort „der Sturmwind Gottes“ gebrauchen. „Ein Sturmwind, welcher von Gott kam, blies über die Gewässer.“ Und noch heute erklären die Gelehrten die Entstehung der Erde nicht anders als durch eine Luftdrehung, welche das Urmeer nach und nach in Gluth brachte und trocknete.

In der Schöpfungsgeschichte zeigt sich Moses*) als der grösste „Prophet des Vergangenen“ aller Zeiten; aller Dichter möchte ich sagen, wenn heutzutage das Wort Dichter wie bei den Alten mit dem Worte Seher gleichbedeutend wäre. Moses schaute mit dem klarsten Blicke, den je ein Mensch gehabt, in die graue Nacht des Urmeeres und in das Licht des ersten Schöpfungsmorgens.

„Und so wurde aus Morgen und Abend der erste Tag.“ — —

Es gibt Gedanken, die einfach sind wie eine Wiesenblume, und die uns mit dem ganzen Schauer der Ewigkeit anwehen; und dieser Vers ist ein solcher Gedanke. Der Dichter, welcher diese einfachen Worte sagte, scheint uns ausserhalb der Menschen zu stehen, in einem zeitenlosen Dasein zu schweben, im schwarzen Raume des Alls, und auf die Erde

*) Wir wollen hier den Streit, ob Moses wirklich der Verfasser der ihm zugeschriebenen Bücher sei, und dass er es überhaupt nicht sein könne, nicht weiter erörtern. Hat diese Bücher nicht Moses geschrieben, so hat sie ein Anderer geschrieben, welcher anders hiess und Moses gleichstand. Es ist dies dieselbe Geschichte wie mit Homer. Hat Homer die Iliade nicht geschrieben, so hiess ihr Dichter eben anders — war er deshalb weniger grösser, wenn er vielleicht Apollo hiess?

herab zu blicken, auf welcher noch der Urzeit farbige Schatten zittern.

Moses wurde frühzeitig durch wunderbare Zufälle in die Königsfamilie der Pharaonen eingeschmuggelt und, wie alle Prinzen dieses Hauses, zuerst von Priestern zum Priester erzogen. „Von diesen schweigsamen, Zauberkunststücke treibenden, sich düster, trüb und sinnend in ihr geheimes Wissen hüllenden Priestern wurde er in die Mysterien der heiligen Dinge eingeweiht an verschwiegenen Orten. Der egyptische Priester war damals ein seltsames, beinahe über, jedenfalls ausser der menschlichen Gesellschaft stehendes Wesen, das man anbetete und fürchtete. Er wusste Alles.

Diese Priester thaten Wunder, die Natur war ihnen unterthan, sie konnten ihr befehlen und sie zu ihrem Willen zwingen. Sie verstanden die Sprache der Vögel und die Lichter des Himmels, und sie wussten das Geschick der Todten; sie hatten die Götter erkannt. Aber sie waren nicht glücklich. Niemals sah man einen egyptischen Priester lächeln. Mit der Blässe des Todes auf dem Gesichte, abgezehrt, einen seltsamen, halberloschenen Glanz in den tiefliegenden, starren Augen, so traten sie nach jahrelangem Studium und nach jahrelangem Zusammensein mit

der Göttlichkeit aus der schwarzgähnenden Gruft der Pyramiden (in welche sie als klugblickende, stolze Knaben getreten waren) hervor, und so gingen sie fort durch's Leben — unberührt von den Freuden desselben, kalt herrschend, trübe schweigend. Man sagte sich, dass sie nicht mehr weinen könnten. Und das war noch schrecklicher, als dass sie nicht mehr lachen konnten.

Aber was war es, das Thränen und Lachen nahm, wenn man Priester wurde, einsam, zaubergelehrt und allwissend?

Es war, dass man die Götter erkannt hatte.

Die Götter! Das war also etwas so Schreckliches, dass schon die Ahnung derselben ein ganzes Leben lichtleer und grau machen konnte? — Ein entsetzlicher Schauer legte sich durch die Wahrnehmung auf die Religion der Egypter.

Und es war so. Diese Traurigkeit der Priester war keine Heuchelei, sondern Wahrheit. Wahrheit war es, dass ihr Herz dunkel, ihr Auge erloschen, ihre Seele freudenleer wurde durch die Erkenntniss der Götter. Sie hatten die Natur studirt, und diese diente ihnen. Sie konnten den Regen beschwören und todte Schlangen beleben und Feuer vom Himmel fallen und

Wasser aus den Felsen quellen lassen. Dies lernten sie von denen, die vor ihnen Priester waren, und sie hielten nun die Macht der Welt in ihren Händen. Dann zuletzt kam der Schluss der Priesterweihe: man lernte die Götter kennen.

Ein weisser Vorhang war im siebenfach versperrten Allerheiligsten des Tempels, hinter welchem, wie man sagte, die Gottheit war — die Gottheit, der Vater aller Naturgötter Ammon, Ptah, Osiris und Isis. Darüber stand: Jao, ich bin, der ich bin.

Wenn das Volk in der grössten Empörung war, und man führte es vor dieses entsetzliche, stumme, unergründete Geheimniss, da erbebte es und bat um Gnade. Wenn es hungerte, flehte es zu dieser stummen Hülle, wenn es starb, dachte seine Seele an den Schleier, welcher ihm das Höchste verbürgte.

Und ehe der jetzt vollendete, zauberkluge und weise Priester in die sonnige Welt zurücktreten durfte aus der mattbeleuchteten Dunkelheit der heiligen Schule, ward er allein gelassen im Allerheiligsten und konnte den Schleier heben, wie er wollte. Er war dann kein Mensch mehr, er war der Vermittler der Götter.

Und aus diesem Allerheiligsten trat dann der fertige Priester. Verzweifelt, traurig für

sein ganzes Leben, ohne Freude mehr im Herzen, ohne Furcht und ohne Schmerz. Und er verkündete und vertrat die Gottheit unter den Menschen. Die Gottheit, die Jeder glaubte, den Himmel, auf den Jeder hoffte, nur der arme Priester nicht mehr.

* * *

Moses auch trat aus dem Dunkel der Katakomben-Schule empor an's Sonnenlicht, traurig, verdüstert, trostleer, glaubensleer, verzweifelnd; er wusste, dass der heilige Vorhang — Nichts barg. .

Da sah er, inmitten der Ceremonieen, eines Tages um sich. Der Himmel war ihm geraubt, die Götter waren nicht. Sie umstanden ihn in den Tempeln und Gräbern saphirglänzend, smaragdenblitzend, Kunstgebilde der Menschen, nirgends verwirklicht im All.

Und er musste mit den andern Priestern sich neigen vor dem kostbaren, vergötterten Steine, um des Volkes willen. Ekel im Herzen, und Verzweiflung in seinem hochstrebenden Sinne, welchem die Heuchelei widerstrebte.

Da blickte er an diesem Tage auf. Ein frischer Luftzug vom schönen Asien herüber schwellte ihm die Brust.

— „Dieses egyptische Volk ist ja nicht mein Volk!“ — dachte er. — „Mein Volk sind die Hebräer. Wohl nur Sklaven, aber sie haben vielleicht Götter, wirkliche, nicht leere Namen, um das Volk zu täuschen. Götter? Nein. Ich, Jao, der ist, was er ist . .!

Die Schauer des Unergründeten wehten ihn noch einmal an.

Wer vermag zu sagen oder nachzuträumen nur, was für Kämpfe dieser Mann kämpfte, ehe er, mitten unter dem Betruge, dem Despotismus und der Selbstsucht bis zur Liebe kam?! Ja, bis zur Liebe. Er, der erste selbstlose Mensch. — „Die Götter sind nicht,“ — sagte er sich. „Aber die Brust will sich vor Etwas beugen oder sich einem Wesen geben. Wem aber, wenn nicht Gott? Einem Menschen? Nein. Was ist näher als Gott und grösser als der Mensch? Die Menschheit. Aber wie vermag ich die Menschheit zu erfassen? . . Die Menschheit nicht. Aber das Volk. Mein Volk! Die Weisheit der Priester ist ein dunkles, leeres Nichts in glänzender Hülle. Was vermag mir die Weisheit zu ersetzen? Die Liebe. Nicht die Liebe für Ein Wesen, denn diese Liebe ist Selbstsucht. Für Alle, für Alle, die meinen Namen tragen, die meine Sprache sprechen, die sich nach meinen Hütten

sehnen, die meine Leiden theilen, die meine Mutter kannten.“ —

* * *

Zum erstenmale seit die Gewässer versiegt waren und die Erde grünte und der Mensch athmete, fühlte ein Mensch die himmelslichten Gefühle der Selbstlosigkeit und der Liebe für ein ganzes grosses Volk. Aber dieses Gefühl erdrückte das erstaunte, edle, grosse Männerherz. Moses zog sich um diese Zeit in die Wüste zurück und dort versenkte er sich in die tiefen Abgründe des Nachthimmels, dessen Sterne seiner Ahnung antworteten. Wenn man liebt, zweifelt man nicht am Dasein Gottes. Moses fühlte Gott in seiner eigenen Herzensgrösse. Die Stille der Wüste machte seine Seele sanft und vergebend für Alle, deren Betrug, Heuchelei und Habsucht ihn verfälscht hatten in seinem jugendstarken Ringen. Er erhob sich über seine Vergangenheit.

Wer vermag zu sagen, welcher Lichtstrahl über den abenddämmerigen Himmel der Wüste zuckte, als der einsame Moses mit offenen Augen von ungesehenen und ungehörten Dingen träumte. Wer wagt es zu läugnen, dass in dem stillen Wetterleuchten jener Wüstennächte der-

selbe Glanz leuchtete, welcher über der Wiege von Bethlehem die Hirten erweckte?

Gott, Jao, Jehova, der, welcher ist, was er ist, hat von Ewigkeit zu Ewigkeit bereitet die Empfängniss der Geister, die Erlösung und endlich die Versöhnung. Wer ist so blind oder so kühn zu behaupten, mitten unter der starren Despotie Egyptens und unter der feigen Selbstsucht der jüdischen Sklaven sei das Riesenwerk Mosis das Werk eines Menschen gewesen?

In einer todtenstillen morgenländischen Nacht fuhr wieder ein bleicher Blitz über den Himmel, der über dem sinnenden, schlummerlosen, zum Greise gewordenen einsamen Manne dunkelte. —

Und Moses hatte den Einzigen Gott gefunden.

* * *

Moses, dieser gottgeliebteste Mensch der jemals gelebt, ist der erste Erkenner des Gottes, den wir noch heute glauben und der erkannt werden wird bis an's Ende der Tage. Er hat zuerst und einzig von allen vor und nach ihm Sinnenden den gestaltlosen und Einen Gott gefunden. Früher hatte die Masse Gott stets nach ihrem eigenen Ebenbilde geschaffen; sie konnte

sich die Gottheit nur in Formen, Gestalten und Figuren denken; und da keine menschliche Gestalt das Göttliche vollkommen ausdrücken oder erschöpfen konnte, so musste sie viele Gestalten und viele Gottheiten zu Hilfe nehmen — und Alles blieb doch unvollkommen. Moses, der grösste Mensch, erfasst den grössten Gedanken, den die Menschheit je gedacht hat: den unendlichen, gestaltlosen Gott, der **allein** ist, weil er **Alles** ist.

Ohne Moses gäbe es kein Christenthum.

Die Stunde, in welcher Moses auf dem Berge weilte, war die eigentliche geistige Schöpfungsstunde der Welt.

Moses fand auch den jüngsten Tag. Jenen Tag, der, wie der Dichter-Cardinal Wiseman sagte, das leere Weltall neu bevölkern wird. „Vergeistigt und frei dringt dann der erste Strahl aus der Verwesung hervor, und ein zweiter und ein dritter, und noch viele andere vom Lande und vom Meere, von den Begräbnissplätzen und den konsakrirten Altären, aus dem Waldesdickicht, wo ein heimlicher Mord begangen worden, und von den alten Schlachtfeldern, wo Israel für Gott gestritten, bis in dichtgedrängten Schaaren von Millionen die Schöpfung wieder bevölkert ist.“

In der Ahnung des jüngsten Gerichtes vermittelt Moses den Uebergang zu Jesus; jene Brücke, deren Endsteine Moses und Jesus, und deren Pfeiler die Propheten sind.

Moses und Jesus sind die beiden einzigen Wahrheiten in dem grossen Irrthum der Menschheit.

Moses erkannte die Erschaffung, und Jesus das Ende. Moses wusste die Vergangenheit, und Jesus die Zukunft. Moses zeigt uns die Welt am Schöpfungsmorgen und heiligt unsern Anfang, die Scholle, welche das Getreide gebiert und welche uns geboren hat. Jesus, da er sich zuerst freiwillig in's Grab versenkt, heiligt das Ende und macht daraus die Furche, in welche der Same der Unsterblichkeit hinein gelegt werden muss.

Moses schuf die irdische Familie, die Gesellschaft, und Jesus schuf die himmlische. Moses lehrt uns unsere Eltern, und Jesus lehrt uns unsern Bruder erkennen.

*
* *

Wie Moses unter seinem Volke wieder erschien, war er ein anderer Mensch geworden. Er nahm sein Volk an. Er war nicht mehr Prie-

ster Egyptens, er stellte sich dem Throne gegenüber; aber er machte seine Zauberkünste durch, die er als Priester Egyptens gelernt hatte. Er war geistlicher oder skeptischer gewesen als der Haufe der Priester, und es entstand nun vor dem Throne Pharao's ein Wettstreit von Taschenspielerkünsten, in denen Moses seinen heiligen Kollegen gegenüber Sieger blieb. Endlich gelang es ihm, das Volk aus der Knechtschaft zu führen. Die Vorbereitung zu diesem grossen Schritte hat in dem 2. Buche Mosis rührende Stellen, welche die Thränen in die Augen treiben durch ihre kindliche Einfachheit, die sich im nächsten Augenblicke zur höchsten Erhabenheit steigert. So beispielsweise, wie das bange Volk, dem der Pharao endlich die Freiheit gegeben, in der dunklen Nacht den Befehl zum Aufbruch erwartet, das Kind an die Mutter geklammert, der Knabe den alten zitternden Vater stützend; da tritt Moses von Einem zum Andern, sie tröstend, das Glück und die Rettung verheissend, und endlich in der Finsterniss dieser bangen Nacht seinen Arm bewegend und sprechend: „Dieser Mond, in dem wir jetzt sind, soll bei Euch der Erste Monat sein; und von ihm sollt Ihr die Monate des Jahres anheben.“ —

Es sind dies gar einfache Worte, vor Jahr-

tausenden von einem bedrängten armen Juden zu seinen Mitsklaven gesprochen: aber sie geben und ordnen heute noch die Zeitrechnung — die Zeitrechnung, diese grösste Selbstüberschäzzung, welche die Menschen der Gottheit abgetrotzt haben.

Wer mag behaupten, diese Worte, welche die Erde für alle ihre künftigen Jahrtausende in ihrem Sein regelte, seien Menschenworte gewesen, wer mag behaupten, dass ein armer israelitischer Sklave zufällig ewige Gesetze sprechen durfte?

Ich sagte, dass die Wunder Mosis den andern Priestern entgegen eben nur Taschenspielerkünste gewesen seien gleich denen, welche diese ihm entgegensetzten, und bei welchen die grössere Kraft und der grössere Scharfblick den Sieg entschieden.

Da naht aber der Durchgang durch das rothe Meer. Diese Stelle des alten Testamentes ist unläugbar eine Wahrheit, die mit solcher Dichterschöne in jedes Menschenherz dringt, dass Niemand sie bezweifeln kann, der an die Wunder der selbstlosen Liebe und an die Mission eines Volkes glaubt. Es gibt Mysterien der Begeisterung und der Selbstlosigkeit, welche über die Natur gehen und welche dicht an die

Gottheit streifen. Ein Sohn kann für die geliebte Mutter lächelnd Qualen dulden, welche über seine Natur gehen. Eine Mutter könnte dem Paradies entsagen und sich zu ewigen Schmerzen verdammen, um ihrem kranken Kinde ein Lächeln abzugewinnen. Wer möchte das läugnen? Und ein Mann, in der Kindheit der Völkerzeit wurzelnd, der sich am Ufer des brandenden Meeres für sein armes verfolgtes, zitterndes, weinendes Volk niederwirft, mit hocherhobenen Händen, und fleht: „Vater! Herr! Jao, Jehova! Du, der Du bist was Du bist! Sieh' herab von Deinem Strahlenthrone auf Deine Söhne, hab' Erbarmen mit dem Volke, welches Dich als Einzigen erkennt, Dich, der Einzig sein muss! Dich, der keine andere Unendlichkeit neben sich dulden kann! Schöpfer! Herr! . .“

Da nun Moses seine flehende Hand reckte über das Meer, liess es der Herr hinweg fahren durch einen starken Ostwind die ganze Nacht, und machte das Meer trocken, und die Wasser liefen auseinander. *)

Und Moses rettete sein Volk.

Dann kam die Zeit der Sicherheit und des

---

*) Die Ebbe tritt in jenen Gegenden in den ersten Monaten des Jahres oft unverhofft zu ungewohnten Stunden auf (Smith, travels in Afr.)

Seelenlebens. Jetzt war für Moses die Zeit da, seinen einigen und einzigen gestaltlosen Gott dem Volke zu lehren, das Er aus der Knechtschaft gerettet hatte. Es ist ein rührender Zug, dass Moses niemals nach einer andern Gewalt strebte als nach jener, welche ihm die freiwillige Achtung seiner Brüder zollte. Moses bekleidete nie ein Amt, eine Würde, eine Stelle. Was das Volk bedurfte, das gab er ihm wie einem Verwandten, einem Freunde, einem Bruder. Er selber war nichts, der Geringste fast, ein namenloser stotternder Schwächling, der nur „von Gott besucht wurde“.

Gibt es etwas Erhabeneres in der Geschichte aller Zeiten, als die Stellung der beiden gottbegeisterten Armen Moses und Jesus?

Nun kam also die Zeit, wo Moses das befreite, wirr durcheinanderwogende, keine Herrschaft duldende, mit der Freiheit so trotzig aufwuchernde Volk in die Ordnung rücken musste, die allein ein Keimen und Gedeihen ermöglichte. Seine einzige Waffe dabei, sein einziges zwingendes Beweismittel einem götzensüchtigen Volke gegenüber, war der Azur des Himmels.

Freilich barg dieser Azur Gott.

Und mit Gott musste er verkehren. Er zog sich in die Einsamkeiten des Berges Sinai zurück.

Dort ruhte er auf zwei wuchtigen, formlosen Steinen — tagelang, nächtelang; der balsamische Duft des Thales, der kühle Kuss der Nacht, welche die schwerduftende müde Erde an ihre kühlende, sternenblitzende Brust nimmt, alles Dies erhob ihn in jene Traumregion der Einsamkeit, welche schattenlos ist wie der Himmel und gottahnend wie ein Kindertraum. Moses liebte Gott in seinem Volke — er liebte ihn zum Verschmachten. Und die Liebe zu Gott ist eine eigenthümliche Sache. Sie hat Flügel wie ein Engel und Augen wie ein Kind.

„Sie waren ausgezogen von Raphidim und lagerten sich in der Wüste, dem Berge gegenüber.*)

Und Moses stieg auf den Berg, und auf dem Berge war tiefe, undurchdringliche Finsterniss, und diese Finsterniss war Gott.“ **)

---

*) 2. Mos. 19. 2.

**) Es ist eine überirdisch schöne und erhabene Idee: Gott ist die Finsterniss. Aber eine Finsterniss, die beim Nahen eine Morgenröthe aussendet und beim Scheiden einen lichten Schimmer hinter sich lässt. Lässt sich das Wesen Gottes in einem Menschenbilde herrlicher ausdrücken? Gott ist *der Unbegriffene*, die Finsterniss, den wir nur in seinem *Nahen* und *in der Seligkeit fühlen, welche Er in unserer Brust zurücklässt*: das heisst im *Hoffen* und im *Vertrauen*. Darin liegt die ganze Weisheit, und die ganze Erkenntniss Gottes, soweit sie

Und auf dem Berge oben bewegte Gott sein Volk in seinem Herzen. Und Moses, von Gottes Licht ergriffen, durch Wolken und Gewitter geschieden von der armen verlornen dunkelnden Welt, von der Liebe erhoben, von jener zeit- und geschlechtslosen Liebe, die einst die Welt erschaffen hat, gedachte seines Lebens und seiner Wege und fand, dass das Wunder ihn beschützt, geleitet und erleuchtet hatte. Wunderbar war sein Weg gewesen, und die Hand Gottes war schützend über ihm gewesen, und der Hauch Gottes hatte ihn getrieben bis hieher.

Die Wolke donnerte und der Blitz zuckte um ihn.

Wer mag denken, wie hell die Stimme Gottes in ihm erscholl und was für einen staunenden Flug die Seele des Mannes damals nahm in den Einsamkeiten des Berges?

---

den Menschen möglich ist. — Die Weise, wie Moses Gott zeigt, ist noch von Niemanden in ihrer vollen Würde nachgefühlt und bemerkt worden. Noch einmal erscheint Gott in einem Bilde bei Moses. Moses baut einen Altar und betet. Und alles Volk schaute Gott. „Aber nicht ihn selbst, sondern nur das, was unter seinen Füssen war, und das war blau wie Saphir, wie der reine Himmel.“ Welch' kindlich reines Bild, das aber die grösste Weisheit beschämt. Wir sehen täglich, „was unter Gottes Füssen ist“, den Azur. Bis dahin gelangt die Menschheit. Was darüber ist, muss in unserem Herzen Liebe werden.

Wer mag sagen, was für eine Frage er an die Gottheit richtete, und wie ein Zufall, ein Blitz, ein Sturmstoss, ein Donnerschlag ihm antwortete und ihn weihte? . .

Wunder! Was ist das schönste Wunder? Die Liebe.

Was ist das grösste Wunder? Die That.

Was ist das allmächtigste Wunder? Der Glaube. — Der Glaube an sich selbst, an die Gottheit, an die Zukunft, an die Menschheit.

Die Welt um ihn stieg klar empor zu ihm auf seines Berges Gipfel, und durch die donnernde Wolkenhülle schien seine Seele wie Sonnenglanz die Erde zu lichten.

„Ich bin Dein Gott. Ein starker Gott, ich habe Dich gerettet aus Egyptenland und habe Dich heraufgeführt zu mir.“

„Die Trümmer der gestürzten Götter sprechen: Du sollst keine andern Götter neben mir haben.“

„Und sanfte Liebe soll das Herz des Menschen erwärmen: Du sollst Deine Eltern ehren und rosige Freude auf ihre Wangen streuen.“

„Und die Scham soll im Herzen des Menschen aufblühen, dass er keusch lebe, und das Mitleid soll seine Seele thränenschimmernd machen wie ein Maientag: Du sollst nicht tödten.

Und die Liebe, die gottgleichste, die grösste, die Nächstenliebe soll Dir die Schlangen aus dem Herzen reissen, Du sollst nicht beneiden, und Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst."

Wie diese Lichter in die Seele Mosis strömten, da wurde die Welt zum erstenmale, mit einem Rucke, so himmelsnah, der Mensch wurde so strahlend schön, dass Moses erstaunt und anbetend die ganze Schöpfung erkannte: „Und Er schuf uns nach seinem Bilde!"

Der Fuss des Menschen stand da auf der Schlange, das Flammenschwert des Paradiesesengels erlosch, und das ferne Kreuz des Erlösers spiegelte sich in jenem Augenblicke in der verklärten Welt wie in einem See.

* * *

„Und Moses*) stieg herunter zum Volk und sagte ihm die Worte des Herrn. Und alles Volk sah den Donner und Blitz, und hörte den Ton der Posaune, und sah den Berg rauchen. Da sie aber solches sahen, flohen sie und traten von ferne, und sprachen zu Mose: „Rede Du mit uns, wir wollen gehorchen; und lass Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben." Da

*) 2. M. 20, 18.

stieg Moses wieder in das Dunkel, da Gott innen war, und blieb auf dem Berge 40 Tage und 40 Nächte. Und schrieb auf zwei Tafeln des Zeugnisses diesen Bund in seine Hand."

„Da nun Moses*) vom Berge Sinai ging, hatte er die zwei Tafeln des Zeugnisses in seiner Hand. Und er wusste nicht, dass die Haut seines Angesichts glänzte, davon, dass er mit Gott geredet hatte. Und da Aaron und alle Kinder Israel sahen, dass die Haut seines Angesichts glänzte, fürchteten sie sich ihm zu nahen. Da legte er einen Schleier über sein Angesicht.

Und wenn er hinging vor den Herrn, um mit Ihm zu reden, that er den Schleier ab, bis er wieder herausging und mit den Kindern Israel sprach, was ihm geboten war; dann sahen sie sein Angesicht an, wie die Haut desselben glänzte, und so that er den Schleier wieder über sich, bis er abermals hinging, mit dem Herrn zu reden."

Moses, der Riese, welcher mit Gott spricht, ist ein Wesen, dessen Erwähnung uns mit allen Schauern des Ewigen anfrösteln kann.

Wenn man ein Fernglas zur Hand nimmt, und richtet es auf den Mond, und sieht diesen

*) 2. M. 34, 29.

fernen Weltkörper mit allen seinen Gebirgen und Abgründen und Schatten, so zieht das Zagen vor der Unendlichkeit in unser im Aetherraume ertrinkendes Herz. Und nun denken wir uns einen Menschen, der aus dieser dunkeln Unendlichkeit heraus die Stimme des Schöpfers vernimmt! Und Moses vernahm sie. Furchtbar und sanft wie das Brausen eines fernen, fernen Sturmes:

„Was Du geredet hast, will ich auch thun; denn Du hast Gnade gefunden vor meinen Augen, und ich kenne Deinen Namen."

Da sagt Moses, aufgelöst in Sehnsucht: „So lass mich Deine Herrlichkeit sehen!"

Da spricht der Herr die hehren Worte: „Ich will vor Deinem Angesicht her alle meine Güte gehen lassen, und will des Herrn Namen von Dir predigen lassen. Wem ich aber gnädig bin, Dem bin ich gnädig; und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich. Mein Angesicht aber kannst Du nicht sehen, denn kein Mensch wird leben, der mich siehet. Sieh, es ist ein Raum bei mir, da sollst Du auf dem Felsen stehen. Wenn denn nun meine Herrlichkeit vorüber geht, will ich Dich in der Felskluft stehen lassen, und meine Hand soll ob Dir halten, bis ich vorüber gehe. Und wenn ich meine Hand

von Dir thue, wirst Du mir hinten nachsehen; aber mein Angesicht kann man nicht sehen."*)

Wer mitten in den Gewitterdunkeln der Erde diese gestaltlose, weil unbegrenzte Gottheit mit den Augen seines Herzens in ihrem Nahen ahnen und in ihrem Verschwinden anbeten, und im Innern lebendig fühlen kann, der ist entweder ein Wesen, welchem Gott wirklich sein ewiges Licht im hellen, unmittelbaren Strahle zusandte, oder es ist ein Dichter, welcher, über allen seinen götzenerfüllten Brüdern stehend, mit dem Scheitel im Aether ruhend träumt.

Und ein solcher Traum, im Kindeszeitalter der Civilisation, mitten in der rohesten, despotengedrückten Götzendienerei, ist mehr werth, als alle Weisheit der ganzen späteren Welt.

* * *

„Horch Israel! Dein Retter!" — ruft Moses, wie er das erwählte Volk, aus welchem der Erlöser erstehen soll, aufmerksam macht auf die Posaune, die (gleich einer Stimme aus einem

*) Meinem Gefühle nach sind diese Verse (2. Mos. 33, 17.) die erhabensten Seher- und Dichterworte, welche jemals auf Erden ertönt sind.

zeitenlosen Dasein prophetisch vom jüngsten Gerichte herübertönend) aus der Wolkensäule erschallt.

Dieser Morgenruf wird sich am letzten Tage verwandeln in den Schrei: „Horch Israel! Dein Richter!“ — Und die Posaune wird abermals aus der Wolkensäule schallen, und die Winde werden über die Erde fegen, und der Engel wird über die Trümmer fahren und an den Gräbern der Erde rütteln: „Horch Israel!“ . .

Poesie und Religion sind Zwillingsgeschwister. Wer will entscheiden, wo die poetische Religionswirklichkeit aufhört und der religiöse Traum beginnt? Wer will beweisen, wo das Träumen zu Ende ist, und die heiligen Wahrheiten anfangen? Wo beginnt für Gott das, was wir gross nennen? Und wo endet für ihn das, was wir wahr heissen?

Poesie und Religion sind nicht zwei Lichtwolken, die auseinander rinnen, sondern zwei Sterne, die in einander funkeln.

An dem Tage, an welchem Moses träumte: „Es ist nur Ein Gott, ohne Namen und ohne Bild und ohne Grenze“ — an diesem Tage war die Erde gerettet für alle Zeit.

Indem Moses den egyptischen Vorhang, welcher das göttervernichtende Nichts barg,

in die Wolken des Himmels verwandelte, indem er den undurchforschbaren, unausdenkbaren Azur zum Vorhange der Gottheit machte, machte er die Sterbestunde von Millionen von Menschen friedlich und hoffnungsruhig.

Denn man kann nie läugnen, was unerforschlich ist.

* * *

Moses schrieb das Wesen Gottes in das ewige Licht des Tages und in die ewige Finsterniss der Nacht, damit der Mensch, den Engelslegionen gleich, niederknieen und anbeten konnte, indem er in die Unendlichkeit schaute.

* * *

Der Himmel, jener unbeschreibbare und unausdenkbare Raum, der über der Planetenwelt, über dem Azur und über dem Aether anhebt, und dessen Ende von der Ewigkeit verschlungen wird, war zu gewissen Zeiten dem Menschenauge geöffnet.

Es war dies gleichsam ein Aufathmen der Menschheit, die sonst erstickt wäre. Die Menschheit braucht zu gewissen Zeiten im Laufe der Jahrtausende einen frischen Luftzug aus Regio-

nen, die ausser ihrer Sphäre liegen, sonst wäre sie längst verkümmert an jener unbeschreiblichen schrecklichen Angstfalte, welche man bei Sterbenden sieht. Unter Moses öffnete sich der Himmel zum erstenmale für eine Menschenseele, die sich in dem strömenden Lichte baden durfte, und er that sich auf bis zu dem Tage, wo Joannes der „Gottwissende“ auf Patmos die Apokalypse sah und das Ende der Welt.

Von dieser Zeit an blieb der Himmel wieder geschlossen. Ob für immer? . .

Von Moses bis zur Apokalypse dauerte die Lehrzeit der Erde, wo Gotteslichter die Kindlichen stärkten. Zwischen Moses auf Sinai und dem Traume der Apokalypse auf Patmos liegt die eigentliche einzige Zeit des Gottesverkehrs mit dem Menschen. In dieser langen Sekunde der Ewigkeit hat die Erde ihre geistigen Lehrjahre durchgemacht, von deren Wiederscheine sie heute noch zehrt, und die ihr genügen müssen bis an's Ende. Was die Menschheit vor Moses that und glaubte, war ein Kinderlallen; was sie seit der Apokalypse that und glaubte, war ihre eigene, männliche That, für die sie verantwortlich ist. Die Scheiterhaufen der Inquisition, der Bruderkrieg, den Luther entflammte, das Ueber-

gewicht, das der heutige unkräftige Christ dem reichen Juden über den Geist des Christenthums gestattet, alles das sind Thaten der Menschheit, für die sie Rechenschaft schuldig ist. Die Zeit, wo Gott den Menschen wie sein unmündiges Kind an seine Brust zog und ihn stärkte, kräftigte, strafend und segnend, liegt zwischen dem Gebete Mosis an den Ufern des stürmenden Meeres, und dem schweren Wuste der Allegorie, welcher in der Apokalypse den geöffneten Himmel wie mit stürzendem schweren Schutte verrammelt. Zwischen Moses und Joannes lag die Verkündigung, die in stillen Nächten zum Menschen sprach: zu Jakob in der Verbannung.

Der verstossene Knabe lag im Sande, das Haupt auf weichbemoosten Stein gebettet, und entschlief. Und der Herr zeigte ihm in den Sternen seine Nachkommenschaft, zahlreich und glänzend wie Sand am Meere, er zeigte ihm die Brücke, auf welcher Engel vom Himmel zur Erde herabsteigen. O einzig schöner, monddurchglänzter Traum der verstossenen, heimathlosen Menschheit. 'Hoffnungsschimmernder Sommertraum, den die Menschheit noch heute träumt mitten in dem fremden, feindlichen Leben, auf dem Stein, den das müde, verfolgte, vaterlose,

unbeschützte Haupt zum Lager nimmt. Lieblicher, nachtstiller, unerfüllter Traum von den Engeln, welche unser Gebet zum Himmel hinauf, und Gottes Erbarmen zu uns herabtragen.

Dann kamen die Verkündigungen der Propheten. Es zog damals wie ein Himmelshauch über die Erde. Die Gesichte der Propheten kamen in der Sonne, im Tageslicht. Der Wind hatte eine Stimme, wie Vögelzwitschern, und der Himmel entblösste gleichsam seine Brust, in der man das liebeflammende Herz Gottes lodern sah wie ein ewiges Licht.“

Dann kam die Verkündigung zur Jungfrau: „Reinheit, Du wirst die Gottheit gebären! Demuth, Du wirst den Richter versöhnen. Liebe, Du wirst die Sünde löschen. Lächelndes Kind des Himmels, Du wirst den Blitz der feindlichen Naturgewalten entwaffnen.“

Dann kam die Apokalypse und verschüttete die lichtausströmende Liebeswunde des Himmels, und wir suchen vergebens, verzagend, weinend die Spur des Schattens, den einst das helle, klare, göttliche Licht geworfen hat.

*
* *

Das alte Testament ist die Epopöe der Menschheit. Es ist ein Märchen, aber aus wirklichen Frühlingsblumen gewoben; eine Wahrheit, aber aus Sonnenstrahlen genetzt; ein Spitzengewebe aus Stein gehauen.

Die Idyllen, welche den Beginn der Menschheit malen, sind rührend wie ein Kinderweinen, das von einem Lächeln durchschimmert wird. Der Brunnen Rebekka's, wo Laban seine durstenden Heerden tränken möchte, die schattige Palme, wo Jakob an Rahel denkt, das sonnenbrennende, kahlgemähte Feld, wo Ruth ihrer Mutter mit frommer Hand die Aehren sammelt, und endlich der cedernbeschattete Palast, wo David dichtete . . .

David ist der Homer der Hebräer; nur dass sein Schauplatz der Himmel und sein Held der Schöpfer ist. Die Psalmen David's werden erst später der Schatz der Nationen werden, wie sie jetzt der unverstandene Schatz der ungelehrten Frommen und der Kirchenmusiker sind. Die Psalmen David's warten noch auf einen Uebersetzer, gleich dem hohen Liede. Denn gehe man die beste der bestehenden Uebersetzungen durch, sie wird wie ein bombastischer, rituell anerkannter Wortschwall rauschen, gleich unver-

ständlich murmelnden grossartigen Wassern. Ich habe oft Andächtige die Psalmen David's herbeten hören — aber sie konnten mit der unerklärten, krampfhaft auf die katholische oder protestantische Kirche bezogenen Sprache keinen Sinn verbinden. Das Wort war ihnen heilig, wenn auch der Begriff fehlte. Kaum dass Humboldt, dieser grosse Kenner der Natur, auf den 104. Psalm aufmerksam gemacht und gestanden hat, er vereinige alles Wissen aller späteren Gelehrten in seiner Seherpoesie. Dies sprach der grösste Naturweise über den Psalm, welcher die Natur besingt in ihrem Schöpfer. Aber jeder Psalm ist in seiner Art ein Wunder, die Gabe eines Genius: was für köstliche Miniaturbildchen schliesst der kleinste Psalmrahmen ein, Bildchen, für die sich leider kein Humboldt und kein Winkelmann findet. Man lehrt heutzutage den Knaben lateinisch und griechisch. Das Hebräische, den Laien gelehrt, würde wie ein Licht in unseren versumpften Glauben, in unsere matte Poesie strahlen. Man lehrt es aber nur den Priestern, und diesen lehrt man es schlecht. Die Psalmen sind ein noch ungehobener Schatz, den die Kirche immer tiefer in die Erde tritt und der eine Welt von gottheiligen Wahrheiten enthält, die man in dem verdunkelten Christen-

thume wie eine Lampe an die Decke hängen sollte. Die Kirche hat ein Verbrechen, einen Raub, einen geistigen Mord an einem göttlichen Werke begangen, — dessen klage ich sie hier laut und öffentlich an! — indem sie die einzelnen Poesieen des Psalters sinnlos und unverstehbar machte durch ihre erfundenen, falschen Ueberschriften: „Christi Sieg wider die Feinde.“ „Von Christo, dem Könige der Ehren.“ „Gebet der Heiligen.“ „Vom Bräutigam Christo und der Kirche, seiner Braut.“ „Der Kirche Trost und Sicherheit.“ „Von Christi Himmelfahrt.“ „Vorbild der christlichen Kirche.“ Und so endlos fort.

David war der grösste Naturweise, wie Moses der grösste Gottweise war. Kindlich rührende Fragen und todesangeschauerte Weissagungen wechseln in den Psalmen ab mit den heitersten, sonnigen Landschaftsbildern, die er alle nach der Natur, nach seiner Umgebung, nach seinem Spaziergange, nach der Aussicht aus seinem Fenster malt. Nehmen wir zum Beispiel den 64. Psalm, in welchem eine Reise nach dem Tempel in Jerusalem beschrieben wird: *)

*) Renan in seiner Beschreibung Palästina's sagt, dass man, wenn man vom Norden Judäa's nach Jerusalem wandert, in den letzten Tagen durch das sogenannte „Thal der Thränen“, einen

„Wie schön ist Dein Tempel, Herr! Wie sehnt sich schon meine Seele, in den Vorhöfen Deines Hauses zu wandeln, wie sehnt sich mein müder Leib und meine liebende Seele, Dein Allerheiligstes zu sehen!

An Deinem Altar werde ich sein wie der Vogel, der einen Dachfirst gefunden hat, um zu ruhen, wie die Schwalbe, die ein Nest gefunden hat, um ihre Jungen zu pflegen.

Wie glücklich sind Deine Priester, die immer in Deinem Tempel wohnen und Dich loben können. Wohl ihnen, die Dich zum Zwecke ihres Lebens genommen haben, und die ihre Tage verbringen, indem sie Dir allein dienen.

Wir wandern hier durch das Thränenthal, und mussten daselbst Brunnen graben, um nicht zu verschmachten. Segen Denjenigen, die vor uns hier gewandert sind, die vor uns diesen beschwerlichen Weg gemacht haben und uns zeigten, dass man die Traurigkeit überwindet, und dass uns in Zion der Lohn und unser Gott erwarte.

Höre mein Gebet, Herr, Du Gott Jakob's, der Du unser Schild bist, sieh auf uns herab, auf uns, und hilf uns über die Beschwerden der

---

traurigen, blumenlosen, wasserlosen, trockenen, von hohen Felsen eingeengten Hohlweg kommt, den man zwei Tage lang durchwandern muss.

Reise zu Deinem Tempel. Denn ein Tag in Deinen Vorhöfen ist besser, als tausend Tage fern von Dir. Ich möchte lieber die Thüren hüten im Gotteshause, als fern bleiben in den unheiligen Hütten.

Denn Gott der Herr ist Sonne und Schild, er gibt Gnade und Ehre, und er wird den Frommen an nichts Mangel leiden lassen. Wohl dem Menschen, Herr, der sich auf Dich verlässt.“ —

Und dieses melancholische, sehnsüchtige Wanderlied nennt die christliche Bibel: „Vom Predigeramt.“

Eine noch komischere Stelle nimmt daneben das Hohelied Salomon's ein, welches die Kirche, trotz der Gegenreden aller weltlichen und sogar vieler Gottesgelehrten, in der heiligen Schrift eigensinnig beibehält.*) Salomon zeigt sich darin als grosser Dichter, aber gewiss nicht als heiliger Dichter. Er schildert darin eine Liebe, die die Kirche lächerlicher Weise noch bis heute auf die Liebe zwischen Jesus und seiner Gemeinde deutet. Wenn aber dieselbe in dem Liede geschildert sein soll, so hat der Dichter

*) Welcher Papst wird die Kühnheit haben, die heilige Schrift von Menschenzusätzen zu säubern? Und Pius IX. ist (alle zweifelhaften und schismatischen Päpste mitgerechnet) bereits der 269. Papst.

Salomon einen starken Zug dieser Liebe übersehen: die Keuschheit — und das Gedicht wäre aus diesem Grunde einfach misslungen und schlecht. Aber es ist nicht misslungen, es ist eine Poesie, in welcher man Lippe auf Lippe den ganzen Orient wie einen nächtlich-schwülen Liebesseufzer einsaugt. Wie wunderbar schön ist doch die Szene des Liebesliedes, welche einem leisen, heissen Geflüster gleicht:

„Ich schlafe, aber mein Herz wacht. Da höre ich plötzlich die Stimme meines Geliebten, der anklopft. „Thu mir auf, Geliebte, meine Taube! Denn mein Haupt ist voll Thau, und meine Locken sind voll Nachttropfen.“ Da stand ich auf, um das Schloss aufzuthun; meine Hände troffen von Myrrhen, und Myrrhen liefen über meine Finger an dem Riegel am Schloss . . .“

Wie farbenprächtig und schmachtend und liebesnacht-schwül ist dieses glühende Lied! Sobald man aber in diesem Geliebten Jesum und in der Geliebten die Kirche sieht, wird dasselbe zur eckelhaften Schändung der heiligsten Reinheit. Es ist dann kein Gedicht mehr, es ist ein Pasquill; es ist kein Meistergemälde mehr, es ist ein Verbrechen; ein Verbrechen, welches manche arme Nonne in ihrer Zelle hysterisch und wahnsinnig gemacht hat. Das

Hohelied gleichet für Mönche und Nonnen einer vergifteten Hostie.

Sagen wir es offen: Dieser Irrthum der Kirche ist abscheulich und unnatürlich; man verbietet den Priestern und den Nonnen die Unkeuschheit, und man reizt sie dazu auf. Und wenn sie von diesem Kampfe wahnsinnig werden, begräbt man sie lebendig. Eine schauerliche Stufenfolge, welche der Blutlaune eines Tyrannen gleicht. Die schönste erste That des heiligen Vaters, welcher auf den armen, gequälten, kranken Greis Pius folgt, wird vielleicht die Reinigung der Bibel sein; der Bibel, welche dem Armen das Brod, dem Priester die Liebesfreude ersetzen, und welche Allen den Frieden bringen soll.

*

* *

David der König, der Stammvater des Geschlechtes Jesu, ist eine gleichsam heilige Figur des alten Hauses, dessen ehrwürdiges Haupt (in dem weissen Barte die Asche der Busse und den Goldreif des Ahnenkönigthums im Haare) in die Himmelsglorieen des neuen Testamentes hineinragt. Er kam auf den Thron Israels, weil Saul, den Gott vor ihm erwählt hatte mit seinem Balsam und seinem Geiste, sich unwürdig

gezeigt hatte. Saul, dieser seltsame König, der aus einem Hirten ein Herrscher wurde, diese merkwürdige Gestalt: um eine Kopfeslänge erhaben über die andern Menschen, voll echter Männerschönheit, das heilige Oel von der stolzen schwarzen Lockenmähne triefend, ein siegreicher Held im Felde, vom Herrn ausgesucht und gesegnet, und plötzlich auf dem Gipfel seiner Herrlichkeit von ihm verworfen und verstossen, dem träumerischen kleinen David gegenüber.

Wenn Saul würdig geblieben wäre, wäre aus seinem Geschlechte der Erlöser gekommen?

Wenn Saul würdig geblieben wäre, wäre Jesus je erschienen?

Ungeheuerliche Frage, einem Abgrunde gleich, vor dem der menschliche Verstand zurückbebt.

Salomo ist eine andere merkwürdige Erscheinung im Volke der Hebräer. Eine andere Wunderblume in dem grossen Sumpfe der Selbstsucht und Kleinlichkeit. Er ist in Einem Punkte gleichsam der Vermittler zwischen Moses und Jesus. Er ist kein Gottwissender wie Moses und kein Messias wie Jesus. Er ist nicht einmal ein so glücklicher Liedersänger wie sein Vater David. Aber er ist ein Mensch, so echt in seinen Lastern wie in seiner Tugend, so stark, so leidenschaft-

lich, so weise und so gut, dass er wie ein Wunder anmuthet in seiner Umgebung. Der Tempel, den er erbaute, vereinigte alle gläubigen Hebräer und alle Heiden an Einem Punkte. Dieser Tempel war ein Riesenwerk an Pracht und Majestät, verklärt gleichsam durch die Unsichtbarkeit seines Gottes: ein Gotteshaus ohne Götzenbild, ein echtes Haus des Herrn, wo Jeder die Hände falten konnte vor dem Gotte, mit welchem sein eigenes Herz diesen Tempel schmückte — der ungenannte Gott, der Allen gemeinschaftlich war.

Dieser Wunderbau glich einem in Stein und Gold und Erz übersetzten Gebete.

Die riesigen Vorhöfe mit den himmelhohen Mauern, die Cyklopensäulen, welche in die blauen Lüfte ragten wie erhobene betende Hände, die flammenden Leuchten, welche geheimnissvolle unirdische Schatten an die Wände warfen, das eherne Meer, welches, von wilden Thieren getragen und von geheimnissvollen flackernden und wogenden Lichtern gleichsam zum Wallen gebracht, ein dumpfes Dröhnen vernehmen liess und den Gläubigen trennte vom Allerheiligsten des Herrn, wie der Schlund des Todes die Erde vom Empyräum trennt; dies Alles gehörte nicht der Religion der Hebräer allein an. Der

Tempel Salomonis war so recht ein Tempel des ungenannten Gottes, des Gottes alles Erschaffenen, aller Elenden und aller Dankbaren. Und am Tage, wo dieser Tempel vollendet war und geweiht wurde dem Dienste des namenlosen Gottes, trat Salomo in das Mittel des Tempels (wie Jahrhunderte später Jesus zur Ehebrecherin) und erhob die Hände und sprach ein Gebet. —

Ein Gebet, welches gleichsam die Harfentöne zu dem Evangelium Christi bildet, ein Gebet, welches das Gebet des Christenthums sein sollte, ein Gebet, in welchem keine einzelne Nation, kein einzelner Stand, keine einzelne Religion vertreten ist, sondern welches den Seufzer der Creatur zu seinem Schöpfer in Worte kleidet, und welches Salomo zum ersten Christen macht.

Dieses Gebet, welches Salomo, in die Pracht seiner Königswürde gekleidet, im Mittel des Tempels stehend, umgeben von seinem knieenden Volke sprach, und welches die Poesieen Davids weit unter sich lässt, wie der Adler die Lerche überflügelt, lautet an einer Stelle:

„Herr, Du Gott Israels, es ist kein Gott, weder droben im Himmel, noch unten auf Erden, Dir gleich, der Du hältst den Bund und Barm-

herzigkeit Deinen Knechten, die vor Dir wandeln von ganzem Herzen; Du hast Deinem Knechte, meinem Vater David gehalten, was Du ihm versprochen hast. Mit Deinem Munde hast Du es geredet, und mit Deiner Hand hast Du es erfüllt, wie es steht an diesem Tage.

Meinet Ihr, dass Gott auf Erden wohne? Sieh, der Himmel und aller Himmel Himmel vermögen ihn nicht zu fassen. Wie sollte es denn dies Haus thun, das ich gebauet habe?

Wende Dich aber zum Gebet Deines Knechts und zu seinem Flehen, Herr mein Gott, damit Du hörest das Lob und Gebet, das Dein Knecht heute vor Dir thut. Und wollest erhören das Flehen Deines Knechts und Deines Volkes Israel, das sie hier thun werden an dieser Stätte, in Deiner Wohnung im Himmel, und wenn Du es hörest, gnädig sein.

Wenn Jemand einen Eid leistet, so wollest Du hören im Himmel, und den Gottlosen verdammen und dem Gerechten recht sprechen, Wenn Dein Volk von seinen Feinden geschlagen wird, weil sie gesündigt haben, und bekehren sich zu Dir und flehen zu Dir, so wollest Du hören im Himmel und der Sünde gnädig sein. Wenn der Himmel verschlossen wird, dass es nicht regnet, weil sie an Dir gesündigt haben,

und sie bekehren sich von ihren Sünden, weil Du sie drängest, so wollest Du hören im Himmel und ihnen den guten Weg zeigen, und regnen lassen auf das Land, das Du Deinem Volke zum Erbe gegeben hast. Wenn eine Theurung, oder Pest, oder Dürre, oder Brand, oder ein Feind im Lande sein werden:

Wer dann bittet und flehet, es seien sonst Menschen oder Dein Volk Israel, die ihre Hände ausbreiten zu diesem Hause: so wollest Du hören im Himmel, in dem Sitz da Du wohnest, und gnädig sein." — —

Wenn auch ein Fremder, der nicht Deines Volkes Israel ist, kommt aus fernem Lande um Deines Namens willen, so wollest Du hören im Himmel, in dem Sitz da Du wohnest, und thun Alles, darum der Fremde dich anruft.*)

*
* *

*) Warum ist dieses allerchristlichste Gebet nicht in unsere Liturgie aufgenommen? . . Ich möchte, dass jeder Christ es bete. Und wenn ein Jude oder sonst ein Ketzer zu unserer Kirche kommt, um in Herzensangst oder Herzenseinfalt zu dem allgemeinen Schöpfer zu beten: so möge ihm nicht die Taufe aufgezwungen werden. Wann wird das Priesterthum Christi nach dem Befehle unseres Erlösers Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten?

Nach Salomo kommen die Propheten. Seltsame, alleinstehende Räthsel der Weltgeschichte. Die Prophezieen sind einfache, naive Epopöen ganzer Nationen, gegen welche die Lusiaden, das befreite Jerusalem und das verlorene Paradies nur schwülstige Reime sind.

Wenn diese erhabenen Geschichtsbücher, die so rührend mit Hoffnungen, Ahnungen und Gebeten untermischt sind, noch nicht Gemeingut wurden (denn wer liest heutzutage noch die Propheten ausser dem gedankenlos buchstabirenden greisen Bauer?), so liegt das wieder nur daran, dass noch kein Dichter sie übersetzt hat nach ihrem historischen Sinne und nach ihrer hinreissenden, begeisterten Melodie.

Ihr grösstes Element ist die Hoffnung auf den Erlöser. Diese Hoffnung, die sich endlich bis zum Rufen steigerte, und zuletzt bis zum Glauben.

Die Propheten waren alleinstehende Menschen, erzogen zur Gottesweisheit, und die alten Gottweissagungen hermurmelnd bis zu einer Zeit ihres Lebens, wo bei andern Menschen sich die Geschlechtsliebe äussert. Diese Castraten des Geistes kannten das stille Erdenglück nicht, sie hatten nie bei ihren Eltern gelebt. Und sie kannten das Weib nicht. Und wie

bei den Castraten des Leibes die ungenutzten Körperkräfte im Fleische überquellen, so überquellten bei ihnen die ungenutzten Herzenskräfte in ihrem üppig wuchernden Geistesleben. Die Propheten, erzogen für die Ueberschwenglichkeit und das geistige Fieber, erwachten also in ihrem Mannesalter, und sahen Gott unmittelbar vor sich über der Lücke, die man in ihr Menschenleben durch das Entziehen des Weibes gemacht hatte.

Mit merkwürdiger Uebereinstimmung fühlten alle den Erlöser, gleichsam in der Würze der Luft, die schon über der grünenden Erde schwebte.

*
* *

So stand die hebräische Welt über dem verhallenden letzten Worte des letzten Propheten. Sie sah den Erlöser schon in den Wolken schweben. Sie breitete ihre Arme dem Himmel entgegen. Aber sonnenbrennende Tage und mondleere Nächte gingen über der Sehnsucht und dem schlummerlosen Flehen hin. Die Luft über Galiläa, dem unbeachteten Mittelpunkte aller Prophezeiungen, die sich auf ihren Wanderungen von Süden und Norden in ihm kreuzten, wurde schwül wie Thauwetter zu Winters-

ende; weise Männer nahmen die alten Schriften und entzifferten und berechneten daraus den Tag der Ankunft dessen, der sie beglücken sollte. Die Priester nahmen ihn im voraus in Beschlag und liessen ihn durch Tauben und Früchte erkaufen; das Volk bekehrte sich und düngte mit seinem Herzblute die Furchen der Erde, die sich ihm bereitete. Die Könige erzitterten vor dem verheissenen Messias und erstickten jeden klaren leuchtenden Menschenblick, der ein Vorbote sein konnte. Denn der Herr des Himmels wollte ja seinen Fuss auf die Tyrannen setzen!

Und wie diese Sehnsucht, diese Angst, diese Begeisterung und diese Bekehrung am höchsten schäumten und dann zerrannen wie gethauter Schnee in schwarzen Erdfurchen, da zog es gleich Maienrauschen durch die Welt, und in einer mondlichten Nacht wurde einer reinen Magd ein Sohn geboren.

Das arme Judenweib drückte das weinende Kind an ihre liebeschwellende Brust. Und wie das Kind das Mutterherz an seinen Lippen pochen fühlte, lächelte es.

* * *

## II.

## Die Sünden der Menschheit.

Wenn wir den Weg der Menschheit nach den Fingerzeigen des alten Testamentes bis zu dem Zeitpunkte verfolgen, an dem wir angekommen sind, so sehen wir eine auffallende Logik in der Folge der Weltsünden und der Strafen, die ihnen folgen.

Der Mensch, sobald er über die ganze Erde verbreitet war wie Sand am Meere, springt ohne Vermittlung von der persönlichen einzelnen Sünde auf die grosse Sünde ganzer Nationen, das Menschenlaster über. Die „Sünde“, das heisst der Ungehorsam gegen Gott, gegen die Natur und das Gewissen, die wir in Eden gleich einem lächelnden Kitzel der Neugier entstehen sa-

hen, wird in Kain schon zu einer Krankheit der Seele, die den Leib zerstört: zum Mord. Und von da an ist die Sünde als That eingebürgert auf Erden. Sie frisst sich durch ganze Geschlechter gleich einer krebsartigen Krankheit, die zuletzt gar nicht mehr als Krankheit betrachtet wird, weil sie Allen gemeinschaftlich ist. Und endlich ist die ganze Menschheit, die in ihrem Keime so gesund und frisch war, vergiftet, krank, verpestet von der Seelenkrankheit der Sünde, die in der ersten Zeit nur das war, was im Mittelalter ansteckende Nervenkrankheit war.

Die Sünde ist immer individuell gewesen, ehe sie generell wurde. Das dürfte wohl eine unbestreitbare Thatsache sein. Zuerst sündigte das Individuum, dann sickerte diese neue Sünde langsam in seiner Umgebung und im Volke weiter. So kommt es, dass man, an der Hand des Sehers *) in jene Zeit der Weltkindheit

*) An der Hand des Sehers. Mancher Leser dürfte bei diesem Worte sagen: „Was soll eine Forschung, die sich nur auf die Basis der Dichtungen des alten Testamentes gründet? Ist der Prophet und der Poet eine geschichtliche Autorität?" . . Mit Erlaubniss der Herren Gelehrten, ja. In jener Zeit, wo es noch keine politische Chronikerei gab, nahm der Poet die Stelle des Geschichtschreibers an, und malte ganz und gross und plastisch hervortretend, was der heutige Chronist in Daten abthut. Und wenn der Gelehrte die Erschaffung der Welt, die sein Wissen

zurückgehend, die seltsame Thatsache erleben würde, die Erde von vielen Sünden der späteren Zeit, die sie nicht einmal der Idee nach kannte, noch ganz frei und rein zu finden (wie man sie damals auch von allen heutigen Leibeskrankheiten frei gefunden hätte). Die Sünde wanderte Form für Form ein, wie das einzelne Individuum sie fand. Es musste Jemand den ersten Selbstmord begangen haben, ehe diese Sünde zu einem Zeichen der Zeit werden konnte. Es musste Jemand den ersten Meineid geschworen haben, ehe die Sünde der Lüge und des Betrugs in die Welt kam, so wie der Tod erst in die Welt kam als Abel starb. Es ist ein trauriges Schauspiel, in der jungfräulichen, noch vom Paradiesesschimmer überglänzten Welt Tag für Tag, Jahr für Jahr eine neue Schwäche, eine neue Todesart, eine neue Sünde emporkeimen zu sehen in einzelnen Menschen, die endlich alle zusammen am Ende der alten Zeit als erbliche ansteckende Uebel und als weitverwurzelte Laster des gan-

---

rekonstruirt hat, zu seinem Erstaunen in grossen Zügen in der Erzählung Mosi wiederfindet, warum sollte der Schriftsteller, welcher dem Wege des Menschengeistes nachsinnt, nicht den Fussstapfen der alten Poeten und der alten Denkmäler nachfolgen — vorzüglich, wenn die Folgerungen mit der Logik und der Wahrscheinlichkeit zusammenfallen ?

zen Erdkreises angenommen wurden, als ob sie von der Erde selber untrennbar seien. Aber das ist ein falscher, ein irriger, ein trostloser Glaube. Jedes Uebel musste entstehen und sich ausbreiten und wieder neue Arten gebären. Wer wollte zweifeln, dass die Erde gut und rein sein könne, trotzdem dass sie nur erschaffene Erde ist? „Aus der Hand Gottes hervorgegangen sein,“ ist denn das gleichbedeutend mit „verworfen sein“? War unsere Welt nicht einst rein gewesen? Dieselbe von der Sünde reinigen, und geistig und körperlich gesünder machen (und Eines würde aus dem Andern folgen!), wäre ein Werk, wie es heute kein Mensch mehr vollbringen oder auch nur anbahnen könnte. Aber eine relative Unmöglichkeit ist es nicht, wenn es auch eine praktische Unmöglichkeit ist. — „Die Erde ist böse!“ — Das ist eine feige Selbsttäuschung, um nicht besser werden zu müssen.

* * *

Es ist also, wie ich sagte, ein trauriges Studium, das Studium der einzelnen Sündenkeime, bis sie sich zur grossen Lasterwildniss verwirren.

Die erste Sünde, welche sich der Menschheit bemächtigte, war die Zwillingssünde des Stol-

zes und der Wollust. „Man vergass auf Gott, aber man pflegte der Wollust mit den Gottgebornen.“ (1. Mose 6, 1.) Aus diesem Inzest zwischen den Geschöpfen des Himmels und den Geschöpfen der Erde entstanden die Gewaltigen des Landes, Halbgötter gleichsam, denen die Andern unterthan wurden; die Tyrannen und die Könige, die Gott als seine Prätendenten und missachtenden Gegner vertilgen wollte. Die schmeichelnde Menge baute dem herrschenden Menschen Tempel anstatt der Gottheit, die Schmeichelei kroch wie ein Wurm durch das üppige Gras, der vergötterte Tyrann tödtete und raubte und war wie ein reissendes Thier über seinem Bruder. Dazwischen dehnte sich die Wollust mit schwimmenden Augen und feuchtem Munde, die würzige Luft der Nacht mit ihrem heissen, übelriechenden Athem verpestend. „Da reute es Gott, dass er den Menschen geschaffen hatte,“ und er sandte die Sündfluth, um die Erde zu reinigen. Nur des Noah erbarmte ihm. Die Wolken ballten sich gleich Felsen zusammen, und warteten auf den schwülen Hauch, der sie zerriss. Man sah den Azur nicht mehr — das Firmament war erstickt unter der Masse der Wolkengebirge. Die Erde wurde gleichsam erdrückt von diesen schweren, vollgesogenen

Schwämmen. Sterne und Himmelsblau waren nicht mehr. Der Tod wartete auf seine Beute. Es war, als ob die finsteren flockigen Wasserbehälter der einzige, gottleere, grausame Himmel seien. Endlich erscholl das Wort und flog der schwüle Hauch, und die Sündfluth brach herab . . . . . . . . . . . . . . . .

Es muss ein namenlos trauriger Tag gewesen sein, der Tag nach der Sündfluth.

O Gott, mögen nun die Fluthen erklärt werden durch eine Erdrevolution oder durch ein Strafgericht, was für ein trüber Tag muss das gewesen sein, wo eine frühere Erde mit ihren Geschöpfen zerstört im faulenden Schlamme begraben lag.

Der Himmel zog langsam seine Regenkehle zusammen, aber breitete seine schweren Flügel noch schwerathmend über die Erde, die in ein Urmeer zurück verwandelt war. Und die Berggipfel, die herausragten, die waren so schrecklich gestaltet von den krampfhaften Griffen der Todten und den Abdrücken des ersterbenden, mattflatternden und sich krümmenden Gethiers, welches vom Wasser in seine grause Umarmung gezogen worden war. Und über dem Ganzen schwebte nur Ein ängstliches, erschrecktes lebendiges Wesen: Die Taube mit dem Oelzweig.

Die Taube mit dem Oelzweig schwang sich zu dem Regenbogen auf, der sich über dem Altar Noës wölbte, aber der Geist der Menschheit erhob sich nicht mit ihm. Er sank tiefer und tiefer in dem schlammigen Boden der fluthereichten Erde ein, unbesorgt um die Strafen der Vorzeit, trotzend den Strafen der Zukunft, des Heute geniessend. Die neuen, langsam sich ausbreitenden Menschen waren älter und greisenhafter geworden als ihr Vorfahren; aber nur dem Leibe nach, der wie weichstielige Breitblätter aus dem Sumpfe wuchs. Der Geist wuchs jetzt jäh zum Gottestrotze an.

Und die Welt, die Gott verzeihend wieder sorgenlos und ohne Unglück fröhlich sein liess, wurde wieder undankbar und gottverlachend, und sprach: „Wohlauf, lasset uns einen Thurm bauen, dessen Spitze an den Himmel reiche, dass wir uns einen Namen machen! . .“ *) Da aber sandte der Herr einen Wirbelwind über das stolze Menschenvolk, dass es zerstreut und seine Sprache verwirrt und die Steine von dem hohen Thurme geblasen wurden.**)

*) 1. Mos. 11, 4.

**) Wie viel hat man über „die rein dichterische“ Stelle Mosis gelacht. Und warum? Cäsar, welcher an dem Tage fiel, wo er die Königskrone berührte, Robespierre, welcher an dem Tage

Die zweite Sünde der ganzen Menschheit war der Stolz allein, der noch zu roh und ehrlich war, um Sinnlichkeit zu werden. Dieser Thurmbau ist erhaben-erbärmlich in seiner Absicht, und ist erhaben-erbärmlich noch heute in seinen Trümmern. Der ewige Mond, der sich über „Birs Nimrud“ erhebt, hat einen mitleidigen Schein; die Kameele fressen das Gras aus seinen zerbröckelnden Steinen. Die Palme, die sich an seine Wände lehnt, wird seinen letzten fallenden Stein überleben. Es ist noch immer ein riesiger Ziegelhaufe, aber so armselig gegen den Grashalm, der sich an seinem Fusse emporrankt.

O ewiges verkanntes und missachtetes Beispiel der Gottesgrösse und der Menschenkleinheit! Jeder Purpur, ist er nicht ein Babelthurm, jedes harte Wort zu unserem untergebenen Mitbruder gesprochen, ist es nicht ein Babelthurm, auf welchem wir unser eigenes nichtiges Ich bis in die Wolken erheben wollen? Und jeder Wurm, der über meinen Weg kriecht, ist er nicht der Grashalm, der zu mir, dem stolzen Gemäuer, spricht: „Du lebst nur, um mich zu gebären!“ . .

---

seiner grössten Macht zertreten wurde, Napoleon in Moskau als der Eroberer des grössten und furchtbarsten Reiches . . . Keiner von ihnen würde den Sturmwind Babels läugnen . . !

Einsam und traurig steht der Trümmerhaufen Baal's bis heute in der grossen assyrischen Ebene. Noch heute wirft der „Birs Nimrud“, wie ihn der Eingeborne nennt, seinen Schatten auf die fernsten Gebirge. Ein Elefant auf seiner ersten Stufenhöhe würde wie ein Kieselstein erscheinen, und ein Wald in seinen Rissen wie ein Bündel Schilf. So riesig ist der Bau, und laut lachend schüttelt sich die Palme, die nicht bis zu dem ersten Säulengange hinanreicht, den sie überleben wird.

* * *

Nach der Sünde des Hochmuths, nachdem der Geist gedemüthigt war, hatte sich der Leib wieder gestärkt. Gestärkt zu allem Bösen, die Wollust vertiefend in seiner langen Schwäche-Krankheit, über die stolze Sünde des Babelthurms setzend wie über eine Pfütze, um einen Abgrund zu treffen, in den er sich stürzen könnte bis zum Schmerze, bis zur Krankheit . . . eine Wollust bis zur Vernichtung! Der Geschlechtstrieb wird zur Sünde, sobald er sein Vergnügen darin sucht, dem ge-

liebten (?) Wesen Schmerz zu bereiten. Und dieser greisenhafte Gedanke kroch vor den Augen Gottes über den Geistestrotz Babylons, und wurde langsam zum unbewussten thierischen Instinkt. Und wie der Babelthurm zum ewigen Denkmal seines zerhauchten Trotzes gleich seinem eigenen Pranger in den Zeitenlauf hinaufragt, so ist der Pfuhl Sodoma's ein Schimpf, der Wollust wie eine Schandtafel angehängt; und so lange die Erde steht, fällt wunderartiger Weise der Schatten der verschwundenen Stadt über ein todtes Gewässer.

Wie logisch sind die beiden verschiedenen Strafen der verschiedenen Sünden. Der Trotz wird auf den Pranger erhöht vor der Welt, und die verbrecherische Unkeuschheit wird vertilgt und versenkt, damit die Vögel nicht sterben vor Ekel und die Sonne nicht verlösche vor Abscheu. Das todte Meer gleicht einer Hand, welche sich das empörte Schamgefühl der Natur über die Augen deckt.

Mitten in der Kindheit der Kunst, in der Kindheit des Staatenlebens, in der Kindheit des Lebens ist es eine grauenhafte Erscheinung, diese satte Vollkommenheit in der Wollust zu sehen! Man hatte Gott noch nicht erkannt, und man lästerte ihn schon. Man konnte kaum die

Natur buchstabiren, und man trat sie schon mit Füssen!*)

Sodoma und Gomorra, riesige Städte mit Elfenbeinsäulen und marmornen Liebesgötzen, die gleich Spitzengeweben über den lichtgrünen Grund des Ufers gebreitet waren. Den Tag über so todt und müde, erwachte das Leben in ihnen zur Nachtzeit, wie jene unheimliche, geheimnissvolle Blume sich erst in der Dunkelheit öffnet und ihren giftigen Duft in die Lüfte haucht, oder wie die Eule, die erst im Finstern die Flügel regt und auf ihre ekelhafte Würmerbeute ausgeht, die jetzt erst der Erde entkriecht. Man mied das Auge der Sonne. Sobald dieses sich schloss, athmeten die beiden Städte auf. Farbige Lampen blühten in den

*) Die Wollust, jene Wollust, die ausserhalb des zeugenden, geheiligten Naturtriebes liegt, ist eine Schmach, die unbegreiflich und unglaublich ist, wenn die heitere Natur um den Sünder leuchtet. Wenn der Sommerwind sein Haar durchwühlt, und die Wiesenblumen zu seinen Füssen mit dem Winde spielen, und die Vögel lachen, und das Kind des Nachbars, die winzigen dicken Füsse hebend, in die Weite hinein jauchzt, wer kann dann diesen Sünder gegen die Natur auch nur begreifen? Es müssen verfluchte Länder sein, wo diese Sünde keimt, es müssen verfluchte Stunden gewesen sein, wo sie sich mittheilen konnte. Diese Wollust brütet über der Welt ekelhaft und mordend und nutzlos und hässlich wie eine Spinne.

Gärten auf, ein ungeheures Liebesgemurmel erhob sich dumpf gleich dem Murmeln des Wassers im Nachtwinde. Die beiden Städte näherten sich gleichsam einander, indem sie einander wollüstig stöhnend an die Brust drückten. Die Luft war zum Ersticken gewürzt mit Duft und heissem Athem, und der wohlriechende Leib verläugnete die faulende Seele. — Da kam in einer solchen Nacht die Strafe. Der Himmel öffnete sich und glich der Hölle. Entsetzliche Verwandlung, entsetzliche Umwälzung der Erde! Der Himmel, welcher die Seligkeit bergen sollte, barg die Qual! Die Feuer, welche auf Sodoma flossen, waren Feuer, wie man sie nie auf Erden gesehen hatte: dunkel wie die Finsterniss und verzehrend wie ein Heer hungriger Löwen. Die Stadt, über welcher die Sündfluth losbrach, und die Stadt, welche ein Sturm zertrümmert hatte, standen fast lichtglänzend da gegen Sodoma und Gomorra. Und als von den beiden Städten sammt ihren Sünden nichts mehr übrig war als die Stelle, da leckten die Flammen des unversöhnbaren ewigen Zornes noch fort und verzehren bis heute jedes Leben, das sich dort regen will; sie verkohlen die Früchte des Landes und tödten die Fische des Gewässers, welches schwer und glanzlos wie ge-

schmolzenes Blei den Abgrund der Sündenstätte anfüllte.

Die Sündfluth, die Zerstörung Babel's und der Untergang Sodoma's sind solche Offenbarungen, wie sie im Laufe der Zeiten nur dann geschehen, wenn die Erde sich über ihre Sphäre erheben will oder unter ihre Sphäre verthiert. Die grossen Menschheitssünden hatten Gottes Langmuth dreimal erschöpft. Und er strafte das Geschlecht durch die Elemente von dessen eigener Natur: die Tyrannei ertränkte er mit der Wasserfluth, den Trotz verjagte er mit einem Hauche der Luft, die Wollust verzehrte er mit Feuersgluthen. Aber nach dem Tyrannenstolze des ersten Weltalters, nach der Lästerung des zweiten und nach der Verthierung der dritten Periode, verfiel die ganze Menschheit in die Sünde des Gottesläugnens: das Verneinen ist die Rache des Ohnmächtigen. Gewaltthätig, trotzig, verthiert, war die Erde noch nicht tief genug gesunken gewesen, sie war noch nicht bis zum Gotteshasse gekommen, dieser ungeheuerlichen Menschheitssünde, die dem Elternmorde gleicht. Für eine solche Sünde gab es keine Strafe mehr, nur die Vernichtung. Da kam ein grosses Erbarmen über die Gottheit, und sie sandte das vierte und letzte noch

übrige Element zur Reinigung über die Erde: nach den Wassern der Sündfluth, nach dem Wirbelwinde von Babel, nach den Flammen Sodoma's überliess Gott dem letzten Elemente die letzte Reinigung: der Erde selber übertrug er die Erlösung. Der Heiland wurde aus der Mutter Erde geboren.

*
* *

# III.

## Gott auf Erden.

Die Zeit, in welcher Jesus geboren wurde, war schon mit seinem Hauche angefüllt. Es ging einem Sturmwind gleich durch die Welt. Die verdorrten Blätter wurden aufgewirbelt und schwache Geister wurden von der Strömung der Erwartung zu Boden gerissen. Es gab verknöcherte Lehrer, die sich an die alten morschen Balken der mosaischen Gesetze klammerten, und sammt ihnen umgerissen wurden.

Moses war Alles gewesen, aber er war doch nicht mehr genug. Es war eine eilfte Stunde der Erwartung, welche einer Krankheit glich. Ein unbeschreibliches Etwas hatte die Prophezeiungen von Jahrhunderten auf einen Haufen zu-

sammengedrängt. Dicht vor Jesu Erscheinung starben die Propheten aus, und ihre Weissagungen richteten sich auf ihren Gräbern in die Höhe, gleichsam der Erfüllung gewärtig. Die Gelehrten berechneten wie unter einer Eingebung die Zeit der Erfüllung. In den Hütten der Arbeiter wurde das Brod mit der Hoffnung gewürzt, dass die Ankunft des irdischen Erlösers mit himmlischer Macht bevorstehe.

Es kam wie Geburtswehen über die Geister der Erde; alle Schriften bezeigen das: die Bücher, welche das alte Testament abschliessen, sind wie ein Fiebertraum der Erwartung. Die Mutter der Makkabäer stirbt nicht für den alten, längst anerkannten Gott, sondern für den Erlöser und Versöhner, den er senden wird. Sie liefert gleichsam den Kampf, noch ehe das Ziel desselben geboren wird. Jesus Sirach, der letzte Prediger vor Jesus von Nazareth, schwebt wie im Fieber zwischen der Lobpreisung des alten Gottes und der Seligkeit, die er der kommendcn neuen Verkündigung Gottes, dem Heilande vorausfühlt. Ein auffallender, sturmartiger Geist weht durch die letzten Bücher des alten Testaments, derselbe Geist, welcher die Israeliten bis heute noch in alle Welt auseinander treibt, und welcher sich dem Christen in

einen Friedenshauch verwandelte. Das jüdische Volk gleicht in diesen letzten Büchern einem Getreidefelde, welches der Nachtwind zerzaust, knapp vor der Ruhe, welcher die Morgenröthe folgt.

Und mitten in dieser Zeit wurde Jesus geboren.

Ich meine mit dieser Geburt nicht die Nacht, in welcher Maria den Sohn auf ihren Schooss nahm; ich meine den Tag, wo Jesus zum erstenmale als Lehrer auftrat und sprach: „Es gebührt, dass wir gerecht sind.“*)

An jenem Tage erschollen wirklich zwei Naturstimmen in der Welt: in der abendländischen die jammernde Stimme des ägäischen Meeres: „Der grosse Pan ist todt.“ Und im Morgenlande der morgenrosige Hymnus der Wolken und der Pflanzen und der Kinder: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede allen Menschen, die eines guten Willens sind.“

Es gibt Stunden im Weltenleben, welche prädestinirt sind, und Menschen, welche für diese Stunde geboren werden: Napoleon konnte nur in der Revolution seine gebietende Hand er-

*) Die ersten Worte, welche Jesus im ersten Evangelium (Matthäi) spricht.

heben. Was würde Napoleon heute werden? Cromwell konnte nur in der Verderbtheit des Parlaments seine Axt über einen König schwenken. Armin konnte nur über die wollustsiechen, im Sumpfe verirrten Römer sein zentnerschweres, aber seelenloses Schwert erheben.

Und Jesus erhob seine Hände mit dem zwölften Stundenschlage, der das Morgenland unter seiner Verwirrung ermattet niedersinken fand: den alten Gott mahnend, die neue Erlösung fordernd. Mitten in diesen Stundenschlag hinein sagte Jesus voll himmlischer Liebesruhe: „Was sucht Ihr?“ *) „Warum sucht Ihr mich so ängstlich?“ **) „Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes ist da.“ ***)

* * *

Die Lehre Jesu besteht nicht, wie Renan, Strauss und Consorten behaupten, aus zerfaserten, zu den verschiedenen Phasen seines Lebens passenden, je nach Umständen weisen oder aufgeregten, herzensklaren oder missmuthigen, Alles verzeihenden oder Alles bedrohenden Reden.

---

*) Das erste Wort Jesu im Evangelium Joannis.

**) Detto Lucä.

***) Detto Marci.

Nicht ärger kann man die Lehre Jesu missverstehen, als indem man sie in ihrem Sinne zerpflückt und zerfasert.

Es hat Erklärer gegeben, welche Jesum das höchste Lob zu sprechen und ihm eine wahrhaft göttliche Stelle anzuweisen glaubten, indem sie sagten: Die Lehre Jesu umfasse die ganze Welt, und die ganze Welt mit allen ihren Höhen und allen ihren Abgründen spiegle sich in seinen Worten. Wie falsch ist dieses Lob: Jesu Lehre, wenn man sie nach ihrem tiefinnersten Sinne nimmt, **ist keine weltumfassende!** sie gleicht nicht den heutigen Missionspredigten für Beamte, Mägde, Adelige, Handwerker und Bettler; sie umfasst wohl relativ alle Menschen in ihrem Troste, aber nur alle Die, welche dieses Trostes bedürfen und zu ihm kommen wollen. Jesus nimmt nicht die Erde in seine Arme und spricht: „Du bist mein,“ sondern er stellt sich auf den Anfang eines schmalen Weges, der sich in den Frieden verliert, und sagt: „Wer mir nachfolgt, ist mein!“ Daraus, dass diesen Unterschied zwischen der Lehre, welche aller Welt gehört, und der Lehre, welche für die Welt ist, welche ihrer bedarf, noch Niemand bemerkt und betont hat, entstehen die meisten Missverstehungen der Jesuslehre

und sind selbst die meisten, ja alle Verbrechen des Christenthums entstanden. Eine Lehre, welche (wie Renan, Strauss und alle Kirchenväter von der Lehre Jesu behaupten) die ganze Erde als zu beglückende Heerde nimmt, ist eine heidnische, die sich mit Feuer und Schwert ausbreitet; und leider wurde Jesu Lehre im Mittelalter solchermassen verfälscht, und die Scheiterhaufen der Inquisition, der Bruderkrieg der Sekten, die Oriflamme der Reformation sind die traurigen Folgen dieses Unverstandes, der sich an die einfachen Worte Jesu klammert wie Mehlthau an Getreidehalme. Jesus brachte die Seligkeit nicht der weiten Erde, sondern dem Menschen, welcher dieser Seligkeit *bedarf.* Welch ein süsses Ziel träumt er da. Er zeigt auf den schmalen Weg: „*Hier* ist der Pfad zu finden“ — sagt er — „wer den Frieden sucht, wer mühselig und beladen ist, der folge mir auf diesem Wege nach.“ *Das* ist der Refrain Jesu. Renan, Du Gelehrter, hast Du das nie begriffen? . . Und in *diesem* Sinne ist Jesu Lehre wirklich eine Verkündigung der Freiheit. Man hat aus der Jesuslehre einen Hut gemacht, unter welchem man *alle* Köpfe vereinigen will. *Aber Jesus hat das nie gewollt, nie angestrebt.* Er wollte Diejenigen trösten,

die den Messias suchten; es gibt Stellen und Augenblicke, wo Jesus direkt dagegen spricht, überhaupt einen Weltglauben gründen zu wollen. An vielen missverstandenen oder übersehenen Stellen des Testamentes sagt Jesus deutlich: „Ich will keine Religion gründen, ich will der Erde keine Gesetze geben; sondern ich will nur die Traurigen, die Armen, die Verfolgten trösten. Nur für sie bin ich gekommen.“ Jesus belehrt dann nicht, er besucht gleichsam die geistig Kranken und berührt ihre Wunden mit Balsam. „Es ist leichter“ — sagt er — „dass ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher in den (meinen) Himmel.“ Das heisst, nur die, welche des Trostes bedürfen, werden den Frieden auf meinem stillen und ergebenen Wege suchen . . . Die Reichen — d. h. die Glücklichen nie. Nicht ein Verdammungsurtheil spricht er da über den Reichthum, er gesteht nur, dass er Denen, welche die Weltfreuden geniessen, nichts bieten könne mit seinen schlichten Tröstungen. Deutlich sagt er, dass die frohe Welt ihn nichts angehe, denn sie bedürfe seiner nicht.

Spricht so der Stifter einer Religion . .? Oder nicht vielmehr ein Mensch, welchen die Traurigkeiten der Menschen traurig machen? — Ich behaupte, und Jeder, welcher das Testament

nicht nach dem hergebrachten Style oder dem Gelehrtenskrutinium, sondern mit seinem unbeirrten individuellen Gefühle und gutem Willen durchliest, wird mir Recht geben: Jesus wollte nicht die Erde erlösen durch Gesetze, sondern die Schatten der Erde lichten. Er war in der That kein Gott des einstigen Jenseits, sondern ein Gott für die Betrübnisse des Diesseits. Zahllose Stellen (die ich vielleicht in einem künftigen Buche, wo der Raum es zulässt, beleuchten will) bezeugen klar, dass seine Ansicht war: der Mensch muss sich ergeben, um den Frieden zu finden, er muss Liebe geben, um Liebe zu erhalten, er muss sanft sein, um den rauhen Sturm der Haide zu entwaffnen. Dies zu lehren ist Jesu Mission. Er ist wahrhaft ein Gott der Armen und Elenden, die zu erheitern und zu heilen er gekommen ist. — Mit den Reichen hat er nichts gemein. Welch ein seltsamer „Religionsstifter", welchem der unglückliche böse Bettler lieber ist als der fromme und gute Reiche? Wenn man eine Religion stiftet, nimmt man seine Grundpfeiler unter den Wohlhabenden der Welt und unter den Frommen. Man verspricht den Himmel den Gottesfürchtigen, und nicht den Weinenden. Nie sehen wir Jesum die Seligkeit als Belohnung, sondern

immer als Trost verheissen. Spricht diese Eigenthümlichkeit nicht dafür, dass er mehr den armen Bruder erfreuen will, als die Erde in ein neues jenseitiges Paradies zu treiben? Wer das letztere behauptet (und selbst das Christenthum*) thut es), läugnet ohne es zu wissen das Gottesthum Jesu. Sich zu Propheten aufwerfen und Religionen gründen ist das Werk begeisterter Menschen. Die Welt froher und lichter machen und dann verschwinden, um unsterblich zu bleiben in seinen Wohlthaten, das ist der Weg, den ein Gott auf Erden macht. Dass sich auf den Spuren Jesu eine Religion der Sanftmuth und Liebe aufbaue und sich langsam verbreite wie ein belebendes Wasser auf dürrer Wiese durch die ganze Welt: es sei; dass man aber aus der Lehre Jesu eine starre Religionsform schöpfen konnte, ist ein Irrthum, welcher die Lehre selber erdrückt. Jesus sagt: „Bete Gott nicht auf diesem Berge und nicht in Jerusalem an, sondern im Geiste und in der Wahrheit.“ Dieses Wort verdammt und zerreisst jede Form. Es ist der schmale, himmelwärtsführende Weg, den Jesus ging, und auf den er Alle rief, die des Friedens, des Trostes, der Ruhe, der Ver-

*) Wir werden später den Unterschied zwischen Jesuslehre und Christenthum markiren.

zeihung, der Barmherzigkeit bedurften. — Der Reiche gehörte nur dann Jesum, wenn eine Sünde ihn darnieder drückte. Was sollten ihm die Menschen ausser den Sündern, den Verfolgten, den Trauernden, den Kranken oder den Armen? Im Evangelium werden zwei Glückliche und Reiche erwähnt, die Jesum liebten — Nikodemus und Josef von Arimathia. Aber Jesus zog sie nie an sich, er würde sie nie zu seinen Jüngern gemacht haben, sie standen ja ausser seiner Mission, ausser dem, was wir damals Christenthum genannt hätten. Sie waren nicht böse, nicht arm, nicht traurig; sie brauchten keinen Helfer und keinen Lehrer. Einem reichen Jünglinge, der Jesum folgen wollte, sagte er mit andern Worten: „Du bedarfst meiner nicht. Bis Du arm oder traurig bist, dann komme in meine Gemeinde.“ Nicht der Glaube machte also zu einem Kinde Jesu (zu einem „Christen“), sondern das Trostbedürfniss. Das „Christenthum“, wie Jesus es träumte, sollte keine Religion werden, sondern ein Asyl. Jesus hatte die ungeheuerliche, schwärmerische Liebesidee, die Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten der Erde auszufüllen und auszugleichen: er wollte den Armen und den Traurigen tapfer und hoffnungsvoll machen; er wollte den Ungeliebten reich

machen mit dem Gedanken: wenn Niemand mich liebt, Gott thut es. Er gab den Waisen einen Vater und den Heimathlosen den Jakobsstein, auf welchem sie die Himmelsleiter träumten. Die Krankenheilungen Jesu haben einen tiefen Sinn. Es waren nicht „Wunder, die er dem Aberglauben zu Gefallen thun musste“, es waren die Heilungen eines begeisterten Arztes. Die Liebe und das Mitleid machen seinen Hauch balsamisch heilend, und nicht „das Erforderniss seiner Rolle“.

Jesus sagt gleichsam auf seinem schmalen Wege, auf welchen er seine Heerde ruft: „Dies ist kein Weg für die Glücklichen. Die haben ja den ewigen Gott, der sie gesegnet hat und der unser Aller Vater ist. Der Sohn aber ist die Liebe Gottes, welche über die von der Welt Verlassenen scheint.“

Renan hat es sogar gewagt *), die vergeistigtsten Worte Jesu im materiell hässlichen Sinne zu nehmen. Wenn man Jesum in seiner echten einfachen Göttlichkeit, in seiner brennenden Liebe für seine leidenden Brüder erkennt, so wird man Worte wie: „Wahrlich, wenn

*) Freilich entspringt das auf natürliche Art aus seinem vollkommenen Missverstehen der Mission, die sich Jesus zulegt.

Ihr nicht Vater und Mutter verlasset und folget mir nach, so könnet Ihr meines Reiches nicht theilhaftig werden" — nicht als unerklärliche Unnatürlichkeit nehmen, als einen „Widerspruch" des sanften Gottes, welcher einst sagte: „Halte das Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren," sondern als einen Rath für alle die Armen an Geist, denen von ihren Eltern gelehrt wird, über der Welt Gott zu vergessen. Es war seit jeher die Aufgabe heidnischer und christlicher Eltern von niederem, armem, verlassenem Stande (für den ja Jesus sprach und lehrte!), den Kindern zu sagen: „Verdiene nicht nur Deinen Lebensunterhalt, sondern so viel als möglich." Eine rührende Engherzigkeit, an welcher die Armuth und die Noth Schuld trugen. Jesus, dieser heitere, göttliche Lebens- und Liebesphilosoph, der davon lebte, Andere lebensheiter zu sehen, der sich damit sättigte, Andere satt zu sehen, der darin Glück fand, Andere lächeln zu machen, dessen Genuss darin bestand, Andern die Freude zu bringen, dieser bis heute von jedem Christen unverstandene, echte und wahre Gott, hielt in seiner himmlischen Begeisterung dafür, die Armen damit zu trösten, dass sie wurden wie Er. Wie Er, der so glücklich war im Glücke der Andern. Die

Göttlichkeit Jesu bestand weder in der Taube, die über ihm schwebte, noch in seinen Kreuzesqualen: sie bestand darin, dass er das wunderbare, tröstende, erste Beispiel gab: das einzige dauernde Glück dieser armen, umwölkten, wimmernden Welt ist die Selbstlosigkeit. „Seid selbstlos, und Ihr werdet Frieden haben. Glaubet nicht den Menschen, die Euch selbstisch und besorgt um Reichthum machen. Die Freude der Andern, das ist die einzige dauernde und befriedigende Freude. Geniesset den schönsten Anblick: das Lächeln des Nächsten — diesen Genuss, der über Verlassenheit und Elend hilft." — Eine wahrhaft göttliche Liebesweisheit! Aber eine Liebesweisheit, ein Utopien, welches mit dem Gottessohne am Kreuze starb. Ich behaupte, der letzte Seufzer Jesu war auch der letzte Seufzer des Heiles, welches er der Welt geben wollte.

Jesus hat auf Erden geleuchtet, und die Erde versucht bis heute aus seinem Strahlennimbus, den sie für irdisches Gold hält, Münzen zu schlagen. Die grosse, von den Jüngern Jesu gegründete Werkstatt dieser Arbeiter heisst: der Christianismus.

*
* *

Ich habe hier wenige, schwache, aber ernst gefühlte Worte über den Heiland gesprochen, die für dieses Werk, welches nicht Gott, sondern die Gottesmörder heisst, genügen müssen. Ich bin ein Christ, wie ich um mich keinen Gleichgesinnten gefunden habe. Ich stehe vereinsamt zwischen Verwandten, Priestern und Atheisten, mit meiner schüchternen, anders lautenden Erkenntniss im Herzen. Vielleicht finden Worte dieses Buches eine Seele in fremdem Lande, welche noch ernstlich und wahr und zweifelsfrei an die Göttlichkeit Jesu glaubt, weil sein Wesen über der Menschheit stand. Und vielleicht erglüht heutzutage noch ein Herz mit mir, im Innersten berührt von diesem himmlisch reinen Strahle der Gottheit.

Fast vom nämlichen Augenblicke an, wo Jesus starb, hat ihn Niemand mehr gefühlt, wie die wundersame Vermischung des Göttlichen und Menschlichen einzig gefühlt werden muss. Die Wesenheit und die Lehre Jesu stehen so einfach und so klar über der Erde, wie der lichte Mond. Aber von dem Augenblicke an, wo dieses Licht am Himmel erschien, beschäftigt sich die Menschheit (anstatt sein mildes grosses Licht mit seliger Weihe zu geniessen) einzig

damit, über die Wesenheit des Lichtkörpers zu streiten. Der Streit ist so heftig geworden, dass der aufgewirbelte Staub und der Rauch der Geschosse das ganze Firmament sammt dem lichtspendenden Gestirne verdeckt. Gregor der Heilige knetete den Geist zum Teige, welcher vom Priester und Volk herumgeknetet, von Jahrhundert zu Jahrhundert seltsamere Formen annahm. Luther läugnete die Jungfrau mit einer Kraft, die einem wesenhafteren Punkte des Erlöserverständnisses zugewendet werden konnte. Die heutige Welt endlich will jenes himmlische Licht nach dem Rechte der freien Wahl durch ein anderes ersetzen, da man ja eben im Depossediren drin ist: nach der Liebe soll die Vernunft den Himmel bewohnen.

Der Papst und Luther, die Priester und die Neuerer haben sich nicht geschämt, seit Jahrhunderten zwei sinnlose Fragen zu beantworten: Wie ist Gott? und wie soll man an Gott glauben. Die erste Frage kann kein Sterblicher beantworten, und die zweite Frage kann kein Mensch einem andern beantworten, sondern nur sich selber.

Seit Jahrtausenden war der Verstand der Menschen darauf aus, rastlos, Jahrhundert für Jahrhundert, Tag für Tag, Stunde für Stunde,

die Gottheit zu ergründen. Zwei unabsehbare Menschenzüge waren stets auf dem Wege, Gott zu suchen: die Gelehrten und die Unglücklichen.

Die Gelehrten forschten ihn in seinen Werken nach und die Unglücklichen in ihren Gebeten. Beide hatten das Gefühl, der Wiederschein eines grossen Lichtes falle auf ihren sinnenden Scheitel und auf ihr halb hoffendes, halb muthlos verzagendes Herz. Aber dieser Wiederschein des unsichtbaren Lichtes fiel nie stark genug auf die Welt, um den Pfad der Suchenden heller zu machen.

Auch ich habe mich gleich Andern in die Gottidee vertieft, als ich noch jünger war an Jahren. Ich habe studiert und ich habe geträumt. Und habe gefunden, dass der Mensch mit seinem Verstande Gott auch nicht einmal a h n e n kann, weder in der Spekulation noch in den Thränen. Und wenn der Mensch sein ganzes Leben hindurch geforscht hat, verbrennt er seine Bücher, und der grübelnde Blick kehrt in das eigene Innere zurück, auf das eigene schmachtende Herz, und man weiss, dass man um Gott zu erkennen, werden muss wie ein Kind. Das Evangelium Jesu lehrt dies an einer Stelle mit einem thränenglänzenden Lächeln. Die grösste Wissenschaft und die grösste Weisheit ist die Liebe. Gottes Licht,

das echte, wahre, schimmert nur über der Wiege des Kindes und über dem Lager des Sterbenden. Was in der Mitte liegt, muss durch Liebe ausgefüllt werden.

Das ist die Jesuslehre. Das ist der Weg, den er den Traurigen weist. Es ist keine Religion, welche das Jenseits erkauft, es ist ein Trost, welcher das Diesseits erhellt. Jesus hat uns den nie erkennbaren Gott geoffenbart in unserem Herzen, indem er ihn Vater nannte. Hätte der Menschheit das ein Mensch lehren können?

* * *

Es gibt Leute, welche sagen: „Was soll uns aber die Legende von Jesu Leben, was soll uns Maria mit dem Kinde auf dem Schoosse, dieses Gedicht seiner Schüler? Jesus ist göttlich in seiner Lehre; was soll uns sein Schlummer auf der Flucht nach Egypten und all der Legendendunst über der Krippe?“ . .

O Ihr Engherzigen und Kurzsichtigen! Die Legende von Jesus ist keine Sage, keine Dichtung, weder eine Wahrheit noch eine Lüge: sie ist seine Lehre, für das kindliche Volk in Bilder übersetzt. Wagt es, Ihr Verstandeskrö-

suse, dem Volke seine Bildersprache zu rauben! . . Die Hieroglyphen waren die einzigen Vermittler, welche die Geistesschätze der tiefsinnigen Egypter für uns aufbewahrten. Die Legende von Jesus wird vielleicht der einzige Vermittler sein, welcher seine göttliche Lehre im Volke kräftig erhält, nachdem die Reichen, die Verstandesmenschen, die Geniessenden, die Ehrgeizigen, alle (diese Menschen, für welche Jesus nicht lehrte und nicht lebte und die man dennoch gezwungen hat, ihn zu „bekennen“, ihn, der nur für die Bedrückten lebte! . .) schon längst seine reine, ihnen unmöglich zu befolgende, unverständliche, unnütze Lehre überwunden haben werden.

Wisst Ihr auch, was die Legende der Kindheit Jesu bewirkt hat? Sie hat die Kindheit geheiligt!

Die Frommen, welche die Legende Jesu aufschrieben, haben seine Lehre in den unvergänglichen Felsen der Poesie gegraben. Die Dichter und die Maler, welche das Kind für ewige Zeiten in die Arme Maria's legten, haben den Felsen mit Blüthenpflanzen umzogen, die sich an ihm emporranken.

An den Riesenstamm der Jesuslehre haben sie die liebliche Winde gelegt, und die hat sich

herumgeschlungen, am Stamme empor, durch alle Zweige hinauf, bis in die Krone, und das Ganze bildet jetzt einen zugleich schattigen, starken und farbenfreundlichen Schutz für den Mann, aber auch eine Freude für die Unschuld. Eine Stütze für den Greis, eine Waffe für den Kämpfer, aber auch eine Blume für das Weib.

*
*   *

Das Leben Jesu ist in den Evangelien enthalten, ferner streng durchgrübelt und leichtfertig mit Hypothesen gefälscht in den Werken der Modeläugner. Es bleibt mir nur übrig einiger Gestalten zu gedenken, die man noch nicht unter ihrem eigenthümlichen Lichte betrachtet hat.

*
*   *

Das ist vorerst die dreifache Art der Liebe, die in das Leben Jesu tritt, und die ihm bis zu seiner Gefangennehmung folgt: Die Reue, die Reinheit und das Vertrauen. Die Reue hat eine unsterbliche Vermenschlichung gefunden in Maria von Magdala.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der wahren Göttlichkeit einer Sache, dass sie — gleichwie die alte Welt früher unbekannte Sünden schuf, — vorher ungekannte Versöhnungen schafft. Vom Beginn der Zeiten bis zu Jesum war das Erdenleben eine lange Sündenkette ohne Lösung — das Wort Reue bestand nicht, es war unbekannt allen Religionen, allen Sagen, allen Dichtungen, allen Herzen, der ganzen Geschichte.

Die Sünde wurde bestraft, aber nie bereut. Die Sünde wurde durch die Gnade der Gottheit vielleicht verziehn, aber der Mensch hatte diese Gnade durch nichts zu verdienen gesucht. Prometheus bereut das geraubte Feuer nicht in der Todesqual, und Atreus hat keinen versöhnenden Reueschauer über den zerfetzten Gliedern seiner Neffen: beide wurden nur bestraft. Die Eumeniden waren nicht die Reue, sie waren das Gewissen — ein Abgrund trennt diese beiden Begriffe. Es ist ein schauerlich thierischer Zug der alten, künstlerisch und dichterisch so hoch stehenden Welt, dass der Schmerz der Strafe die einzige Versöhnung der Sünde war. — Es war ein Lakonismus,*) welcher das

*) Bekanntlich galt in Sparta der Diebstahl nur dann für schimpflich, wenn er entdeckt wurde.

warme Rechtsgefühl zur starren Gesetzestafel machte.

Maria von Magdala, die Sünde, die Alles bereut, und welcher Alles vergeben wird, ist eine Blüthe des Christenthums, welche für sich allein schon das Leben Jesu zu einer Offenbarung der Gottheit machen würde. Es hat in allen Dichtungen aller Zeiten, in allen Religionen aller Zeiten, in allen himmlischen Offenbarungen aller Evangelien nichts Rührenderes gegeben, als das geniessende, geliebte, lachende Wesen, welches in einem Augenblicke seines Lebens zu den Füssen eines sanften Gottmenschen kniet, und aus einem Gefässe, welches die Form des eigenen Herzens hat, die köstlichste Salbe auf die Füsse dieses entsagenden Liebenden giesst. Es ist ein wahres Wort: der Triumph der Liebe ist die Entsagung. Vor Magdalena gab es keine Frauenliebe,*) es gab nur den Frauengenuss. Mit Magdalena schimmert zum erstenmale die Schönheit der Seele bezwingend

*) Es werden Gelehrte kommen und sagen: „Und Alceste, die sich für ihren Gatten opfert? . ." Sehet diese Sage in den Trauerspielen der grössten Dichter an: Es wird ganze Akte hindurch nur vom Ehebette geredet. Alceste will lieber sterben, als ohne Admet schlafen. Das ist der Triumph des Eros. Aber ist Eros wirklich die Liebe? . .

über die angebetete Schönheit des Körpers hinaus, und verdunkelt dieselbe. Mit Magdalena wurde das Weib geboren.

Die zweite Inkarnation der Liebe, welche mit Jesus in die Welt trat, war die Reinheit, welche die Hoffnung gebar; die Jungfrau, welche allein das Göttliche gebären konnte. Werde nun die Jungfräulichkeit von geistigen Sezirern skrutinirt, von Luther und Calvin und Renan und jedem Gymnasiasten, welcher diese Frage gleich einer ersten Cigarre in den flaumbärtigen Mund steckt: werde die Jungfrauenschaft für eine geistige oder leibliche Reinheit Maria's erklärt: für den Gelehrten des Herzens wird die Gebärerin der verkörperten göttlichen Liebe immer die höchste Reinheit sein müssen. Fragt heute Humboldt, ob ein Jesus von der Sinnlichkeit empfangen werden kann? Er wird Euch antworten: Der Bär kann von keiner Hyäne geboren werden, der Adler von keiner Katze . . . Jesus von keiner Unkeuschheit. Maria ist die Mutter des erhabensten Menschenkindes: ist es nicht unwürdig, schauerlich, blutschänderisch, dass der Streit zwischen Katholik und Vernünftler seit Jahrhunderten in der Mutterschaft Maria's wühlt, als sei sie das erste und letzte Wort der Jesuslehre?

Wehe dem Sohne, der seinem Gegner nicht in's Gesicht schlägt auf einen solchen Ruf: „Deine Mutter hat viele Kinder mit Lust geboren!“ Mag dieser Ruf Wahrheit sein, er ist eine Entweihung. Und Luther nimmt für mich dieselbe kindische Stelle ein, welche der Sohn Noës einnimmt, da er seinen Vater entblösst . . . um der Wahrheit willen. Es gibt nichts Erhabeneres, Grösseres, Ehrwürdigeres als die Wissenschaft. Aber sie ist menschlich. Und alles Menschliche hat seine Grenze. Eine Wissenschaft, welche die Hand nach dem Kleide des Göttlichen aufhebt, ist eine Lästerung gegen den Vater, der sie zeugte, gegen die Mutter, welche sie mit Schmerzen gebar, gegen den Himmel und gegen die Erde, gegen die Seele und gegen das Herz. — Wenn Ihr Maria nicht mehr als reinste Jungfrau anerkennen wollt auf die Aussage männlicher Hebammen hin, welchen die Seele nichts und der Foetus (welcher doch nur durch die Seele zum eigentlichen Dasein gebracht werden kann!) Alles ist, so lasset sie wenigstens das jungfräulichste Weib sein. Ich glaube, Ihr schafft ihr da einen Heiligenschein, um eine frische Blumenguirlande auf ihrem Haupte zu ersetzen. Eine reine Gattin ist eine Jungfrau für Alle, welche den Gaumen vom Gefühle unterschei-

den, für Alle, welche ihre Mutter gekannt haben.

Wehe dem, der die Mutter entweiht durch einen Gedanken! . .

* * *

Die dritte Inkarnation der göttlichen Liebe, welche unter dem Strahle derselben zum erstenmale auf Erden erschien, ist die demüthige Begeisterung der vertrauenden Freundschaft.*) Joannes, Joannes der Jüngling, welcher Jesum nie verstanden hat, welcher ihn nur fühlte. Joannes, dieser ganz dem Irdischen unterjochte Mensch, welcher mit einer Keule für die Gottheit kämpfte. Joannes, welcher von dem sanften Auge Jesu entzündet wird, und welcher über dem gebrochenen Blicke dieses Auges ansharrt bis zum Tode — jeder Gefahr wohl ausweichend: Joannes, die Treue.

* * *

Da ist dann noch eine merkwürdige Gestalt: Petrus, der seinen Herrn dreimal ver-

*) Gelehrte Feuilletonisten mögen mir hier nicht Orest und Pylades, David und Jonathan nennen; man weiss, welch einen nächtlichen Nebensinn die Freundschaften der Griechen, der Orientalen und der alten Germanen hatten.

räth: das Papstthum, welches den Erlöser Jahrhunderte hindurch den irdischen Zwecken unterordnen wird. Eine wunderbar prophetische Figur. Der Hahn bildet in der Leidensgeschichte Jesu stets das oberste Bild, die bitterste Marter; der Verrath des zum Oberhaupte (?) erwählten Freundes! Das ist auch wohl das grösste Leiden Jesu gewesen und ist bis heute das grösste Wunder seines Staates: der Freund, der Schüler, der den Herrn und Meister aus Selbstsucht verläugnet, verräth, verkauft! . .

Es ist das eine auffallende Eigenthümlichkeit des Petrusthums, die sich bis heute erhalten hat. Es ist vielleicht ein grauenhafter Fluch des ersten Verrathes . . .

*
* *

Eine rührende Gestalt ist Josef von Arimathia, dieser grübelnde, sinnende, reiche Mann, welcher schüchtern den Armen beneidete, von solch einem Lehrer Trost und Liebe nehmen zu können. Josef von Arimathia ist nach meinem Ermessen der erste und einzige „Versteher“ Jesu bei dessen Lebzeiten. Er ist reich und angesehen. Jesus ist also nicht für ihn gekommen, er bedarf des Lehrers, des Trösters

nicht; Jesus sucht ihn nicht, den Zufriedenen. Und dennoch, dieser Reiche, dieser Zufriedene hat keine Ruhe. Das Bild des armen Zimmermanns, welcher den geistig oder leiblich Kranken aufsucht, sein Kissen glatt streicht, seine Wunde zu heilen sucht, sein vergrämtes Antlitz zum Lächeln bringt, fasst ihn so süss, so unwiderstehlich, dass er den Armen beneidet um seinen Tröster. Wer möchte nicht arm und elend sein, um Jesu mildes Auge auf sich ruhen zu sehen? . .

Und Josef von Arimathia hält sich fern, voll Liebe im Herzen, aber mit dem richtigen Gefühle, dass Jesus nicht für ihn da ist, denn er ist nicht hilf- und trostbedürftig. Und er erscheint nur, um der Leiche Jesu die letzte Ehre zu erweisen, um ihn zu begraben. Er war kein Jünger, der auf einen Thron und auf die Auferstehung wartete. Er liebte den sanften Seelenarzt, den sie getödtet hatten, aus voller Seele. Josef von Arimathia, der nichts hoffte, nichts erharrte, und nur liebte, der nicht wie die Jünger eine Stelle in den Wolken forderte und nicht wie der Bettler Trost und Heilung erhalten hatte, sondern welcher den Gott in dem Dulder fühlte und ihn fromm begrub -- für ewig, selbstlos, ohne Erwartung einer Vergeltung, ohne Aus-

sicht und Glauben an eine Auferstehung — dieser Mann ist ein wunderschönes Bild, eine rührende Personifikation des zum Genusse und zu Ehrenstellen erzogenen, um seines Ranges wegen geliebten Menschen, der den Armen glücklich preist, welcher entsagen kann und lieben darf, wie seine Seele es fühlt. Josef von Arimathia hat Jesum nie als Religionsstifter und als Erlöser betrachtet; er hat ihn geliebt um seines gotterfüllten, kindlichen, liebevollen Herzens willen. Der Stein, welchen er über das Grab Jesu wälzte, zeigte, dass er an keine Zukunft glaubte. Aber die Liebe war stärker als Glaube und Hoffnung. Josef von Arimathia war der erste und letzte Christ.

Noch einen Menschen ausgenommen, der nie nach seiner vollen Grösse erkannt wurde; der Schächer, der zur Rechten Jesu gekreuziget war. Er war in einer ganz andern Art nächst Josef von Arimathia der einzige Christ, der Jesu Sendung in ihrer vollen Geistigkeit erkannte, heller als alle Gelehrten, klarer als Jesu Jünger selbst es vermochten: die Jünger, die stets an der Seite ihres Meisters gewandelt waren, die jede seiner Parabeln gleich süssem Manna eingeathmet hatten, glaubten doch an eine irdische Macht Jesu; sie verläugneten

ihn im letzten Augenblicke, sie zogen sich von ihm zurück, selbst Joannes, der erst lange Zeit nach dem Tode des Erlösers unter seinem Kreuze gestanden haben will, nachdem Alles, was ihm in seiner Leidensgeschichte näher gestanden hatte, gleichsam in himmlischer Glorie erschien. Von dem Augenblick an, wo Jesus als Missethäter gebunden wurde, zeigt sich grell die Enttäuschung der Apostel. Sie hatte stets ein irdisch geoffenbartes sichtbares Wolken-Königthum gehofft, ein Vernichten der Feinde, eine Verklärung Jesu sammt seiner Apostelgemeinde. Nur der Schächer, der mit ihm verurtheilt wurde, der vielleicht früher einer seiner Zuhörer gewesen, hatte in dem Augenblicke seiner Leiden eine erleuchtete Seele, und das Wunder geschah, dass der Menschenverbrecher in dem gleich ihm erniedrigten Gottesliebling nicht nur einen Erlöser, sondern auch den Herrn erkannte, „dessen Reich nicht von dieser Welt war.“ Eine Wahrheit, welche die Jünger erst über dem Grabe Jesu zu ergrübeln begannen. Er sagte sterbend: „Herr, denke an mich, wenn Du in Dein Reich kommst.“

* * *

So starb Jesus, dieser Erlöser aller Betrübten, der in seinem langen liebeeifernden Leben zwei Christen geschaffen hatte: den Missethäter, der in ihm die himmlische Versöhnung, und den Reichen, der in ihm den liebevollsten Träumer sah.

* * *

# Die ersten Stunden des Christenthums.

Von dem Augenblicke an, wo Jesus den letzten Seufzer ausstiess, verlosch das Gotteslicht auf Erden, und eine neue Religion entstand unter den Jüngern. Weder der Sünder noch der Verfolgte kamen zu einer Stimme oder spielten eine Rolle in der neu entstehenden Religion. Die Sünder wurden verurtheilt, die Armen trugen das Andenken des guten Trösters still im Herzen. Die Jünger aber, die auf sichtbare Throne in den Wolken und auf eine blendende Macht über den Erdkreis gehofft hatten, die gaben sich nicht zufrieden und ersahen deutlich, dass es an ihnen sei, einen Cultus zu gründen, nachdem ihr geliebter ermordeter

Meister es verschmäht hatte, die Welt für seine Göttlichkeit zu „erobern“, sondern sich begnügt hatte die zu trösten, die weinend und krank selber zu ihm kamen.

* * *

Das Christenthum, als Form, als Religion beginnt nicht mit der Geburt oder der Lehre Christi, sondern mit seiner Beerdigung.

* * *

Die Stunden, welche dem Tode Jesu folgen, sind in historischer Beziehung und in Bezug auf ihre Tragweite wichtiger, als selbst die Lebenszeit und die Todesstunden des Herrn.

Jesus hat uns göttlichen, heilenden Balsam auf die Lebenswunden gelegt: die Apostel haben uns dafür eine Religion gegeben. Jesus hat der Erde den Frieden geben wollen, die Apostel haben ihr Gesetze gegeben.

Jesus war todt. Seine Lehre war mit seinem letzten Seufzer geschlossen. Die Apostel standen verwirrt, enttäuscht, beraubt und zukunftslos an seinem Grabe. Ich halte es für ausgemacht,

dass sie in der Stunde seines Leidens an Jesu verzweifelten und zweifelten. Ihre Apathie, ihr furchtsames, zerschmettertes Schweigen wäre sonst unerklärlich. Sie, welche drei Jahre hindurch in einer Art von Freudentaumel gelebt hatten, wie ihn Menschen hier auf Erden noch nie fühlten, sie, die sich die Erwählten Gottes nannten, die von ihrem Meister die Krone des Sieges auf Erden und in den Wolken erwarteten; die diesen Meister mit Händen berührten und mit Augen sahen, sie sahen diesen Gott zuletzt hilflos den Tod der Verbrecher sterben; und es darf angenommen werden, dass diese einfachen Menschen, so materiell in ihren Hoffnungen, so verwöhnt von ihren Träumereien; diese Menschen, die so oft an Jesus zweifelten, als er noch zwischen ihnen wandelte, einen Augenblick an seinem Grabe an ihrer ganzen Vergangenheit und an ihrer Zukunft verzagten und den Himmel leer sahen.

Es scheint, dass sie die Tage nach der Beerdigung des Herrn in athemloser Verzweiflung im Versteck zubrachten, berathend, was jetzt zu thun wäre, nachdem alle ihre Hoffnungen ein so jähes, unerwartetes, schnelles Ende genommen hatten. Renan nimmt in seinen „apôtres“ nach seiner romantisch-praktischen, oberflächlichen,

den Text leichtfertig entstellenden Weise an, die Jünger seien in diesen Tagen in einem Zustande der Verzückung gewesen, welcher sich dann bis zur „Vision einer Auferstehung“ steigerte. Nichts spricht für diese Annahme. Vielmehr beweisen alle Vorgänge vor, bei und nach dem Tode Jesu, dass die Jünger in den ersten Tagen die trostlose Ueberzeugung hatten, mit dem Messias sei auch ihr schöner Traum gestorben, und alle ihre schönen Hoffnungen. Diese Ansicht ist vielleicht hart, aber sie ist die augenscheinlichste. Sie ist keine Hypothese, sie leuchtet aus den naiven Worten der Evangelien hervor. Es ist eine schauerliche Sache, diese Verlassenheit Jesu. Fremde Leute weinen über ihn. Pilatus' Herz wird gerührt. Der Hauptmann der Kreuzigung sagt: „Wahrlich, das ist ein Gerechter!“ Und Josef von Arimathia, ein Nichtapostel Jesu, erbittet sich seine Leiche und begräbt ihn. Und wo sind seine Jünger? Sie haben ihn verlassen, verlassen bis zum Grabe, Joannes am Kreuze ist entschieden eine Fiktion des Evangelisten, von welcher die Andern nichts wissen und die auch ziemlich unmöglich ist; wie überhaupt das letzte Evangelium (Joannis) mit all seiner Plastik an vielen Orten darauf ausgeht, den Schreiber selber wichtiger zu

machen als den Helden der Schrift. In diesem Sinne möchte ich Joannes den ersten Memoirenschreiber nennen. — Es ist eine allgemein verbreitete Legende der christlichen Bildnerei, Jesum von den Jüngern begraben zu lassen. Aber weshalb erwähnt kein einziges Evangelium ein Wort von diesen Jüngern, welche augenscheinlich den Herrn von der Stunde seiner Erniedrigung an verlassen hatten, um nicht früher wieder zu erscheinen, als bis sie sein Andenken für sich zu einer Religion formen konnten? Im Evangelium Matthäi, in den Evangelien Marci, Lucä und Joannis steht ausdrücklich: „Josef von Arimathia, ein reicher Mann, bat um den Leichnam und begrub ihn in einem neuen Grabe, das er für sich gekauft hatte.“ Kein Jünger spielt dabei eine Rolle, keine der Frauen, die Jesus folgten. Von den Letzteren wird nur gesagt: „Sie gingen von ferne und sahen, wo Er begraben wurde.“ Wenn die Jünger um seinen Leib Sorge getragen hätten, würden dann die Frauen nur von ferne nach seiner Begräbnissstätte haben spähen müssen? Man wird sagen: „Die Apostel durften sich nicht heranwagen, denn sie waren in Gefahr.“ In Gefahr? Ich glaube kaum, dass sie eine Gefahr liefen vor einem römischen Gerichte, welches Jesum selber gern freigegeben

hätte, und vor dem jüdischen Volke, welches nur den falschen Messias hasste, aber nicht die „Betrogenen“, wie es die Jünger nannte. Und wenn sie Jesum „aus Furcht“ nicht begraben (!) durften, wie durften sie ihn später verkünden? Kurz, Alles zeigt, dass die Jünger durch die schmählichen Leiden und den schimpflichen Tod Jesu in einen grässlichen Zweifel und Unglauben geworfen wurden, in welchem nur die Frauen mit dem Instinkt ihrer Liebe hervorragen: sie schauten „von ferne“ der Kreuzigung zu, und sie merkten „von ferne“ die Stelle, wo man ihren geliebten Meister begrub.

* * *

Die plötzliche Hoffnungslosigkeit, welche die Jünger erfasste, brachte sie einander näher, als sie jemals früher gewesen waren. Diese plötzliche Armuth und Enttäuschung und Glaubenslehre verengte ihren Kreis, und sie jammerten miteinander und schlossen die Arme um einander in ihrem Versteck, wie sie früher einander beneidet, ausspionirt, verschwärzt und angefeindet hatten.

Als aber der erste Taumel vorüber war,

bekam ihr praktischer Sinn die Oberhand: sie richteten den zerstörten Himmel selber wieder ein, sie errichteten sich selber die Throne, welche der Herr ihnen verheissen hatte, sie gewöhnten sich nach und nach an den Gedanken, Jesus könne doch vielleicht nur ein geistiges Reich gegründet haben, und sie könnten das gotterfüllte Traumleben, an welches sie gewöhnt waren, nur fortführen, indem sie die hehre, tröstende Lehre Jesu, welche liebevoll das Reich Gottes auf morgen anberaumte, um heute alle Herzen hoffnungsvoll zu machen, zu einer Religion umgestalteten, deren Verkünder, Vertreter, Propheten und Säulen sie waren.

Und sie wurden plötzlich weiser als sie jemals gewesen waren in der begeisternden Gegenwart Jesu: sie, die so oft gezweifelt, missverstanden, gezagt hatten ihrem Meister gegenüber, sie wussten jetzt Alles: sie erwarteten ein Gottesreich und sie verachteten den weltlichen Ehrgeiz. Sie, welche um Throne und Ehrenstellen gebeten hatten, sie erinnerten sich jetzt erst des Wortes: „Die Letzten werden die Ersten sein.“ Und so wollten sie wieder unter die Menschen treten und die Sonnenstrahlen der Jesuslehre als Netz über die gesammte Welt werfen.

Und so traten sie in die Welt.

Sie traten in die Welt, nachdem sie Jesum auferstehen gesehen hatten.

Die Auferstehung Jesu ist eine Wahrheit — sie ist kein Wunder, sie ist einfach göttlich. Aber nicht mit seinen Wunden ist Jesus erstanden, sondern er thront heute als Kind auf dem heiligen Altar des Mutterarms.

Was sollen wir sagen von der Auferstehung, welche das Evangelium erzählt? Der erste Mensch, welcher versucht hat, dieselbe zu erklären, war Renan. Und seine Erklärung ist so wohlfeil, dass sie beinahe lächeln macht. Er sagt, die Jünger bildeten sich ein, Jesus komme zu ihnen, so oft ein Fenster knarrte, so oft ein Luftzug durch das Zimmer strich. Und wenn das Licht Schatten auf die Wand warf, so meinten sie, das sei Jesus: sie waren so fieberhaft aufgeregt! Diese Erklärung gibt er in seinem vielgelesenen Werke „Les apôtres". Mein Gott, wenn man Etwas läugnet, so muss man an die Stelle des Geläugneten doch eine andere positive Möglichkeit setzen. Renan gleicht einem Seiltänzer, welcher Schwierigkeiten überspringt, wie Leotard den Raum zwischen zwei Trapezen. Und mit gleichem Erfolge. Man applaudirt . . .

Es ist merkwürdig, dass noch Niemandem ein sonderbarer Umstand aufgefallen ist: Jesus

ist todt und begraben. Und da erscheint er wieder den Jüngern, so und so vielmal, sichtbar, berührbar, wirklich. Aber niemals erkennen ihn die Jünger wieder, bis er selber sich als wiedererstandener Jesus zu erkennen gibt. Es kann also da keine Vision, keine Hallucination, kein Fieberbild unterlaufen, wie Renan sagt. Eine Vision, eine Hallucination sieht in der Einbildung den geliebten oder erwarteten Gegenstand klar und deutlich. Der Fieberwahn auch. Aber der Jesus, welcher nach dem Tode Jesu den Jüngern erscheint, wird seltsamerweise von Keinem erkannt. Sie sehen Alle einen fremden Mann. Jesus musste also, auferstanden, ganz verändert sein und nur eine entfernte, nach und nach erkennbare Aehnlichkeit mit seinem früheren Ich besitzen. Wodurch? Weshalb?

Wenn da ein Betrug vorfiel, so waren nicht die Jünger die Betrüger, sondern eine Person, die eine Aehnlichkeit der Stimme, der Geberde, der Züge benützte. Man sehe die Stellen:

Zwei Jünger gehen nach Emaus, da schloss sich ihnen ein Mann an, den sie nicht erkannten. Erst später erinnerten sie sich, dass er das Brod gebrochen und den Segen gesprochen

habe, wie Jesus. Da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten den auferstandenen Jesus. (Evangelium Lucä.)

Magdalena wendet sich am Grabe um und sieht (den auferstandenen) Jesus stehen, aber sie weiss nicht, dass es Jesus sei. Sie meint, es sei der Gärtner.?! (Evangelium Joannis.)

Die Jünger fischen nach dem Tode Jesu auf dem See Tiberias. Da steht plötzlich der auferstandene Jesus am Ufer. Sie erkennen ihn aber nicht.?! (Evangelium Joannis.)

Diese Auferstehung wird ein ungelöstes Räthsel bleiben zwischen Gott und diesem fremden Manne des Evangeliums, den Keiner der Jünger erkennt bis er spricht: Ich bin Jesus.

Ich muss mich begnügen, hier auf diesen seltsamen Punkt aufmerksam gemacht zu haben. Gewiss ist nur, dass einige Tage nach dem Tode Jesu die Jünger mit frischgefasstem Muthe, ein neues unirdisches Surrogat für ihre zerstörten ehrgeizigen Hoffnungen in Bereitschaft, die alte Wanderung Jesu zwischen ihren Landsleuten neu begannen. Lehrend, wunderthätig, heilend, tröstend, aber Lehre, Wunder und Trost in Formen bringend und auf alle

Welt ausdehnend: nicht wie Jesus auf die Unglücklichen, sondern auch auf die Reichen; nicht nur auf die flehenden Brüder, sondern auf die ganze Welt, die sich dagegen wehrte.

Diese Schaar von Jüngern, welche die Lehre eines ewigen, unsterblichen Gottes, der herabgestiegen war um die Welt zu trösten, zur Lehre eines Religionsstifters machten, waren aber noch so erleuchtet von dem Wiederscheine der Liebe Jesu, dass diese Liebe (die der Formenwust der Apostel nicht ganz erdrücken konnte) ihnen eine wahrhaft hinreissende Ueberzeugungskraft verlieh. Der matteste Abglanz der Liebe verklärt, die Liebe ist beredt, die Liebe übt Wunder, die Liebe entführt tausend Seelen mit sich in das Paradies ihrer eigenen Leidenschaft: und die Liebe riss tausend schmachtende oder warme oder betrübte Herzen mit sich. An dreitausend Menschen wurden getauft in den ersten Tagen, und eine neue Kirche war sichtbar in's Leben getreten.

Petrus, der kräftigste und durch irgend welche Zufälligkeiten ehrfurchteinflössendste Anhänger seiner eigenen Religion, ging mit dem schwärmerisch-geschickten Joannes in den nächsten Tagen in den Tempel hinauf, da alles Volk versammelt war, wo sie einen Lahmgebornen

im Namen Jesu heilten. Und als das Volk staunend die beiden Apostel umringte, fing Petrus abermals an, Jesum zu verkünden und die Anzahl der Gläubigen, noch ganz aufgeregt von den Osterkämpfen, von den sich drängenden Nachrichten der Auferstehung, wuchs um einige Tausend.

Das Synedrium erkannte, dass mit dem Martertode Jesu ein verklärendes, nicht wieder gutzumachendes Samenkorn in die Jesuslehre gelegt worden sei, das tausendfältige Frucht bringe. In der ersten Bestürzung ergriff man die Apostel. Warum man sie wieder frei liess, nachdem man es gewagt hatte, Jesum zu tödten?.. ist nie klar geworden. Die zwölf Apostel getödtet, wäre das Samenkorn zertreten gewesen — denn der Nimbus, den ihre einstige Vertrautheit mit Jesu um sie wob, wäre keinem der übrigen Jünger vor dem wundersüchtigen Volke eigen gewesen. Man muss annehmen, dass der römische Statthalter ein für allemal die Sache von sich wies. Das Wort Gamaliel's: „wenn dieses Werk von Menschen ist, so wird es zerfallen; ist es aber von Gott, so könnt Ihr es nicht zerstören“ — hätte wohl kaum den Sanhedrin entwaffnet. Man weiss aus dem Leben Jesu, wie wenig der gelehrte Jude einer scharfen, geist-

vollen Logik zugänglich ist. Das Herkommen ist ihm die Wahrheit.

Die Apostel empfingen das Wunder ihrer Befreiung in der That unmittelbar von Jesus selber, dessen Würde im Andenken der römischen Richter fortdämmerte; und sie gingen freudig hin und hörten nicht auf, Jesum zu verkünden.

Jede Stunde, jeder Tag seit der grossen Bestürzung und Verzweiflung am Grabe ihrer Messiashoffnung, vermehrte ihre Liebe, ihren Glauben, ihre Begeisterung. Die Erfolge ihrer Lehre berauschten sie und trieben ihren Seelenzustand auf eine schwindelnde Höhe der Schwärmerei; wie am Munde göttlicher Wesen hing die Sehnsucht einer ganzen götzensatten Welt an ihnen. Jesus hatte sich niemals solcher Massenerfolge zu erfreuen gehabt. In jeder Minute entstand in ihrer Erinnerung aus einem Worte Jesu eine That und hob das Andenken des Urhebers immer höher in die höchsten Wolken des sichtbaren Horizonts.

Die Apostel hatten eine wunderbar richtige Einigung gefunden, die sie auf Jesum zurückführten: das Brodbrechen und das Gebet der Gemeinde. In den von allen Seiten zuströmenden Judenchristen fand die Bruderliebe Jesu den fruchtbarsten Boden in den alten Tradi-

tionen. Die Reichen verkauften ihre Aecker und speisten die Armen. Denn das Reich Gottes war ja nahe.

Aber die Pharisäer, deren ganze Existenz unterminirt war, die an den Römern keinen Anhalt fanden, hatten zum Glück noch einen brutalen Volkshaufen zu ihren Diensten. Man liess eines Tages einen Verkünder Jesu, den Stephanus, steinigen. Mit diesem ersten Tropfen Blutes war der Weg für alle diese krankhaft erregten Prediger-Gemüther gezeichnet: der Kampf bis zur Vernichtung.

Die Apostel, diese einfachen Männer, die durch den Fiebertraum der letzten Zeiten, durch ihre Erfolge und durch den Strom der sich gegenseitig fortreissenden Begeisterung schon längst in Regionen gehoben worden waren, wo widerspruchsvoll der irdische Erfolg selbst durch irdischen Tod angestrebt wird, sahen in der blutigen Spur, die von dem Steingrabe des Stephanus zu ihrer Lehrstätte führte, ihre Mission. Der Todesmuth ist in grossen oder krankhaft erregten Zeiten so ansteckend wie der Veitstanz.

Die Zahl der echten, d. h. der Judenchristen war indessen bis in's Unendliche angewachsen. Dieser allzu schnelle Erfolg war, wie ich weiter

unten zeigen werde, für die Jesuslehre ein Unglück. Denn er berauschte und blendete Petrus bis zu dem sinnlosen und dennoch später so traurig wahr gewordenen Gedanken, die ganze Welt in ihrer Religion zu vereinen. Die Apostel des Lehrers, welcher für die Armen und Betrübten gekommen war, fahndeten nach den Reichen und Starken. Die Apostel waren habgierig auf Seelen geworden. Petrus wollte bald nicht mehr Seelen *belehren*, er wollte Seelen *gewinnen* — um jeden Preis. Dazu war ihm die glänzende Bildung und die wilde Tapferkeit der Römer erforderlich; und so „träumte" er denn das Gleichniss von dem Tuche voll reiner und unreiner Thiere, von denen ihm unterschiedslos zu essen geboten wurde, und dehnte die „Religion Christi" auch über die Heiden aus. Der Zweck heiligte, wie man sieht, schon damals die Mittel.

Herodes Agrippa, welcher nun auch den Römerkreis in den Bann dieser Schwärmer gezogen sah, glaubte nun endlich ein abschreckendes Beispiel geben zu müssen. Der Ungeschickte, er ahnte nicht, dass ein zu spät angewandtes Mittel schadet, dass in einer schon so gährenden Seelenmasse die Strafe zum Märtyrerlohne und eben das *Verbotene* zum *Gesetz* wird.

Seiner Hand lag der jüdische Trotz Jakobus des Aelteren am nächsten. Der wurde also gefangen genommen und enthauptet.

Petrus wurde ebenfalls eingezogen, um enthauptet zu werden, wurde aber (wahrscheinlich von einem römischen Gefängnissbeamten selber) frei gelassen.

Die Apostel merkten nun, dass sie in Jerusalem selbst nichts mehr bewirken konnten als ihren eigenen Untergang. Durch die Zuziehung von Heiden in die Christengemeinde, hatten sie sich die Judenchristen selber zu Gegnern und Feinden gemacht, die von dieser Zeit an sich gänzlich von den Aposteln lossagten und in einzelne Religionssekten zerfielen, welche lange Zeit hindurch die Jesuslehre rein in sich fortpflanzten.

Petrus wurde von den Aposteln stillschweigend als Oberhaupt anerkannt; Jesus selber hatte ihn zu ihrem Führer bestellt. Die Pietät machte diesen Vorrang zu einem geheiligten Gesetze. Petrus ging nach Antiochia und später nach Rom, wo sich unter der Herrschaft der viehisch wüthenden Kaiser die meisten Gemüther fanden, die nach geistiger Freiheit strebten und die Alles anerkannt hätten, was das Gegentheil ihres jetzigen Horizontes

bildete. Jakobus der Jüngere scheint seinen Tod gefunden zu haben, ehe sie sich trennten. Er wurde in Jerusalem gesteinigt. Judas Thaddeus wirkte in Syrien und Kleinasien, Andreas bei den Skythen, Philippus wahrscheinlich in Phrygien. Bartholomäus wandte sich nach Arabien, Thomas zu den Parthern, Simon und Mathias zogen in den Orient, Matthäus bekehrte Aethiopien und Indien strichweise, wie ein Sommerregen, der bald auftrocknet. Ehe sie sich aber vollständig, vielleicht auf Nimmerwiedersehen trennten, mussten sie sich darüber einigen ... nicht was sie von Jesu Lehre verbreiten sollten, das stand fest — sondern was sie von seinem Leben sagen sollten, um es den, noch ganz von ihren wundervollen poetischen Göttermythen erfüllten Heiden als echt göttlich erscheinen zu lassen. Zu diesem Zwecke wurden die beiden ersten Evangelien verfasst; Matthäus schrieb das seinige augenscheinlich, um das Leben Jesu mit den Propheten zu einer von Ewigkeit her verschmolzenen Menschheitslegende zu machen. Marcus, der Schüler Petri, schrieb das seinige sichtlich unter den Erinnerungen Petri. Es ist das Lieblichste und zugleich Einfachste. *)

*) Die Evangelien Lucä und Joannis wurden weit später verfasst. Lucas schrieb das seinige später in Rom, beein-

Von dem Evangelium Lucä, welches die Grundlage der heutigen Religionsformen bildet, ist an einem späteren Orte zu sprechen. Das Evangelium Joannis erhält seinen grössten Reliquienwerth durch den Umstand, dass der Verfasser die Mutter Jesu nach dem Tode ihres göttlichen Sohnes zu sich genommen hat. Maria

---

flusst von römischen Deklamatorien und sagenhaften Läuterungen der Ueberlieferung. Er schrieb es zu einer Zeit, wo man schon anfing, Maria als Heilige aufzufassen. Lucas war der Gründer des Katholizismus. Ohne sein Evangelium wäre der katholische Cultus niemals entstanden, da er in den übrigen Evangelien nicht den geringsten Anhalt finden konnte. Er war der erste Römer als Nachfolger der Galiläer. Der erste Heidenchrist nach den Judenchristen. Ich hoffe diese Sätze in einem andern Werke weiter ausführen zu können

Das Evangelium Joannis ist ein seltsames Gemisch von genauen Details und Arabesken-Verzierungen, so wie Joannes selber für den Forscher ein noch ungelöstes Räthsel ist, da der junge, an der Brust Jesu liegende Jünger ein total anderes Bild bietet wie der hundertjährige, gleich einer Reliquie angebetete Greis Joannes, welcher sein Evangelium schrieb. Joannes, diese zuerst schwärmende, dann eigenliebige, zuerst gläubige, dann ehrgeizige Gestalt wird wohl nie in ihrem rechten Lichte herzustellen sein. Jesus soll ihm den Namen „Sohn des Donners" gegeben haben, dem er aber in seinem ganzen ferneren Leben niemals Ehre machte. Nie hört man von ihm ein begeistertes Wort, nie eine folgenschwere, kühne That. In seinem Evangelium will er sich zum auserwählten Liebling Jesu machen; dass er trotzdem nie zu der Führerstelle Petri gelangt, ist ein verdächtigender Umstand seiner Wahrheitsliebe.

nahm in den ersten Jahren nach Jesu Tode eine wunderbar würdige, hochverehrte, heilige Stellung ein in den ersten Gemeinden. Sie selber scheint die Religionsstiftung der Apostel in nichts beeinflusst, sondern ihr nur durch ihre Gegenwart gleichsam die Weihe ertheilt zu haben. Die Evangelisten, welche zu ihren Lebzeiten schrieben, scheuen sich gleichsam, sie zu citiren. Ihre Anschauung von der göttlichen Mission ihres gemordeten Kindes war vielleicht echter, wahrer, als die der Apostel. Auch hier ist noch ein Räthsel zu lösen. Maria erkennt die Göttlichkeit ihres Sohnes an, aber obwohl sie ihn überlebt und gleichsam geheiligt zwischen den Jüngern wandelt, unterstützt sie doch ihre Religion mit keinem Worte . . .

Erst viele Jahrzehnte später, da Maria in die Prophezeiungen der Propheten versetzt wurde, erhielt sie ihre mythologische Stelle aus dem babylonischen Sternhimmel*), der in den

---

*) Der uralte Sternenhimmel der Perser (nach Volnay) bestand aus folgenden Bildern: Obenan sass eine Jungfrau, die ein Kind säugte (Jesus). Daneben war ein Stall, Stall des Ju genannt (Ju-seph). In diesem Sternbilde findet sich auch das des Esels des Typhon (grosser Bär) und des Stieres. Die ganze Scenerie unserer Krippe. Daneben steht Janus mit zwei Schlüsseln (Petrus).

Die Jungfrau ist die Isis der Egypter, auf deren Bildsäule die Inschrift stand: „Die Frucht, die die Jungfrau geboren, ist

von Osten beeinflussten Seherbüchern die grösste Rolle spielt. Nichts beweist, dass Joseph oder

---

die Sonne. Sie ist ebenso Asträa, die reine Jungfrau Griechenlands, die am Ende des goldenen Zeitalters zum Himmel aufgenommen wurde.

Das Katholikenthum, wie es sich nach und nach bildete, ist einfach die Religion der Perser mit der der alten Peruaner und der alten Inder vereinigt. Die Peruaner, dieses Urvolk, das seit Jahrtausenden in seinen Aztekenbergen eingeschlossen gesessen hatte, hatte schon bei seiner Entdekung das Abendmahl, wie wir es haben: sie bucken aus einer Masse ein Gottbild, zerbröckelten es dann, und gaben den Gläubigen kleine Stücke zu essen, damit sie im Glauben gestärkt würden durch eine innige Vereinigung mit Gott; und sie hatten die Beichte und den Ablass der Sünden in derselben Gestalt wie die Katholiken.

Hercules, der Sohn einer Sterblichen durch die Umarmung eines Gottes, steigt bei den Griechen auf drei Tage in die Hölle hinab und bezwingt deren Fürsten. Er erlöst die Erde von zahlreichen Uebeln, und von dem geliebten Wesen verrathen, stirbt er freiwillig den Opfertod auf Oeta.

Die Religion der Perser lehrt: „Im Anfang war das Wort und das Wort war Gott und wurde Fleisch in Krischna.“ — In den Thälern Kaschmirs leben noch heute tausend Christen, die das Christenthum nicht einmal dem Namen nach kennen, und die doch dieselben äusserlichen Formen des Glaubens und dieselben Priester (Volnay, ruines) haben wie die Katholiken.

Die drei Weisen des Morgenlandes haben eine tiefe Bedeutung, wenn man sie als Personifikation des heidnischen Ceremoniells dreier verschiedener Religionen betrachtet, welche die katholischen Kirchenväter verwendeten, um daraus den römischen Cultus zu machen.

Gott Vater (erzählt Manes in der ostasiatischen Dreieinigkeitslehre) ist das unnahbare und oberste Licht des Himmels, der erste Zirkel. Der Sohn ist das zweite, der Sonne innewoh-

Maria jemals einen Nimbus der Uebernatürlichkeit angenommen hätten. Die sanfte Mutter des

---

nende Licht, und der heilige Geist ist die Luft, welche die Erde umgibt; deswegen war schon bei den Syrern sein Sinnbild die Taube, der Vogel der Venus Urania, d. i. der Luft.

Schon der ehrliche, naive Kirchenvater Tertullian sagt: „Viele glauben mit Wahrscheinlichkeit, dass unser Gottesdienst der Sonnendienst sei.“

Die katholische Beichte war schon bei den Mysterien der Egypter, der Griechen und der Phrygier üblich. Bei Plutarch sagt ein Spartaner zu einem Priester: „Soll ich Dir oder Gott beichten?“ — Die Rosenkränze der Katholiken findet man auf allen indischen Götzenbildern, die vor mehr als 4500 Jahren verfertigt wurden. (Les ruines.) Bei den Katholiken musste sie eine wunderbare Heiligenerscheinung erfinden.

Der Krummstab der Bischöfe ist der Stab der egyptischen Gottheiten. Die Dalai Lama's (lebendige Götzen) tragen die Mitra des Papstes. Die Perser haben 365 Engel im Kalender, wie der Katholik die Heiligen. Gabriel, Michael, Yan, Nisan waren schon in Babylon die Schützenden der einzelnen Tage. „Die Jungfrau zertritt der Schlange den Kopf,“ sagt das Testament. „Die Jungfrau Andromeda wird von dem Drachen verfolgt und tritt auf ihn,“ sagt das Sternbild der Alten.

Die Priester Egyptens gaben vor, sie vermöchten die Götter in ihre Bilder zu bannen. — — Um gleich hier, wo die grösste Gefahr dieses Werkes liegt: missverstanden und als Parteischrift in dem heutigen Priester- und Laienkampfe angesehen zu werden — den Standpunkt desselben klar zu machen, bezeuge ich, dass mir nichts ferner liegt, als die christliche Priesterschaft anzugreifen oder zu tadeln. In diesem Augenblick, wo fast die ganze moderne Welt den katholischen Priester angreift und verdammt, spreche ich ihn ehrlich und aufrichtig frei. Was ist der katholische Priester anderes als ein Beamter seiner Religion. Was ist seine Pflicht? Die Regeln seines Amtes oder seines Ordens streng

grössten Sohnes unterstützte die neugegründete Religion der Apostel nur dadurch mittelbar, dass sie in ihren Gemeinden zu leben fortfuhr.

Wir haben nun das Christenthum, welches sich aus einer Erlösung zu einer Religions-

---

zu erfüllen. Nicht ihm kommt es zu, die Güte oder die Irrthümer derselben zu bekritteln oder zu beurtheilen. Der Irrthum der Apostel hat (wie ich in diesem Capitel zeigen werde) einen plumpen Tempel über ein Freiheitszelt erbaut. Nicht ihre Nachfolger sind verantwortlich zu machen, sondern jene ferne Stunde, die den ersten Stein zu dem Gebäude ohne Fenster legte. Der Priester, welcher starr an seinen Formeln hält und gegen die weltliche Macht und den weltlichen Fortschritt sein ihm anvertrautes Terrain vertheidigt, ist ein redlicher Diener seines Amtes. Ihr werft dem katholischen Priester vor, dass er ein Feind der Aufklärung sei. Aber die Aufklärung will den mittelalterlichen Palast seines Oberherrn zerstören! Ein katholischer Priester, welcher den Reformatoren weicht, ist vielleicht ein geistreicher Mensch, aber jedenfalls ein schlechter, ein niederträchtiger Beamter, welcher seine Fahne verräth, welcher das Brod eines Herrn isst, den er verräth. Wehe dem Soldaten, der den, wenn auch noch so ridikülen Hof seines Souverains angreifen oder verspotten lässt. Wehe dem schlechten Priester, welcher das Dogma seines Amtes verlässt, ohne zugleich den Muth zu haben, seinen Priesterrock fortzuwerfen. Aber der Muth, die Armuth anzunehmen, nimmt sich nicht so leicht, wenn man alte Eltern hat, oder wenn man vielleicht einen Ehrenpunkt darin sieht, den Herrn, dessen Brod wir ein ganzes Lebensalter hindurch gegessen haben, in der Stunde der Noth zu verläugnen.

Ich habe mich bemüht, in diesem Werke unparteiisch zu sein bis zur Verläugnung meiner persönlichen Antipathieen und Sympathieen. Dieses Buch will nicht den Parteiungen, es will der Wissenschaft und dem Herzen des Einzelnen dienen.

form gestaltet hatte im Dienste der Apostel, welches sich aber doch nicht ganz frei machen konnte von dem Glorienscheine der Liebe im Herzen Jesu, betrachtet in seinen ersten Athemzügen und Pulsschlägen. Wir wollen jetzt die ersten Jahre dieser neuen Religion betrachten, wo der Wiederschein der Liebe gleich einem purpurnen Sonnenuntergange noch die Oberhand behielt über die Selbstsucht der Gottesmörder.

*
* *

## IV.

# Caritas.

## Die Liebeszeit des Christenthums.

Das Christenthum der ersten Zeit war fast unbewusst eine Fortsetzung der brüderlichen, praktisch helfenden und seelisch tröstenden Lehre Jesu. Ohne es zu wollen, gehorchte es dem Impulse der wahren Erinnerungen, welche aus dem Grabe Jesu leuchteten; fast ohne es zu beabsichtigen, erfüllten die ersten Judenchristen den Sinn, während die Apostel die Lehre in Formen brachten. Das erste Christenthum ist eine Gemeinschaft der Liebe. Die Männer und Frauen veräussern ihre Güter und geben den Erlös der Gemeinde, zu welcher sie selber gehörten. Die Männer wur-

den Brüder, die Frauen Schwestern genannt. Die Christen bildeten eine einzige Familie, während die Apostel daran arbeiteten, diese Familie zu zerstören, indem sie sie über die ganze Welt verbreiten wollten. In der That, wenn Jesus die Gemeinschaft der Güter und der Liebe wollte, und wenn die ersten Christengemeinden diese Gemeinschaft der Güter und der Liebe realisirten, so kann man dieses, die Lehre auch allen Denen mitzutheilen, auf die sie gar nicht berechnet war und die ihr nach ihrem innersten Naturell gar nicht gewachsen waren, ein Bemühen nennen, das beinahe realisirte Utopien des Stifters zu zerstören. Wenn fünftausend Personen eines Landes und eines Stammes eine Familie bilden können, so können es hunderttausend aus allen Weltgegenden nicht mehr. Indem die Missionär-Apostel die Lehre allen Völkern aufbürdeten, zerstörten sie sie in der Grundidee des gemeinsamen Lebens und der gemeinsamen Liebe.

Die ersten Christen selber — nicht die Apostel — haben aber mit merkwürdigem Takt einen festen Grundpfeiler für die Jesuslehre aufgerichtet, indem sie das Weib in das Liebesmahl und in den Kampf um den Himmel aufnahmen. Die Frau, diese unbesiegliche seelische

begeisterte und begeisternde Macht, welche vor Jesus keinen Theil an der Religion hatte.

Das erste Judenchristenthum hatte zwei Momente, welche alle Welt verführten, sich ihm zu beugen: die Auferstehung und die Barmherzigkeit.

Die Auferstehung bildete später Paulus aus.

Die Barmherzigkeit, caritas,*) schufen die Judenchristen, indem sie der Frau die Armenbüchse und das Verbandzeug in die Hand gaben

Jesus hatte den Schwerpunkt seiner Lehre in die caritas gelegt: aber können Männer auf die Dauer bamherzig sein? Welcher echte Mann hat so viel weibliches Element in sich wie Jesus, dieser himmlische, geschlechtslose Mensch? . . Wie sollten also die Apostel in ihrer eifernden Proselytenmacherei die Haupttugend ihres Meisters erfüllen? Sie mussten eifern gegen die, welche sie nicht aufnehmen wollten, sie mussten drohen denen, die sie nicht aufnehmen wollten, die Hölle erhielt immer schärfere Farben; und dabei sollten sie ihre Feinde lieben

*) Das, was in den Apostelbriefen alberner Weise mit „Liebe“, diesem vieldeutigen und deshalb nichtssagenden Worte übersetzt ist, heisst im Texte caritas; ein Begriff, den der Franzose mit charité, der Engländer mit charity, und der Deutsche gar nicht übersetzen kann; höchstens umschreibend mit „Liebe aus Erbarmung“.

und Gutes thun denen, die sie verfolgten ... Eine Lehre, die sich mit Gewalt Bahn brechen will, und verzeihende Nächstenliebe: das sind unentwirrbare Widersprüche. Die Apostel fanden aber mit merkwürdigem Takt einen Mittelweg, indem sie die Rollen der Eiferer und Proselytenmacher übernahmen, und die Frau als liebespendenden Tröster auf gleichen Rang mit sich zu stellen gestatteten. Sie bildeten aus den Judenfrauen, die sich an sie drängten, gleichsam ein zweites Collegium weiblicher Apostel, welche die Lehre Jesu praktisch ausübten, während sie sie mit donnernder und drohender Rede theoretisch ausbreiteten.

Die Frauen der Römerzeit waren Scheusale an Herrschsucht und Sensualität; welchen Eindruck musste daher auf die römischen Provinzen eine Schaar von Frauen machen, die züchtig verhüllt, in Matronengewändern, ihren Lebenszweck darin suchten, die Armen mit ihrer eigenen kleinen Habe zu speisen, die Kranken mit ihren sanften Händen zu pflegen?

Man kann wohl sagen, dass das Judenweib dem Christenthume die Welt erobert hat, wie der Mann es dann befestigte. Es war eine wundervoll glückliche Idee, die Jugend der Männer für den Kampf und das Alter des Weibes für

die Pflege zu nehmen. Das verschmähte gealterte Weib, welches früher wider Willen aus ihrem leeren Leben in die Rolle der Kupplerin gedrängt wurde, hatte nun plötzlich eine Familie, man grüsste, man verehrte es mehr als das junge tändelnde Mädchen. Das unfruchtbare Weib, welches nie den tröstenden Mutternamen gehört hatte, konnte eine Mutter der Armen werden, und das Haupt einer Familie von frommen Gläubigen. Die unvermählte Jungfrau, die vergessene Wittwe hatten Würdestellen in der Gesellschaft; das ungeliebte Weib durfte lieben, das verfolgte durfte Gutes thun, ohne zurückgestossen oder verlacht zu werden; und wer das Weibesherz kennt, weiss was das sagen will: einem Weibe gestatten unverhöhnt lieben und unverdächtigt Gutes thun zu können! . .

Das Weib, welches in dem Christenthume seinen Himmel und seine Heiligkeit und sein längst verloren gegebenes Frauenleben fand, hätte dieser Religion die Hölle selbst erobert. Und viele Römer, die an Christum nie geglaubt hätten, glaubten an die unglaubliche, wundergleiche, mütterliche, unnennbar liebliche Erscheinung der Christin.

Selbst Frauen, die einen Gatten und Kinder hatten, warfen sich mit reichspendenden Hän-

den und liebeflammenden Herzen in das Christenthum. Das Weibesherz ist so reich an Liebe, dass es, je mehr es spendet, an Liebe immer mehr hat. Dem Weibesherzen genügt zuletzt das Kind, der Gatte nicht mehr; es findet leichter die ganze Welt zu lieben als einen einzelnen Menschen: ein wunderbares Räthsel, welches keine frivole oder sinnliche Seite hat.

Durch das Weib wurden die ersten Christengemeinden zu wahren Pflanzstätten des Testamentes Jesu. Es war, als wandelte der Stifter noch zwischen ihnen. Eine Herzenseinsamkeit, eine Seelenexklusivität, wie wir heute daran leiden, war da undenkbar. Man theilte seinen Jubel, wie man sein Land theilte, seine Thränen, wie man sein Gebet theilte. Es gab damals wahrhaft keine Waisen.

Das christliche Weib war die mütterliche Schwester des Mannes, und der Mann war der Arbeiter auf dem Felde des Herrn, den er erwartete. Es war ein ewiges Werben für Gott. Der Mann stritt für den Himmel, das Weib verband die Wunden des Mannes, und das Kind senkte die erhobene Hand der Beiden, wenn sie die Feindesliebe vergessen wollten.

Die ersten christlichen Gemeinden waren Etwas, was ohne Beispiel und ohne Nachfolge

dasteht in der Weltgeschichte. Es war nicht der rohe Communismus des Mittelalters, denn der Communismus vertheilte mit Gewalt, das Christenthum aus Liebe: man war auch miteinander arm, aber man theilte seine Liebe. Es war ein Essen von demselben Brode, aber dies Brod war mehr geistig als leiblich.

Man reichte einander ein Stück Brod, aber der eigentliche Communismus bestand in dem gegenseitigen Troste, in dem Essen von Einem himmlischen Manna, in dem Vertrauen auf Eine göttliche Erfüllung. Es war vielmehr der Communismus der Nachsicht als der des Besitzes. Das Theilen der Güter war die Folge, nicht die Grundlage des Gesetzes. Ein Communismus, welcher die Vertheilung befiehlt, wird stets die Räuberei, das Verläugnen und den Neid zur Folge haben. Ein Communismus, welcher nur die Liebe predigt, wird zuletzt immer zur freiwilligen Theilung führen.

Es ist komisch zu sehen, wie Barrère, Derrièye, Renan, White sich bemühen, den Communismus der christlichen Kirche mit den späteren communistischen Utopien der Bauernkriege, Proudhons, der Proletarier in eine Parallele bringen zu wollen. Der Communismus im modernen Sinne ist nichts als ein privilegirter, poli-

zeilich erlaubter Diebstahl. „Theile Dein Gut mit den Andern.“ „Mit wem?“ Mit dem zerlumpten Fremden, der Dich auf der Haide mit geschwungenem Knüttel anbetteln würde, wenn er es so nicht bequemer haben könnte; mit diesem Fremden, welcher Dein Feind ist, welchen Du fürchtest, verachtest und zuletzt ohnmächtig hassest. Ein solcher Communismus ist in sich selber gerichtet. Der Communismus der ersten Christen hatte auch nicht eine Spur der Aehnlichkeit mit der Gütergemeinschaft der späteren Träumer.

Das reiche und engverbundene jüdische Land, in welchem sich diese Gemeinden bildeten, wusste kaum Etwas vom Gelde, und sorgte in Wahrheit nicht für das Morgen. Seine leiblichen Bedürfnisse waren geringer als die geistigen. Das Abendmahl wurde in jenen Zeiten der Gemeinschaft erfunden und hatte einen rührenden Sinn. Die Seelen waren noch ganz aufgelöst in Liebe und in einer neuen Sehnsucht. Es ist merkwürdig, wie in den ersten Jahren nach dem Tode Jesu sich der Horizont veränderte. Die Sehnsucht nach dem „Reiche“ war während des Lebens Jesu nie verdurstend, schmachtend, sondern wohlbehäbig, lächelnd, kindlich und vertrauend. „Es kommt morgen und ich werde ein Fürst dieses Reiches sein.“ Die Jünger waren

ohne Sehnsucht durch das Land gewandert, sie hatten ihren König mitten unter sich, ihren wahren König der Kindheit, voll Wirklichkeit, voll Traumgewissheit und voll Anmuth. Nach dem schrecklichen Zweifel beim Tode Jesu übersetzte man dann, um der tausend Lebensbedingungen willen, diese heitere Gottessicherheit in eine Erwartung nach dem Jenseits. Die Liebe wurde Durst, die Sehnsucht wurde ein Fieber. Man brauchte ein sichtbares Brod und einen sichtbaren Trank, um den so bald angegriffenen und kränkelnden Körper des verwaisten ersten Christenthums zu stärken, indem man seine Seele stärkte. Man kann mit gutem Gewissen sagen: die Hostie war damals die Medizin der Menschheit.

Aber die Apostel, welche aus dem göttlichen Seelenreiche wirklich ein „jenseitiges Reich" mit diesseitiger Regierungsform, das heisst Religionsdogmen, Religionsformeln und Religionsceremonieen bildeten, zerstörten betend, belehrend und ausbreitend langsam dieses letzte dünne Gewebe, welches von dem süssen Liebestraume Jesu übrig geblieben war.

In der That, der Liebescommunismus ist die Wirklichkeit einer Gemeinde, eines Dorfes, eines Landes, aber nicht einer ganzen Welt. Je mehr sich die Apostel von dem Geburtslande

Jesu entfernten, desto mehr entfernten sie sich auch von den Ideen seiner Lehre. Sie mussten sich in Wirklichkeit sagen: entweder beglücken wir dieses Vaterland, für welches Jesu lebte und starb, so lang wir athmen, mit seiner frohen Hoffnung, mit seiner süssen Ergebenheit, Entsagung, Versöhnung und Feindesliebe; oder gewinnen wir uns die ganze Welt, indem wir das Gerippe der Nächstenliebe Jesu zu einem neuen Religionsplan machen. Entweder soll diese kleine Heimath Jesu mit ihren Trostbedürftigen ein Paradies auf Erden bleiben, oder setzen wir das Glück der Menschheit darein, dass man Jesum als Gottes Sohn anerkennt, soweit die Grenzen der Erde reichen.

Es ist unentscheidbar, ob ein starrer Egoismus oder eine blinde, berauschte Begeisterung sie diesen letzten Weg ergreifen liess. Galiläa, das Land, in welchem Jesu Stimme lieblich erklungen war, wurde von den Aposteln der „Weltidee" aufgeopfert, und diese Wahl rächte sich. Galiläa wurde heidnischer als die Welt, und die Hände, welche einst kindlich den Gnadensaum Jesu berührt hatten, ergriffen Steine, welche sie den Aposteln nachsandten. Der Christenhass Palästinas ist der Schrei der Waise über der verstümmelten Leiche des Vaters.

Die Liebesgemeinschaft Jesu, dieses Ziel des liebeüberströmenden Heilands, zerfiel unter der Wucht der neuen sinn- und zwecklosen Weltreligion.

Verweilen wir, ehe wir in die wirre und lärmende Periode des Mittelalters eintreten, einen Augenblick in dieser prachtvollen Abenddämmerung des einzigen Geistestages, welcher jemals die Welt erleuchtet hat. Ehe wir das Christenthum als eine Religion des Streites, des Grübelns, der Geistesdespotie kennen lernen, ehe wir in jene Zeit des schrecklichen Kampfes des Mittelalters eintreten, wo Brüder gegen Brüder kämpften und wo die Seelen auf der Wahlstatt blieben anstatt der Leiber; jenes schrecklichen Kampfes zwischen seltsam verwickelten Dogmen und dem Liebeskelche, in dem Chaos zwischen 600 bis 1220, halten wir eine Minute still und werfen wir einen letzten kurzen Blick auf die schattenlose erste Zeit des erfüllten Christentestaments, welches sich mitten im Gezweige des sturmgeschüttelten Baumes der Erde ein Nest gebaut hatte. Das Christenthum der ersten Zeit, das Christenthum, welches noch eine praktische Verwirklichung und eine Fortsetzung des Christustraumes war, beruhte ganz auf der Basis des Judenthums, und konnte nur in den

Ländern des Judenthums gedeihen. In diesem Punkte war Petrus, sobald er die Heiden in die Gemeinde rief (nach seiner famosen Vision von den reinen und unreinen Speisen), um sich ihrer Macht und ihres Geistes für seine neue Religion zu bedienen, der erste Zerstörer des Christianismus. Denn nur der Jude konnte (so seltsam das klingen mag!) ein echter Christ werden.

Ich will sagen warum.

Alle Länder der Welt haben ein politisches Leben, nur das jüdische Volk hatte ein Familienleben. Die jüdische Religion mit ihrem Einen Gotte, welcher das Volk gegen alle andern Völker schützt und abschliesst, war eine Religion der Familie, das jüdische Staatsleben war ein Leben in einer Familie. Wer den einzelnen Juden angriff, beschimpfte die ganze jüdische Nation, wer das Gesetz angriff, griff die Grundvesten dieser ganzen, durch tausend Bande der Liebe und der Gottheit aneinandergeketteten Familie an. Darum das einstimmige: „Kreuzige!" der Juden gegen Jesum, den sie nicht so sehr hassten als fürchteten; es handelte sich bei ihnen um ihre Hütte, um ihre ganze grosse Brüderschaft, die man durch einen neuen „Glauben" zerspalten wollte und einander verfeinden. Nicht gegen Jesus stritt das Judenvolk, sondern für

seine Heimath. Hätten die Juden damals begriffen, dass die Lehre Jesu ihre Familie befestige, sie erhebe und vergeistige, das jüdische Volk wäre heutzutage das Christenvolk. Aber es hätte auch kein anderes Volk in seinen Bund zugelassen, und die Jesuslehre stünde noch ganz in ihrer kindlich primitiven, reinen Familiengestalt mitten im Getümmel der Welt, wie die jüdische verstreute Nation noch heute mit unzerreissbaren Banden aneinander hängt.

Jesus war so ganz aus dem jüdischen Volke entsprungen und in seiner Atmosphäre aufgewachsen, dass er die übrige Welt gar nicht erkannte und nicht anerkannte. Er baute seine Lehre auf den Grundpfeilern des jüdischen Familiengefühls auf. Jesus, der nur den Himmel sah, hielt alle Menschen den Hebräern gleich — er glaubte, dass alle denselben Ernst in geistigen Sachen, dieselbe Sehnsucht nach innigem Zusammenhalten, nach der Gemeinsamkeit des geistigen Lebens, nach der Befestigung des Familienstaates hätten*); und für dieses Volk träumte er die Erlösung (oder er träumte sie

*) Man wirft den Juden vor, dass sie kein Ehrgefühl hätten. Ist ihr festes Aneinanderhalten nicht eine selbstlose Ehre, die jedes andere point d'honneur beschämt? Der Heide hat Ehrgefühl für sich: der Jude hat es für sein Volk, für den Bruder. Er hat die Ehre, wie Jesus sie denkt.

vielmehr für die Welt im Innersten seines schrankenlosen Geistes — aber er hielt Judäa für die Welt). Die christliche Liebe, auf den jüdischen Gesellsschaftsstaat gepflanzt, würde unvertilgbare Wurzeln nach unten, und wunderbare Ranken nach oben getrieben haben.

Das Christenthum, das reine „Jesusthum" (so möcht' ich es nennen!), wie Jesus es wollte, in seinem innersten Wesen, seine Neuerung vom Gesellschaftsfrieden, von gegenseitiger Liebe und Einheit ist eigentlich eine Religion (und das wird mir Jeder zugestehen, der sich in das Wesen der Nationen vertieft hat!), welche nur unter den Juden möglich ist!

Für sie, aus ihnen ist sie entstanden, und bei ihnen allein hätte sie sich erhalten können.

Es ist thatsächlich eine judäische Religion, die von dem Augenblicke an versickerte, wo der Ehrgeiz und die Selbstverhimmelung der Apostel, sie krampfhaft auseinander zerrend wie einen essbaren Teig, sie auf das reiche, mächtige, poetisch überspannte, aber praktisch hohle Heidenthum übertrug. Man hört auf allen Kanzeln und in allen Lehrbüchern: „Es ist ein Beweis der göttlichen Sendung Jesu, dass seine Religion sich über die ganze Erde verbreitet hat für ewige Zeiten." Wie falsch das ist. Nicht

die Erlösung Jesu hat sich ausgebildet, sondern die Religion der Apostel. Die Jesuslehre versickert in den christlich gewordenen Juden der ersten Generation, die man dem Heidenthum unterwerfen wollte durch das Ansehen der Apostel. Und wenn die Göttlichkeit, die unbestreitbare Himmelssendung Jesu keinen andern Beweis hätte als den der Ausbreitung seiner Lehre, so wäre das ein sehr schwacher, verwirrender. Sobald das Christenthum der Apostel aus den weiten reichen Völkern ausser dem Judenthume seine Gemeinde bildete, sättigte es sich gleichsam mit einem Heidenthum, welches der echte Antichrist der göttlichen Lehre war. Wäre das Evangelium auf die Juden beschränkt geblieben, so würde es rein geblieben sein; es hätte keine fremden Götter neben und in sich aufgenommen und keinen ängstlichen nordischen Hexenmysticismus. Das Christenthum wäre in Judäa (nachdem es das ganze Land für sich genommen hätte) vielleicht ein solcher Glaubenssegen geworden, dass **heute** die ganze Welt sich echt und wahrhaft und freiwillig zu diesem göttlichen Herzensleben bekennen würde.

Und nach meiner Ueberzeugung hätte im Laufe einiger Jahre das ganze Judenthum die Jesuslehre angenommen, wenn nicht die Apostel

die Hebräer, aus denen und für die es entstanden war, daraus vertrieben hätten.

Es war unmöglich, dass der Hebräer, dieser Formensklave, in seiner ganzen grossen Masse mit einem Schlage das Jesusthum verstehen und begreifen konnte; Jahrzehnte gehörten dazu. Aber wenn schon mit dem ersten Liebesblicke Jesu siebzig hebräische Jünger in ihm ihren Gott fühlten, wenn nach der ersten Predigt der Apostel Tausende von Hebräern ihnen zuströmten, was musste eine liebevolle Festigkeit und ein sanftes Beispiel in zehn Jahren bewirken? . .

Man wird sagen: „Die Juden haben Jesum gekreuziget."

Nicht die Juden waren es, sondern die Pharisäer; nicht weil sie ihn hassten, sondern weil sie ihn fürchteten.

Sie fühlten, dass Jesus die Ergänzung ihres Gesetzes sei, zu der sie niemals hinanreichen würden. Hätten sie Jesum missachtet, sie hätten ihn ruhig gleich anderen Sektirern in ihrer Mitte fortleben und fortlehren lassen. Aber sie fühlten, dass der Schimmer, welcher von Jesus ausging, in seinem Volke sich ausbreitete wie erfrischendes Wasser und dass bald das ganze Erdreich ihres Heimathlandes davon durchdrungen, befeuchtet, verändert sein würde.

Und sie mussten ihn vernichten um ihrer Reichthümer willen, die gefährdet waren durch seine Freigebigkeit.

Sie tödteten aber nur den Körper und nicht den Geist. Der Geist fuhr nach dem Tode Jesu fort, eine feste Gestalt anzunehmen, bis er sichtbar als Testament dastand, und täglich Tausende von Juden überzeugte. Kein Sanhedrin und keine Pharisäer und keine Sadduzäer hätten jetzt mehr dieses erfrischende Wasser des Lebens zu ersticken vermocht, und sie alle legten schon verzweifelt die Hände in den Schooss, als ihnen plötzlich aus den Aposteln selber Hilfe kam. Die Apostel, denen der Appetit mit dem Essen kam, die auf ihren Wanderungen den Reichthum Asiens und Rom's erglänzen gesehen hatten, trugen plötzlich und unvorbereitet die jüdische Pflanze des Christianismus auf einen fremden Boden über, welcher der Natur der Pflanze widerstrebte. Sie predigten das Christenthum „Römern und allen Heiden", Völkern, die keine Idee hatten von einem Familienstaate oder von einem Aneinanderhalten in Leid und Freud, und mit dieser so viel bewunderten (?) That rissen sie die Wurzel aus ihrem Erdreiche, und das Judenthum war für seinen alten Formenglauben „gerettet". Sobald das Jesusthum Allen

gehörte, verliessen dasselbe selbst die begeistertsten, liebeflammendsten Judenchristen und wurden seine Gegner und von bitterm enttäuschtem Hasse erfüllt. Die Exklusivität, die Familienanhänglichkeit, der Gesellschaftsstaat ist ja so tief im jüdischen Volke begründet, dass es Jahrhunderte gebraucht hätte, um sein Familienband rein und sicher um die ganze Erde zu schlingen.

Und eben den begeisterten, liebevollen Judenchristen, der in seinen Gemeinden, in seiner Heimath Alles mit Allen theilte: den Glauben, die Hoffnung, das Brod des Lebens, setzten die Apostel aus geistiger Habsucht dem ersten besten Heiden, dem Römer nach, dem Todfeinde des Landes, des Volkes, dem Zerstörer der Familie, dem Schänder des Heiligen. Erst von diesem Augenblick an hasste der Jude Alles, was christlich heisst. Die Judenchristen, diese echten Eifrigen des neuen Glaubens, fielen ab, und riefen jetzt: „Steinigt sie!“ Es handelte sich um ihre Existenz, um ihre Heimath, um ihre Familie, um die Liebe, welche sie für ihre Stammgenossen, aber nicht für die natürlichen Gegner hegen konnten. —

Nicht die Juden haben Jesum auf seiner Heilsendung getödtet — sie vermochten es nicht trotz der Kreuzesqual — sondern seine

Apostel waren die Mörder seiner Seele, wie die Juden die Mörder seines Körpers waren.

Von dem Augenblicke, wo die „Familie“ Jesu in einen politischen Staat (vorzüglich in seinem weibisch-hysterischen, götterlosen, suchenden Theile) eingeimpft wurde, wurde auch der Götterboden mit aufgenommen. Es entstand der Aberglaube, welcher nur das Gespenst der Naturreligion ist; es entstanden die Heiligen, welche den Wiederschein der Götter bilden; das Klosterleben, in welches sich die Tradition der ersten Judenchristen-Gemeinsamkeit flüchtet, um dort zum Zwange und zur Marter zu werden inmitten der christlich gewordenen, aber fessellos gebliebenen Heidenwelt.

Das Werk Jesu war vernichtet von diesem Augenblicke, vernichtet für ewig. Ach, es ist keine Hoffnung da, dass es wieder aufblühe. Die Menschheit, diese in ihren Ursprüngen heidnische und götzendienerische ganze grosse Welt, welche das Christenthum als Form angenommen, aber nie begriffen hat, wie die ersten Judenchristen es thaten, ist bis zum Atheismus gekommen; und der Priester, der eigentlich ein Vermächtniss des Heidenthums ist, ist bis zur Spottfigur herabgedrückt worden.

* * *

## V.

# Rückblick und Uebergang.

### 1.

### Die Horizonte der Menschheit.

Einen tiefen Eindruck macht auf die jedesmalige Zeit die Physiognomie des Himmels, welcher sich über die Erde breitet. Vom Himmel empfängt die Erde stets ihre dunklen, grellfarbigen Schatten oder ihr heiteres Licht. Das ist so wahr, dass die ganze Geschichte der Menschheit zugleich eine Geschichte ihres Himmels ist.

Wenn Epimenides jetzt nach einem tausendjährigen Schlafe erwachte und mitten in unsere Gesellschaft träte, unbekannt mit den

Götter- und Menschenverhältnissen, und wenn er sähe, wie jeder mit irgend einer Waffe in der Hand irgend einen Umsturz anstrebt: der im Cultus, der in der Dynastie, der im althergebrachten Rechte: er würde aus diesem Allen unseren gottleeren und verstandgefüllten Horizont folgern können. Wenn Epimenides unter dem Valois Henry III. erwacht wäre, unter diesem königlichen Eunuchen, der seine Nächte zwischen monströsen Lieblingen und geweihten Reliquien verbrachte, wo man das Volk von Paris seinem Könige nach nackt und wollüstig und frömmelnd, sich mit Geisseln peitschend zu irgend einem Heiligenbilde wandeln sah, er würde gesagt haben: „Dieses Volk hat Gott dem Könige untergeordnet.“

Wenn er in der römischen augurengefüllten und zeichendeuterischen Cäsarenzeit erwacht wäre, er hätte gesagt: „Das Volk spottet der Götter, die es nicht mehr glaubt, aber es fürchtet schon abergläubisch die Gottheit, welche ihren Schatten vorauswirft, aber die es noch nicht kennt.“

Es ist eine unläugbare Thatsache, dass die politische Geschichte der Welt einem See gleicht, in welchem der Glaubenshorizont der Menschheit sich spiegelt; ich werde also in diesem

Werke, welches eine Geschichte der Gottheit ist, 'oft den See betrachten mit seinen Ufern, in dem der Horizont sich spiegelt. Man lächle nicht über den Versuch, eine „Geschichte der Gottheit“ zu schreiben, eine Geschichte dessen, was ohne Anfang, ohne Ende und ohne Veränderung ist. Die Gottheit, wie die Menschen sie erkannten, hat einen so tiefen, unläugbaren Einfluss auf die Weltgeschichte, dass es wohl der Mühe lohnt, die Weltgeschichte in ihrem aus dem Cultus fliessenden Verlaufe zu betrachten, wie ich es in diesem Werke versuchen will: es wird vielleicht die Menschen im Spiegel der Geschichte belehren, gläubiger und kindlicher zu werden, denn der Atheismus hat niemals etwas Anderes als die Anarchie, und die Glaubensreinheit hat immer den Frieden zur Folge gehabt. Der Horizont, welcher ohne Gott war, erschien immer wie geröthet von einer Feuersbrunst oder getaucht in Blut. Die Erde, welche ohne Gott war, war immer im Streite gegen sich selber. Der Atheismus gleicht dem Skorpion, der sich selber vernichtet. So oft der Mensch die thierische Vernunft auf den Thron der Gottheit erhob, regten sich in ihm alle blutdürstigen thierischen Instinkte der Leidenschaft. Sehet das blutüberströmte Frankreich der Re-

volution, während es das Freudenmädchen als Vernunft anbetete. Sehet das Frankreich Napoleons, welches den Papst verlachte, und dessen Mütter kinderlos in verlassenen Hütten weinten, sehet das neue Vernunftreich Knipperdolling's mit seinen Orgien von Blut und Wollust.

Wenn wir nun im raschen Rückblicke die Horizonte der Menschheit betrachten, so weit diese Einleitung sie umfasst, so sehen wir vier deutlieh abgegrenzte Phasen:

Der Horizont des Heidenthums, welches die Götzen des Despotismus (Indien), der Schönheit (Griechenland) oder der Mystik (Egypten) auf ihren Altar stellten, war gleichsam ein grellklarer Himmel ohne Fond. Der Himmel war für die Götter da, aber nicht für die Menschen. Er war bevölkert mit mächtigen Namen gleich einem Königspalaste, an dessen Thoren der Mensch um Brosamen bettelte. Der Gott der Götzendiener war der böse Reiche des Evangeliums, an dessen Pforte der arme Mensch seine Geschwüre vom Hunde lecken liess. Die Götter sind immer echt feudale Gottheiten; die Götter waren der Adel Griechenlands, Egyptens und Indiens. Was wir heute in Palästen anbeten, betete man damals in den Wolken an. Der Ba-

stard Jupiters zu sein war eine Ehre, wie es für uns alle eine Ehre wäre, der Bastard Napoleon's zu sein; eine Ehre, die sogar dem genialen und energischen Mühlfeld von seinen Nekrologisten wie ein Lorbeerkranz in's Grab mitgeworfen wurde . . . Die Götter der Götzenaltäre nahmen wirklich a peu près die Stelle unserer Grafen und Fürsten ein. Sie waren aus denselben Leidenschaften zusammengesetzt wie der Mensch, aber sie waren unverantwortlich. Niemandem ist diese Aehnlichkeit der Societäten noch aufgefallen. Die Menschen wohnten auf der Erde, die Götter auf den Gipfeln der Berge. Die Menschen waren dazu da, schön zu sein und zu opfern, die Götter nahmen diese Schönheit und nahmen die Opfer und gaben dafür dem Menschen die Ehre ihrer Sichtbarkeit. Ich will damit die Götter nicht herabsetzen. Die Niedrigkeit der Menschen allein konnte Götzen schaffen. Das Volk ist stets noch verächtlicher, als der grosse Adel hochmüthig sein kann. — Der spätere Horizont der Götzendiener gleicht also so ziemlich unserem eigenen heutigen Horizonte. Man glaubt nicht mehr an die Götter, aber man opfert ihnen. Man schmäht sie daheim, aber man ist durch ihre Gegenwart geehrt im Donner; man verläugnet sie, aber man versöhnt

sie mit Hekatomben; man hat sie überwunden, aber man war gern ihr Priester, da die Stelle einträglich war.

Der Horizont des Sterndieners war ein anderer; es war ein hoffnungsbarer, grundloser, aber wunderschöner nächtlicher Horizont. Der Mensch hatte keine Gottheit ausser der glänzenden Schönheit des Firmaments. Die liess man in stillen Nächten über sich strömen wie funkelndes Lebenswasser, und athemlos bewundernd diese Pracht, die nicht irdisch war, wusste man doch, dass sie nicht dauern konnte — für mich. Die Sternengottheit war mir nur da, so lange ich lebte, sah und dachte. Dem Todten war sie nicht mehr. Eine bange Sehnsucht mochte sich doch manchmal wie eine Wolke über die strahlende, für sich ewige, für den Menschen so kurzwährende Gottheit dieses Horizontes breiten. Der Sternendiener glich einem Geizigen, der sein Gold einem Erben zurücklassen und arm und verlassen in's Grab steigen muss. Das Wesen seiner Gottheit war der Glanz, und der Glanz ist nur für das lebendige Auge. Es war ein Horizont des Augenblicks. Es war ein prachtvoll schöner Horizont, wie der des irdischen Liebesglückes, der nur einen Moment hindurch währt. Die Gottheit dieses Horizontes war der

Genuss und nicht die Hoffnung. Er hatte ein heute aber kein morgen. Er war nicht mehr werth als das Leben.

Der Horizont der Hebräer war ein Himmel, welcher einer Sturmnacht glich. Voll leuchtender Blitze, voll grellen Streites, ein Chaos, das aber eine Welt in sich entstehen fühlte. Der Horizont fühlte seine Wirklichkeit, die sich im Sturmestoben formte. Judäa war eine Familie, aber eine Familie, die im Streite lag, während sie sich liebte und einander unterstützte. Es war ein schlechtes Haus mit einem guten Herzen. Und aus dieser Sturmnacht entwickelte sich plötzlich in der letzte Stunde die unbesiegliche Morgenröthe. Der Horizont Jesu spannte sich über das Land.

Dieser unbeschreibliche Horizont eines Landes, in welchem der Erlöser wandelte, ist nicht mit Worten zu malen. Ich müsste ihn ja mit irdischen Farben schildern, wie Rafael seine Himmelsköniginnen am Forum auflas. Keine Farben und keine Worte können diesen gottbelebten, liebesleuchtenden Himmel schildern, welcher das ganze Volk wiederspiegelte mit jeder Thräne eines jeden Menschen, mit jedem Lächeln eines jeden Kindes, mit jedem Glücks-Erröthen eines jeden Weibes.

Es war ein Horizont, wie er nicht dauern kann, ungetrübt und unbewölkt, wenn Menschen mit ihren heissen Leidenschaften zu ihm aufathmen. Der Horizont der Apostel glich schon einem düstern Sonnenuntergange, an dessen Saume finstere Wolken aufstiegen.

Der Horizont der Apostel gleicht dem Schlummerzelte Simson's, in welches sein geliebtes Weib die Philister ruft. Der Horizont der Apostel gleicht der aufwärts wallenden Rauchsäule Abel's, mit welcher sich der Ehrgeiz Kain's als grelle, am Boden kriechende Dampfwolke kreuzt. Der Horizont, welcher sich an dieser Stelle unseres Werkes über uns wölbt, ist derselbe, wie er sich über dem Kreuzestode Jesu wölbte: die durch das rufende Blut verdüsterte Mittagshöhe. Er gleicht auch dem trüben Nachtdunkeln der Gerichtshalle, in welcher Petrus spricht: „Ich kenne den Menschen, von dem Ihr sprecht, nicht."

* * *

In der That bildet der Himmel des Christenthums — — — — —

NB. Ich spreche, und nach dem Vorangegangenen wird Jeder meine Gründe einsehen,

wenn ich vom Christenthume spreche, nie von der Jesuslehre und dem Testamente, welches er anstrebte und hinterlassen hat, sondern von der Religion der Apostel. Um ein- für allemal den Unterschied, den ich zwischen der Lehre Jesu und dem Werke der Apostel finde, mit einem Gleichniss auszudrücken: Jesus glich einem liebevollen Manne, welcher sein ganzes Leben hindurch unverwesliche Schätze sammelte, um davon für die Armen und Kranken und Elenden aus seinen Mitmenschen ein Hospital zu bauen. Da er selber nicht lange genug lebte, um seine angesammelten Schätze zu diesem Zwecke verwenden zu können, vermachte er sie seinen Aposteln, in der Meinung: „Wenn Jemand mein Werk fortsetzen kann und will, so sind Die es.“

Die Apostel, durch Testamentsrecht in Besitz dieser Reichthümer getreten, bauten wirklich ein grosses Haus, ein Gotteshaus, und mietheten nebstdem ein Heer, um für dieses Gotteshaus Beter und Gläubige zu gewinnen. Und wie dann die Armen, die Mühseligen, die Verlassenen, welche von dem Vermächtnisse ihres grossmüthigen Bruders gehört hatten, kamen, da fanden sie anstatt des Hospitals einen Tempel, und anstatt des liebenden Em-

pfanges einen Thürsteher, der ihnen ein Schärflein für den Eintritt in die kalte Pracht abforderte. Jesus wollte wohl einen Tempel errichten, aber auf seinem Altare sollten die Armen sitzen. Man hat Jesum selber auf diesen Altar gesetzt, Jesum den Gott, „den aller Himmel Himmel nicht zu fassen vermögen!“ — Jesus wollte Throne errichten für die Waisen, die Unschuldigen, die Traurigen. Die Apostel haben sich selbst auf diese Throne gesetzt.

*
* *

— — — Der Horizont des „Christenthumes“ also, sagte ich, wie er nach dem Tode des Stifters und nach der ersten Liebetheilung unter den Judenchristen bestand, bildet einen zu grellen neuen Gegensatz gegen alle ihm vorangegangenen Horizonte, um ihm nicht noch ein Wort zu widmen.

Er hatte zwei Farbentöne, welche kein Menschenauge bis dahin am Firmamente so klar und deutlich erblickt hatte: Die Hoffnung als Tugend und die Auferstehung.

Die Barmherzigkeit war der Lichtkern der Jesuslehre gewesen, die nun ganz unten am Rande

des Firmaments als sanftes Wetterleuchten, wie das Aufpochen eines vor Mitleid brennenden Herzens aufzuckt bis heute. Die Barmherzigkeit, dieses einzige Himmelslicht, welches dem Weltherzen aus dem Paradiese mitgegeben wurde gleich dem Strahle, der in Pandoren's Büchse zurückblieb. Sie blieb der Rand des Horizonts. In seinem Zenith, in welchem der Erlöser verschwunden war, zu welchem man verzweifelnd aufschaute, mühsam die Fussstapfen des Weltentrückten auf dem Felsen suchend, dahin setzten die Apostel die Auferstehung als Leuchtkörper, welcher die eigensüchtigen, in der götterberaubten Atmosphäre fröstelnden Heidenchristen erwärmte und anzog, wie das Licht das Insekt. Die Auferstehung am letzten Tage im Thale Josaphat, diese letzte Anleihe, welche die Apostel aus dem jüdischen Cultus (dessen Bekenner sie verächtlich von sich wiesen) herübernahmen, hat seitdem unmerklich die Basis des Christenthums gebildet, welches anfangs auf das Selbstvergessen gegründet war.

Die Auferstehung — nicht die komödienhafte, geputzte, unmögliche Auferstehung der egyptischen Mumie, nicht die Vereinigung der irdischen Büsserseele mit der Gottheit, sondern die Auferstehung für eine unbeschreibbare und

unbegreifbare, für eine ganz geistlich erfundene und ganz leiblich verheissene Seligkeit, für eine Seligkeit, welche das ganze Leben zu einem Thränenwege herabdrückt durch ihren grellen, übermenschlichen, verrücktmachenden Glanz; dieses Licht leuchtete an dem von den Aposteln zusammengefügten Horizonte gleich einem Irrlichte über einem Sumpfe. Es gab unter den Heidenchristen, die nur an ein Schattenreich gewohnt waren, Köpfe, welche davon wirr wurden, wie vom Sonnenstich. Dieses blendende Licht auf ein göttlich seliges Jenseits, welches plötzlich im Zenith der heidnischen Welt aufglänzte, ergriff die Köpfe der Männer und die Herzen der Frauen wie eine Krankheit und machte sie auf dem glühenden Roste scherzen. Nur Kaiser konnten früher zu Göttern werden ... jetzt konnte das Jeder. Die Märtyrer sind Ehrgeizige wie die, welche ihr Leben für eine Königskrone wagten. Der Einsatz ist derselbe, aber der Gewinn ist dem Märtyrer sicherer, er ist ihm sicher bis in's Todeszucken hinein, und es ist eine unvergängliche Krone, die er mit einer Minute des Leidens bezahlt. Savonarola, der in den Flammen des Scheiterhaufens lächelte, Malesherbes, welcher den verurtheilten König vertheidigte, waren grössere Hel-

den als die Heiligen. Man gibt sein Leben schwerer für sein Gewissen als für die Seligkeit. Die Märtyrer der ersten Jahrhunderte gleichen in ihrer krankhaften Manier den Hexen, die in den Flammen noch den Satan bekannten und den Blocksberg. Keinem Menschen fällt es ein, daraus für Satan eine wahre Göttlichkeit und für die Hexen einen Nimbus herleiten zu wollen.

Der Himmel über der Römerchristenzeit glich einem krankhaft leuchtenden Meere, dessen Strömung alle Seelen mit sich fortriss. Es war eine Krankheit der Schwärmerei, wie sie Jahrhunderte später in den Hexenzeiten von der Krankheit der Verzweiflung gefolgt wurde. Der Himmel über der Arena des Römerchristen war derselbe wie über den Scheiterhaufen des Mittelalters, nur waren jene Flammen noch ganz getränkt von dem Wiederscheine Jesu, während der düstere Flammenhorizont der mittelalterlichen Märtyrer des Satanthums kein Licht von oben mehr empfing, sondern dem Wiederscheine eines nächtlichen Lagerfeuers glich.

Der Horizont der Märtyrer des Christenthums trug noch den Nimbus Jesu wie einen Regenbogen über die Qual. Der Horizont des

Ketzers im Mittelalter wurde von der Haube aufgefangen, die sein Haupt bedeckte: aus grobem schwarzen Papier, mit Flammen bemalt. Aber der begeisterte Ruf der Heidenchristen für Jesus und der gellende Verzweiflungsruf der ersten Hexen für Satan tönten aus derselben gequälten, kranken Herzensfiber der Menschheit. Die Sonne, welche sich über dem Kreuze verfinsterte, und der Mond, welcher in derselben Minute wie Blut wurde, sind keine Legenden. Bis heute trauert die Weltfreiheit über den Tod des Erlösers. Bis heute hat sich der Horizont der Kreuzigung nicht mehr gelichtet.

* * *

2.

## Der Tod.

Ehe ich von der Götterzeit scheide, will ich noch einen der abgesetzten Naturgötter betrachten — den mächtigsten, unläugbarsten, nicht verbannbaren: den Tod.

Der Tod war in der vorchristlichen Zeit eine Gottheit, so mächtig, so gefürchtet, so angefleht, wie keine vor und keine nach ihm.

Der Tod war bei den Egyptern ein schrecklicher, goldbekleideter, starrblickender, geheimnissvoller Genius. Ich habe mich nach vielen Studien und Vergleichungen überzeugt, dass bei den Egyptern die Sphynx die Personifikation des Todes war.

Nicht zu den Palästen der Lebenden führten die unabsehbaren Alleen der Sphynxe, sondern zu den Palästen der Todten. Die Sphynx versinnbildlichte nach allgemeinem Dafürhalten „das Geheimniss“ in der Götterreihe der Egypter. Aber das einzige und höchste Geheim-

niss der Egypter, auf dessen Ausschmückung sie ihr ganzes Leben verwandten, dem sie all ihre Kunst widmeten und all ihre Wissenschaft unterordneten, war eben der Tod. Die Sphynx ist weder der griechische Thanatos noch das christliche Skelett. Sie ist ein schönes, tiefsinniges, schauerliches Bild des Todesräthsels, welches zugleich das Wort seiner irdischen Lösung in sich schliesst: unbegreiflich. Die Sphynx als Todessymbol der Egypter ist zugleich ein Schlüssel zu ihrer Religion, eine Versinnlichung der Hoffnungsleerheit ihrer angstzitternden Einbalsamirung, eine Gottheit der Verzweiflung und der Schwäche. Die Sphynx des Todes hatte eine Menschenbüste an einem Löwenkörper: das heisst eine Götterseele mit einem Thierleibe gepanzert. Die Sphynx war ein Leben ohne Herz, ohne Ergebung, ohne Mitleid; ein reissendes Thier mit einem Menschengrinsen: ein fürchterliches ehernes Bild des Todes! Ohne Herz, erbarmungslos, und dabei still und geheimnissvoll lächelnd, wie jedes Todtenantlitz thut, dessen Züge langsam nach dem Schmerze des Todeskampfes in unbegreifliche Lachfalten einsinken. Ein lächelndes Antlitz, welches ein Geheimniss verschleiert: und wenn man dessen Behältniss zerbricht, kriecht

der Wurm hervor. Die Todesgöttin Sphynx ist ein grauenhaftes Bild der Verzweiflung am Jenseits, die sich in die Wurzel jeder menschengeformten Götzenreligion einfrisst. Die Sphynx ist ein Gebilde, das den Menschen erdrücken kann mit seiner lächelnden stummen Grabesmiene, ein Gebilde, welches erklärt, warum der Himmel Egyptens über prachtvollen Gräbern blaute, und warum seine Söhne das Leben dazu verwandten, das schreckliche hoffnungsleere Todesgeheimniss zu erdrücken mit Vergoldung, Schmuck, Amuletten, unvergänglichen Pyramiden, Harzbinden und Priestertrost.

* * *

Der Tod der Griechen war ein Genius. Ein Knabe. Der Tod kommt ja niemals zu spät, immer zu früh — es liegt also ein echt dichterischer Sinn darin, ihn als Kind zu bilden.

Dieses Kind verlöscht die Fackel des Lebens, indem es dieselbe in den Staub drückt. In der That, der Tod löscht das Leben unbewusst spielend, ohne Hass (wie er sich sinnlos im grinsenden, als Gespenst erscheinenden christlichen Skelette äussert), scheinbar launenhaft. Dieser

Tod ist auch eine schreckliche Gottheit, vor der aber der Mannesehrgeiz sich sträubt, die Flucht zu ergreifen oder Furcht zu zeigen: denn sie ist ja ein Kind ohne Bosheit, ohne Groll, ohne Vorsicht. Wer möchte vor dem Steine eines Kindes fliehen? Aber dieser Stein trifft oft die Schläfe.

* * *

Dann kam die Zeit Jesu: Für Jesus den Wunderthäter gab es keinen Tod. Das, was dem Grabe anheimfiel, war Nichts gegen das, was daraus zurückblieb. Für Morgen gab es nur den Menschen, nicht den Leichnam. Jesus ist wahrhaft der Erlöser der Lebenden gewesen. Er wusste, dass die Todten keines Erlösers bedurften, da sie in den barmherzigen Schooss ihres Vaters zurückkehrten. Jesus gab das Jenseits, wie er den Balsam gab, nur wenn er von Verzweifelnden, Verwahrlosten, Besessenen und Armen umgeben war. So lange Jesus lebte, gab es keinen Tod für Galiläa. Erst mit seinem Todesseufzer reckte der Tod wieder sein Haupt über die Welt. Die Apostel wussten dieses Gespenst, welches nur für einen Augenblick unter dem Blicke des Bändigers sein Schlangenhaupt todtgeheu-

chelt hatte, nicht mehr zu bezwingen. Der Tod war der Wurm, der noch jede Religion durchfressen hatte, und die Apostel wollten ihre Religion davon befreien. Sie nahmen also den Tod furchtlos in die Hand, wie der indische Gaukler die Schlange, und lehrten ihm das Kunststück, dem Menschen die Auferstehung zu zeigen. Der Tod, wie das Christenthum ihn bildet, kann nicht schauerlich genug erscheinen (gleich der Schlange des Inders), damit das Kunststück, welches er bietet, um so grösser und bewundernswürdiger erscheine. Das Christenthum nimmt den Tod und zerstückelt ihn und lässt ihn in seine Atome auseinander faulen: aber desto grösser ist dann das Wunder, die Atome wieder zu einem Ganzen zu sammeln. Es lacht über die mühsam erhaltene Mumie des armen Egypters; es gibt den Körper den Würmern preis, und spricht: „Und dennoch kommt ein Tag, wo der Engel Atom zu Atom fügen wird.“ Der Tod des Apostelchristenthums steht über der Sphynx, weil er die Fortdauer des Leibes ohne die Fortdauer des Fleisches zuwege bringen will. Er ist auch ein Geheimniss; aber nicht mehr das unlösbare Geheimniss der stummen Naturwelt, sondern das überwundene Geheimniss des Zauberers.

Er ist ein Zauberer, welcher für die verwehte Asche noch Flammen und für den verwesten Körper Throne aufbewahrt. Die Sphynx war die Verzweiflung. Das Skelett, welches ein neues Fleisch erhalten wird, ist die — Blindheit.

Aber wie die Blindheit immer die Welt regiert, so beugte sich der Erdkreis, der die Sphynx nicht mehr verstand, dem Skelette. In den Gottesmördern werde ich zeigen, wie der Tod langsam die Erde für sich nahm auf diesem Wege, über welchen Jesus einst das himmlische Leben der Liebe mit vollen Händen streute als göttlicher Säemann. Wir werden sehen, wie Uranus der König des Horizontes wird und die Sense das Szepter. Wir werden sehen, wie in dieser ganzen von Skeletten bewachten Welt ein Land aufsteht, welches dem Tode eine Heimath bietet in seinem Herzen: Spanien.

Spanien ist die Heimath der christlichen Todesgottheit. Spanien ist das Egypten Europa's. Nur mit dem Unterschiede, dass Spanien mit verzagender Ungeduld das Lebendige einbalsamirt, wie Egypten mit der Leiche that.

Spanien ist ein schreckliches Land in der Geschichte: nie das Leben beherrschend, immer den Tod spendend. Es ist kein Land, es ist eine

Gruft. Eine Gruft der Hoffnung, der Menschengrösse, der Priestermilde; eine Gruft alles dessen, was es Lichtes, Erhabenes und Freundliches auf Erden gibt.

Das Königthum in Spanien war ein geweihter Henker: aber nicht die Grausamkeit der Lebenswildheit führte sein Schwert, sondern der Wahnsinn der Todesidee. Es baute sich selber eine Gruft nach der Gestalt des Rostes, auf welchem der gequälteste Märtyrer endete. *) Die Könige von Spanien bekamen ihre Zunamen erst nach dem Tode, und ihre Enkel kannten sie nie aus der Geschichte, die ihnen durch die Etiquette verschlossen blieb, sondern nur aus der blassen kalten Todtenhand, die sie in den Särgen des Escorial küssten.

Die Priesterschaft Spaniens erkannte das echte, bewiesene Christenthum bei keinem lebendigen Menschen an, nur an dem Sterbenden. Vor der Todesstunde gab es keinen Christen, wie es bei den Heiden kein sicheres Glück vor dem Tode gab. Vor seinem letzten Seufzer konnte Jeder dem Scheiterhaufen verfallen. Der spanische Priester war der echte Pharisäer der Schrift. Das christliche Leben begann und endete

*) Den Escorial, sive San Lorenzo el Real.

mit dem Kreuze und mit dem Zerschlagen der noch lebenden Gebeine. Die Könige und die Priester Spaniens waren nicht Statthalter und Diener Gottes, Jesu, sondern einer selbstgeschaffenen Gottheit: des Todes. Wie Esau das Recht der Erstgeburt durch aufgelegtes Bockfell an sich riss, so hängte sich der Tod den himmelsfarbenen Mantel Jesu um, und wurde der Erlöser. Der König Spaniens lebte ein bleiches Leben. Die Königsleichen von Philipp II. bis zur neuesten Zeit erscheinen stets wie durch — *) entstanden; es sind defekte Grossmächte, denen der Sinn für das Gute, für die Liebe, für die Kunst, so ziemlich für Alles fehlt. Der Löwenleib allein bleibt der Sphynx übrig. Das Menschenantlitz verschwimmt im Thierorganismus. Die Könige Spaniens lebten in ihren Schlössern wie in einem Sarge, und die Aeusserung ihrer Macht war das Todesurtheil. Ihr Leben bestand im Welken, ihre Regierung im Verurtheilen. Kein einziger Lichtstrahl fiel von diesem Todeslande, der eigentlichen heiligen Stadt des Christenthums, über die Welt, nur dunkelpurpurner Fackelrauch, der manchmal einen entsetzlichen Todesschrei wie einen erstickten Vogel mit sich wir-

*) 1. Mos. 38. 9.

belte. Philipp II., dieser durch Blut galvanisirte Vampyr, Carlos II., dieser aus dem Mutterleibe geschnittene Fötus, die folgenden Philippe, diese von heiligen Aerzten zu Tode kurirten sinnlichen Krankheiten, sie alle lebten nie, und ihre faule Grausamkeit ist nicht nach dem Masse anderer Länder und anderer Menschen zu messen. Sie waren Kinder des Todes, Gläubige der Todesgottheit mit dem Jesusmantel, und sie gaben den Tod, weil sie das Leben nicht geben konnten, das sie selber nur wie eine dumpfe, erstickte Todtenluft fühlten. Der geistige Terrorismus holte seine Macht aus der Vernichtung, wie die geistige Erlösung Jesu die ihrige aus dem Lebensfrohsinn nahm. Das Land selber ist die Brutstätte der Fäulniss, die in einem ekelhaft lebendigen Klumpen aus den zum Verwesen hingeworfenen letzten Heidenleichen kroch.

Der Tod ist bei uns kein Gott mehr wie bei den Egyptern und den Griechen, denn wir haben nur drei göttliche Personen; aber er ist Etwas, was sich hoch über diese Trinitas erhoben hat, dem Fatum der Alten gleich, vor dem die Gottheit erzitterte und dem sie eines Tages erliegen musste. Wir glauben heute an keine Erlösung mehr, denn die Vermittler des Erlösers haben den Tod als Richtschwert in die Hand des Säe-

manns gegeben, welcher den Samen des Lebens auf die traurige Erde streuen wollte.

* * *

Ich will nun die Gottesmörder an dem Punkte beginnen, wo das Geschlecht der Gottesschöpfer versiegt; mit dem Christenthume des Mittelalters, diesem vaterlosen, verwaisten, einer fremden Wärterin anheimgegebenen, schwachen Kinde, welches einst in die weiche, liebumlächelte Krippe der Armuth gelegt, und zuletzt in den kaltprächtigen, liebeleeren, ehrgeizbelebten Vorhöfen der irdischen Macht ausgesetzt worden war.

Mit Gott!

* * *

# Zweites Buch.

## Die
# Krankheiten des Christenthums.

(Das erste Jahrtausend.)

---

## Inhalt.

1. Die Apokalypse.
2. Die Anfänge der Mystik.
3. Julian der Abtrünnige.
4. Attila.
5. Die Kirchenväter.
6. Vae ridentis.

## I.

## Die Apokalypse.

In den ersten Anfängen des Apostelchristenthums schon entstand unter vielen ähnlichen Schriften eine Schrift, welche dem Lieblingsjünger Jesu zugeschrieben wurde, und daher zu heilig-höchster Autorität gelangte.

Die Apokalypse. Die Greisenhaftigkeit der Apostel zeigt sich darin in ihrem stärksten Lichte. — Es ist fast unglaublich, wie das hohe Licht Jesu, das auf seine Jünger strahlte, zuletzt eine so knisternde, übelriechende, die Welt wie ein Krankenbett beleuchtende kleine Oelflamme werden konnte! Die Apokalypse ist das letzte Wort, welches der letzte Jünger des Herrn sprach — und es ist das wichtigste Dokument für die Geschichte der Fäulniss, welche

allen alleredelsten Samen, den der Herr gesäet hatte, binnen hundert Jahren ergriff.

Man denke sich den letzten Apostel Jesu, heilig durch die Liebe, die ihm der Erlöser gewidmet*), heilig durch sein hohes Alter, heilig durch seine Priesterwürde, welcher der Welt ein Buch dahingibt, gleichsam ein fünftes Evangelium, wie man die Apokalypse wohl nennen kann. Die ersten vier haben das Gottesreich auf Erden geschildert; das fünfte, von hochheilig gehaltener Hand verfasst, soll das Gottesreich im Jenseits schildern. Man mag sich die unberechenbare Tragweite dieses Werkes vorstellen, welches von Millionen neuer, andächtiger, ungelehrter, neugieriger Heidenchristen, die niemals einen Begriff von dem Familien-Himmelreich Jesu hatten, empfangen wird. Die Apokalypse, dieses heilige Buch, welches die Religionsformen mit mosaischer Macht bilden soll, wie das Evangelium die Herzensreligion bilden wollte, erscheint:

O welch' einen grauenhaften Riss schlägt dieser zu uns gekommene „Himmel" in die Erde! Jesus hat aus den Blumen des Feldes, aus dem Zwitschern der Vögel, aus

*) Oder die er sich vindizirt hat.

der freundlichen Sonne des grossen Himmels die Farben genommen, mit denen er die Umrisse des Vaterhauses malte. Der Verfasser der Apokalypse nimmt Drachen und Dämpfe, Blut und Flammen, und zeichnet damit das Wort „Himmel“ an den Horizont der Menschheit in einem Augenblicke, wo dieselbe empfängnissbereit eines Samenkorns bedurfte, welches die Erde selber befruchten, das Leben verschönern, die Gesellschaft veredeln sollte. Es war der Augenblick da, wo der Lieblingsschüler des Herrn (oder einer seiner Nachfolger) das tägliche Leben in seinem Verkehre zu verbessern hatte, indem er aus den allgemein-menschlichen Parabeln Jesu praktische Lebensregeln in ihrer Anwendung auf jedes einzelne Lebensverhältniss herausbildete, indem er die Ideale Christi praktisch machte; mit einem Wort die Jesuslehre, welche den Himmel nur zu Hilfe nahm, um die Erde zu erleuchten, brauchte Verkünder, welche die Erde zum Himmel machten, und nicht apokalyptische Träumer, welche das Leben zur Höllenpforte in die Flammentiefen der Mystik umschufen.

Seit diesem Augenblicke, wo das Samenkorn der Apokalypsen, der Offenbarungen in fruchtbares Erdreich fiel, war die Weltordnung

verkehrt; die Hölle war über uns, und die Kinder der ersten Christen fingen an, den Himmel einzig auf Erden zu suchen. Eine Heerde von lämmerblökenden Apokalypsen des heil. Paulus, des heiligen Petrus, des heiligen Ignazius, des heiligen Jacobus u. s. w. *) hauchte mit ihrem flammenden Athem über die Welt. Das Beiwort „heilig" genügte fortan, um einen Ausspruch unfehlbar und „wahr" zu machen. Joannes, der Verfasser des vierten Evangeliums und der Verfasser der Apokalypse, war es, welcher diese schreckliche Würde: „heilig" erfand, und zuerst auf sich allein anwendete. Sein Evangelium hat Vers für Vers den Refrain: „Ich war der Auserwählte Jesu." Und seine Apokalypse hat Vers für Vers den Refrain: „Der Auserwählte des Herrn ist Richter über der Welt, und Gott gleich! das heisst, unfehlbar." Von dem Augenblick an, wo der Apostel Joannes das Wort heilig als eine irdisch giltige Würde erfunden und sich wie ein Diadem auf das Haupt gesetzt hatte, war auch aus dem welkgewordenen Stamme

*) Die Kirche hat diese weiteren Apokalypsen für apokryph erklärt; d. h. nicht von den auf dem Titelblatte erwähnten Autoren herstammend. Man vergass, dass es damals gang und gäbe war, Schüler ihre Werke mit dem Namen ihres Lehrers zeichnen zu sehen. In diesem Sinne sind jene Apokalypsen jedenfalls authentisch.

der Jesuslehre die bleiche duftlose Blüthe des Katholizismus entstanden. Die Heiligkeit verdrängte die Liebe, die Würde verdrängte die Demuth, der Stolz verdrängte die Barmherzigkeit, das selbstsüchtige Leiden verlöschte die unschuldige Menschenfreude, der thronenschimmernde Himmel erdrückte die grünende Erde.

Die Apokalypse. Welch' ein Gewirr von Aeusserlichkeiten erdrückt in diesem letzten Evangelium das reine Athmen der Jesuslehre! Alles, was im alten jüdischen Dogma schwülstig und streng war, zieht die Apokalypse in's Christenthum hinüber. Alles, was in der Jesuslehre dem noch für Jahrhunderte kindlichen Menschen unverständlich war, nahm sie als Hauptdogma an. Die Apokalypse ist die Jesuslehre, der man die Schmetterlingsflügel ausgerissen hat, und deren Leib man zum Talisman des Aberglaubens vertrocknen liess. Die Apokalypse zeigt uns die Apostel, wie sie unter dem Kreuze Jesu sitzen und um seine Gedanken würfeln. Die Apokalypse zeigt uns Joannes, der, nachdem Jesus ihm im Jenseits einen Thron versagt hat, seines Ehrgeizes wegen, diesen seinen Thron dem Gottesthrone gegenüber aus eigener Machtvollkommenheit errichtete, trotzig, selbstsüchtig

und selbstvergötternd: er hatte seinen liebevollen Meister nie geliebt! . .

Du Liebe, du echte, du selbstlose, hast den Aposteln gefehlt; keiner der Schüler des Herrn hatte sie in seinem Herzen. Sie hatten alle das Eifern, den guten Ehrgeiz, den Glauben selbst und die Hoffnung, aber keiner hatte caritas.

Jesus lehrte in seinem Leben, wie man das Leben sanft und heiter machen könne für Andere und dadurch für sich, in Opferfreude und Barmherzigkeit. Was die Dinge des Jenseits betrifft, sagte er: „Das könnt Ihr nicht mit dem Verstande erfassen, nur mit der Liebe.“ Mit seinem letzten Seufzer aber starb diese Liebe in ihrer Quelle, und es blieb nur ihr Wort da, und seine Apostel versuchten die Geheimnisse der höchsten Gottesliebe mit dem Verstande in Dogmen zu bringen, sie mit Worten in Gestalten und Bilder zu kleiden. Sie zogen der Unendlichkeit ein Gewand an.

Sie entschuldigten sich damit (und bis heute entschuldigt sich die Kirche damit): „Das Volk muss etwas Greifbares haben!“ Als ob die Einfalt nicht ein reicheres Herz hätte, wie die Gelehrsamkeit! Wenn das Volk wirklich Bilder braucht für die göttliche Allmacht, so gebe man ihm die Aehre, die Sterne, die

Rose. Es wird dies kein Götzendienst sein, sondern ein Trost, sobald der Cultus an die Stelle der Heiligenbilder tritt. Der Verstand und die Kunst erreichen nicht das Räthsel des Glückes. Nur die Liebe. Und die Liebe war todt.

Mit den letzten Aposteln erhob sich ein entsetzlicher Widerspruch im „Christenthume", dessen Name jetzt zum erstenmale gefunden wurde. Jesus hatte sogar die Sünde verziehen, die letzten Jünger verboten selbst den Frohsinn. Jesus hatte die Sinnlichkeit der öffentlichen Dirne verziehen, die letzten Jünger und die ersten Kirchenväter tadelten sogar die Braut. Das „Christenthum", diese höchste Poesie, hat kein Lächeln mehr!

Ich sage: die höchste Poesie; und der Beweis, dass die Jesuslehre die höchste und reinste Poesie war, ist, dass dieselbe nie eine classische christliche Poesie hervorgebracht hat. Die Mythologie der Griechen und Römer war nichts weniger als poetisch an sich, sondern nur eine Reihe unterhaltender und bizarrer Abenteuer, welche die Dichtkunst gleichsam herausforderten; und die Dichter kamen und erläuterten, sie machten diese Aventuren harmonisch, vertieften, schattirten und belebten

die Statuen mit dem göttlichen Feuer und so entstanden ewige Gedichte: die Iliade, die Aeneis, die Orestie. Wie das gethan war, konnte die Götterlehre selber sterben — gleich Pipin, nachdem Carolus Magnus geboren war. Und diese Religionen, welche längst vergessen wären, verdanken ihre Unsterblichkeit der Poesie, die sie selber hervorgebracht haben.

Wie anders das Christenthum! Die Jesuslehre ist die klarste, reinste, höchste Poesie, die jemals die Erde mit Duft und Licht erfüllte, das vollendetste Gedicht; und alle „Schreibenden", welche dieses an sich vollkommene Gedicht erweitern, schattiren, „ausführen" wollten, konnten es nur überpoetisiren: das heisst, die Grenzen des Vollkommnen überspringen, und es zu einer grotesken Ausgeburt von Menschenphantasie machen. Aus dem Gedichte Jesu, des grössten Dichters, ein Gedicht machen! Das Göttliche in Reime zwingen! Ein Gedicht über die Messiassendung verhält sich zur Bergpredigt, wie ein chinesisches Götzenbild zum Morgensterne. Und so sehr auch die augenblickliche Verblüffung solchen Werken eine krampfhafte Bewunderung zollt, sie werden vergessen, sobald sie die Neuheit oder ihre sonstigen Erfolgs-Faktoren abgestreift haben. Wer liest noch die Mes-

siade, dieses himmlische Familiendrama? Wenn man heute noch Etwas daran bewundert, so dürfte es nur seine — Länge sein. Und die „Perlen der Vorzeit!“ . .

Im Anfange unserer Aera aber hatten die schwülstigen Gedichte, welche man auf die reinste Naturpoesie, d. h. auf Jesus machte, leider nicht die Harmlosigkeit, vergessen zu werden. Die Apokalypse und die Kirchengesänge waren von „Heiligen“ verfasst, und verhärteten sich zum Dogma, das sich wie ein Bleigewicht an die Libelle der Liebesreligion hängte. Wenn manche Bücher des alten Testaments nur grotesk sind in ihrer Gottausmalung, so ist die Apokalypse schauerlich: Satan zertritt förmlich als Scharfrichter Gottes die flehende Erde. Die Natur selbst, die hasslose, liebliche, schlägt endlich in diesem wirren, ehrgeizigen Greisentraum wie ein entfesselter, trunken gemachter Sklave ihre Krallen in die Menschheit und zerfleischt sie.

Die letzten Jünger, sich als Herren fühlend über der Geisteswahlstatt, wo ihr Herr verblutete, zimmerten sich Ehrenstühle aus dem Holze seines Kreuzes. Und die ersten Kirchenväter, an den Stufen dieser Ehrenstühle anbetend, überdonnerten noch die Befehle der Apostel und mischten grellrothe Tinte in die Malerfarben

derselben. Selbst die noch reinen Liebesfanatismen der ersten Christenzeit wurden durch den uralt gewordenen, sich selbst vergötternden und von den Christen vergötterten heiligen Joannes mit seiner Offenbarung und durch die in heidnischer Sophisterei aufgezogenen und plötzlich aus geistiger Todesangst christlich gewordenen Kirchenväter zum Fluche für die Lehre Jesu.

Der Opfertod des heiligen Stefan z. B. bekam in der altrömischen Auffassung dieser Bonzen eine schreckliche Bedeutung: die Bedeutung des Glaubens an einen **absoluten, alleinseligmachenden** Glauben!!! denn wo wir einmal unser Blut hingegeben haben, da nehmen wir auch alle Rechte in Anspruch für uns allein! — Mit dem ersten freiwilligen schwärmerischen Märtyrer hatten „wir" auch die alleinige Seligkeit für uns erkauft; der erste Märtyrer ist in diesem Sinne (Renan hatte die erste Ahnung davon, als er Stefan ein Unglück nannte!) der Anfang der christlichen Intoleranz. Denn man kann sagen, dass der, welcher sein Leben für seinen Glauben gibt, unerbittlich ist, sobald er einmal Meister wird. Die Inquisition ist bei weitem nicht so tolerant wie der Heidenglaube. Der Heide liess den

Juden die Wahl: „Opfre, oder stirb!" Der christliche Priester wird später dem Christenbruder keinen Ausweg zur Rettung geben: „Du bist reich, also bist Du kein Christ, und musst sterben!" Der Scheiterhaufen der Römer war doch ein äusserlicher Eifer für ihre Götter! Die Scheiterhaufen der Christen werden eine Rache sein an den „Leuten", welche es wagen, Menschen zu sein.

Armer Erlöser!!!

*
* *

Das erste Christenthum hatte so unbeschreibliche Horizonte! Es hatte die himmlische caritas, welche das Glück der irdischen Liebe zuerst verdoppelte, und dann im Greisenthum ersetzte: Wenn man eine christlich gewordene Jüdin begrub, so konnte man vielleicht an ihrem Grabe sagen: „Wenn ihr auch Gott versagt hat, ein Kind zu gebären und den süssen Namen Mutter zu hören, so war sie doch eine Mutter aller Armen; sie bereitete ihnen nicht nur Speisen, sie trug sie ihnen auch selber zu und that es heimlich, da ihr Gatte es ihr verboten hatte ...

Wenn ein Ehepaar alt wurde, und nicht mehr durch die irdische Liebe verbunden werden konnte, so hatte das Christenthum die himmlische Liebe, welche sagte: „Dort sind wir Eins für immer!“

Und anstatt an dieser einfachen lächelnden Vertrauensgöttlichkeit festzuhalten und sich daran hinaufzuranken bis zur Liebe des Erlösers, welcher dies zuerst gesagt hatte, schrieben die Jünger dieses Erlösers die Apokalypse, und den Streit über die „Gottheit und Menschheit im Sohne Gottes“, und endlich zuletzt den Streit über die Jungfräulichkeit Maria's, dieser ewig zu verehrenden liebevollsten Mutter des liebevollsten Menschen. Man verbrannte die Bilder Christi, wie später die lutheranischen Lehrsätze; blos weil man anfing die Heiden heimlich zu tödten, die das Christenthum verfolgten (siehe unter Irenäus und Origenes); mit dem grotesken Himmel der Apokalypse kam ein grotesker, unmöglich scheinender Umschwung in das Christenthum: die Liebe wurde zum Misstrauen, die Verzeihung zum Angriff, die Seele zum goldenen Kalbe des Ich's. — Es war mehr als ein schauerliches Zurückdunkeln in die cimmerische Nacht der vorhellenischen Zeit — denn damals waren die

menschlichen Leidenschaften noch nicht so stimulirt und wieder durchfoltert worden, wie die Schüler Jesu dies thaten. Die Welt fing mit den ersten Jahren unserer Aera an, eine Art Hexenkessel zu werden: es wurden neue Sünden erfunden. Oder vielmehr die Sünde. Und die Sünde zieht Spürhunde nach sich, welche nach immer neuen Strafen zu schnüffeln haben.

Jesus wollte die Welt aufwärts führen, in die Versöhnung, die schon hier zwischen uns beginnen soll, um sich dort zu erfüllen; die Apostel führten sie abwärts mit dem Hasse, der hier schon beginnt, um dort zu flammen. Denn wer kann sagen, der Beste unter uns! dass er die christliche Hölle unter christlicher Bedingung nicht verdiente?

Jesus brachte das Licht zur Erde.

Seine Jünger machten daraus die Flamme.

* * *

## II.

## Die Anfänge der Mystik.

Die Offenbarung, die Akten der Märtyrer und die apokryphen Evangelien sind der Anfang der Mystik.

Die Mystik. Schauerliches, fremdartiges Wort, das in keiner der tausend vorchristlichen Religionen vorkam . . . Ein Wort, welches die Seele zu einem Mischkessel unverstandener Dinge machte, wie im Alterthume die Hexen Canidia, Locusta und Erichto in einem Kessel Luchsaugen, verdorrte Menschenherzen, Liebeskräuter und Froschfüsse zusammenschmorten. Das echt christliche Herz wurde durch die apokryphe Mystik zu so einem Kessel, in welchem jede Natur, jedes einfache, ehrliche,

menschliche, heisse Gefühl ausgeschlossen war, und nur unverstandene, materiell unmögliche, deshalb (seltsames ergo!) himmlische Dinge Platz fanden. Das für Gott wohlgefälligste Leben wurde der Tod; das reine Bildniss Jesu zerknüllte sich zum geheimnissvollen Opferlamme, welches auf den Altar gesetzt, den Apis Egyptens vertrat. Aber Apis war Götze gewesen, dieses Lamm war eine Allegorie: feiner Unterschied für gelehrte Seelen, den man aber dem naiven Volke (für das er gemaht war!) nicht klar machen konnte, welches auf diese Art immer wieder auf Unwegen zum Dienste des goldenen Kalbes zurückgeführt wird, nachdem Moses es vernichtet zu haben glaubte für alle Zeit.

Die Liebe für die ganze Welt, welche Jesus predigte, wurde mit blendender, bis heute noch unbegreiflicher Taschenspielergeschicklichkeit zum Hasse gegen Andersgläubige — — —; und Jeden, den man hasst, sieht man für einen Andersgläubigen an —! Die Lehre, welche die ganze Welt geistig einigen sollte, wurde zur Religion, welche neben sich nicht einmal einen individuellen Gedanken duldete. Und wodurch das? Wodurch erzielte das Kirchenväter-Christenthum diesen unge-

heuerlichen Erfolg des Fälschers? Durch seine Lieblichkeit? Durch seine Weisheit? Durch seine Logik? Nicht doch: durch die Mystik. Die Mystik, das heisst das Zurückkehren zum vollständigsten Thiere und Holzgötterglauben, den die Kirchenväter der Welt bereiteten, welche in diesem Augenblicke auf dem Scheidepunkte zwischen lichter Geistesfreiheit und thierischem Weiterschnuppern stand: selbst das verpestete Rom, welches das lichte Geistesreich ahnte! Ein starkes Wort konnte die Wage sinken machen; die Kirchenväter hatten dieses Wort in ihrer Gewalt: da sie den Geist des Herrn nicht erfassten, griffen sie nach dem Formenmodel der Apostelschüler; sie sprachen nicht Jesu nach: „Liebet Euch untereinander! Man soll Gott im Geiste, aber nicht in der Form anbeten.“ — Sondern sie sprachen: „Jesus war ganz Gott.“ Und Andere sprachen: „Jesus war ganz Mensch.“ Und die Dritten sprachen: „Jesus war Beides; genau bis zur Hälfte.“ Und Alle schmiedeten aus diesen „Lehren“ himmlische Throne für sich und irdische Diademe für ihre Heiligkeit. Ob sie wohl jemals dabei an Jesum dachten, wie er auf dem Oelberge blutigen Schweiss vergoss in der grausigen Ahnung, für ein selbstsüchtiges Geschlecht

zu sterben, um ihm eine selbstlose Lehre zu besiegeln? . .

Die Mystik. Das Lamm der Apokalypse, dieser erste Thiergott des Christenthums, bringt die Regierung des Unverstandenen, in welchem die späteren Jahrhunderte die einzig mögliche „Göttlichkeit“ finden wollten und konnten. Das Buch mit den sieben Siegeln; der Drache, welcher in einen bodenlosen Abgrund geschleudert wird (o seltsamer Gedanke: Alles was ist, hat Gott geschaffen; also auch das Böse. Warum soll Gott den Drachen zertreten, den er selber geschaffen hat für seine Mission?); die Hostie, welche nicht mehr das Andenken des Meisters feiert, sondern ein heiliger Leib wird; der Streit darüber, ob diese Hostie auf natürlichem Wege aus dem Menschen weggehe? Maria, welche zum Jungfrauenthum zurückkehrt, aber welche man frech bis in den uterus ihrer Mutterschaft hinein chemisch verfolgt, um zu beweisen, dass sie ohne erbsündliche Lust empfangen worden sei; die Knochen der Märtyrer, auf welchen Kranke genesen, ohne dass man weiss, weshalb; die Hand des Priesters, welche heilt, und endlich die Selbstgeisselung, welche selig macht — das rinnende, selbstvergossene Blut, welches verklärte, der zurückge-

drängte Naturtrieb, welcher das einstige Grab leuchten machen wird von überirdischem Glanze: dies ganze unbegreifliche, unverstehbare (mit der Idee einer unparteiischen Vatergottheit, eines welterlösenden Sohnes unvereinbare) Offenbarungswesen bildete eine blutrothe, die Sonne verfinsternde Dunstwolke, welche wir die Mystik nennen. Wenn Jesus die Welt erlöst hatte durch einen schmerzvollen Tod, weshalb sollte sie jetzt mehr leiden als früher? Wenn die Liebe jetzt herrschte, warum sollte man sich selber hassen? Wenn der Geist frei gemacht war, weshalb sollte er Leiden suchen anstatt die Freude am Herrn?

Jesus starb für den sündigen Menschen! Und die Mystik mit ihrem Firlefanz der Zauberei wagte es, unschuldige Menschen für ihn sterben zu lassen! Jesus öffnete den Kerker und sagte zur Menschheit: „Sei frei!“ Und seine Schüler kamen mit Ketten und sagten: „Ihr müsst dieses Freiheitswort durch lebenslängliches Gefängniss bezahlen.“ Wann würde da der edelmüthige Wettkampf zwischen sich „opfernden Göttern“ und „geopferten Geretteten“ aufhören?

Die Mystik. Die Verfälschung des Himmels ist in den Anfängen des Christenthums so ge-

schickt durchgeführt worden, dass sie das Christenthum bis zu seinem eigenen Gegentheile zu entstellen vermochte. Das Christusleben, welches alle Teufel aus dem Menschen trieb, gab die Menschheit erst recht dem Teufel preis? Die Christusliebe, welche die Welt für nichts nahm, sollte einem weltlichen Kriege den Ausschlag geben? Die Jesuslehre, welche die Wechsler aus dem Tempel trieb, sollte später aus dem Tempel eine Wechselstube voller billiger Heiligenbilder und theurer Reliquien machen?

Es ist so. Wie kam das?

Die ganze Welt hatte zur Zeit, als die Apostel auftraten, auf eine neue Weltordnung, auf eine Verjüngung gleichsam gewartet: das sieche Rom, das schattenhaft und grübelnd gewordene Hellas, das von den Propheten einen endlichen Messias fordernde Judenthum, und der ganze Norden, welcher genug von dem Culturwinde des Südens angehaucht worden war, um seine Jagdbeute nicht mehr als letzten Zweck zu betrachten, dessen eingebornes Ehestandsgefühl sich aber sträubte, die Hurengötter der südlichen Mythologie zu erkennen. Dahin war nun — nicht die Lehre Jesu, wie wir früher gezeigt haben — sondern das Apostelchristen-

thum getreten, und hatte durch seine bestechenden, anfangs thatsächlich ausgeführten Liebesregeln, und vor Allem durch seine noch nie dagewesene kühne Ausbeute der Auferstehung (welche dem Menschen sogar seinen geliebten Körper erhielt für alle Ewigkeit), die Welt für sich genommen.

Leider aber waren die Apostel zu ungebildet und zu wenig allgemein gelehrt, um der Welt, diesem Chaos, ihre neue Religion allgemein anpassend, philosophisch vertieft, dem Herzen greifbar und versöhnend heiter zu geben. Die Welt, welche das Apostelchristenthum annahm, erhielt also nur das Gerippe eines Glaubens, dessen Gliederfülle aus Liebe bestehen musste. Aber wo fand sich die Liebe? Die Apostel kannten sie nur mehr vom Hörensagen und konnten sie nicht lehren wie ihr Meister: denn Liebe lehren kann nur das Beispiel. Die fleischlosen leeren Räume des entseelten, gottleer gewordenen Apostelchristenthums mussten also ausgefüllt werden, und jedes Volk, welches den Glauben annahm, füllte die Geripphöhlen nach seinem Nationalcharakter aus: daher die Sekten. In jedem Lande, wo das Christenthum Wurzel fasste, wurden von den Aposteln und deren Nachfolgern eingeborne

Landeskinder gesalbt und geweiht, um die Lehre auszufüllen, zu vertiefen und lebensfähig zu machen nach der Abreise der heiligen Lehrer: das waren die Priester, die anfangs Diener, Diakonen und später die Kirchenväter hiessen. Diese Priester fassten das im Vorübergehen ausgestreute Christenthum Jeder nach seiner Landesseele auf und vervollständigten es darnach. Das über dem Räthsel seiner einstigen, jetzt so spurlos verschwundenen Herrlichkeit und auf dem verlornen Ruhme seiner Weisheit brütend gewordene Griechenland vertiefte sich in den ersten Jahrhunderten in die Idee, in das Alpha dieses neuen Glaubens. Der griechische Kirchenvater sann mit seinem armen, oder vielmehr verarmten Menschenverstande über die „göttlichen Geheimnisse" (und Jesus hatte doch eine Offenbarung sein wollen!) und über das Menschsein, das Gottsein, oder das Menschgottsein Jesu; später, später standen immer noch griechische Grübler auf, die zu Priestern geweiht und Kirchenväter genannt wurden, und die nichts mehr zu thun fanden für ihr Grübeln in Jesus: sie erinnerten sich da an Maria . . . und ihre weiblichsten, zartesten Geheimnisse wurden geistig sezirt, wie das Menschengeheimniss des Erlösers sezirt worden war.

Das griechische Kirchenväter-Christenthum wühlte gleichsam seelisch in der Wollust, welche die alten Griechen so kindlich in der Natur gesucht hatten.

Die Germanen, die in den Ländern des Südens mit der neuen Religion in Berührung kamen und ebenfalls Priester, Diakonen, Kirchenväter erhielten — jeder Stamm wenigstens Einen! — und die doch von ihrem alten kindlichen Götzenglauben nicht lassen konnten, vertieften sich nicht in die seelische Wollust der Menschheit, Gottheit, Empfängniss und Reinheit, sondern ihr Bestreben ging darnach, das göttliche Element für ihre irdischen Augen zu bilden —; schon damals gab es Lindenholzstücke, welche die Form des Erlösers annehmen mussten oder seiner Mutter, und in welchen die kindliche Andacht des germanischen Sinnes den Gott oder die Göttin wunderkräftig bannte durch Gebet und Opfer ... Der erste germanische Christ **musste** die fremdländische Maria und den fremdländischen Jesus in ein Holzstückchen seiner so vertraut rauschenden Eichen bannen; der Sinn entfloh, nur das Vertrauen blieb. Es klammerte sich an das neue Götzenbildniss kindlich an wie an eine Verheissung, die nicht trügen kann, da man sie sicht-

bar in das Laub der Linde setzte, da die Kinder zu ihr aufbeteten, da die Greise sie geschützt hatten mit heiligen, hochverehrten, sterbensschwachen Händen.

Die römischen Kirchenväter, diese Kinder einer impotent gewordenen Fleischeslust, füllten das Gerippe ihres neuen Glaubens weder mit Spekulation noch mit wunderthätigen Holzbildern aus; bei ihnen rächte sich die Kaiserzeit: der Mann war damals zur unnatürlichsten Lust herabgesunken selbst auf den Höhen der Herrschaft, das Weib zur verschmähten Waare, die sich selber anbieten musste, um nur zu Etwas gut zu sein. Die Sodomie scheint in den letzten Römerjahren gleichsam zum Naturgesetz, die Prostitution des Weibes zu einer Ehrensache für das verschmähte Weib geworden zu sein. Entsetzlicher Umsturz des Besten, was im Menschen ist: der Ehre, der Scham, der Liebe und der Natur! Eine grauenhafte Impotenz hatte sich der römischen Welt bemächtigt, und diese weibliche und männliche thierische Erschlaffung liess Rom den neuen Glauben mit einer damals so nöthigen und bequemen Auskunftssache ausfüllen: mit der Entsagung! Die Entsagung der Impotenz.

Schreckliche Erfindung und Ergänzung,

welche das mittelalterliche Christenthum zu dem machen wird, was es wurde: zur Hölle auf Erden; und welche das heutige Christenthum in dem ewigen wunderbaren Kreislaufe der Menschentrauer zu dem machen wird, was es ist: zum verheimlichten wilden Genusse. Die geistig verkleinernde Sekte der Griechen, die Holzbilder anbetende Naivetät der Germanen, die rachedurstige Wuth der Galiläer konnten das Christenthum nie so zur Schlacke verdorren, wie diese freudenmüde Idee des Fleisches satt gewordenen christlichen Roms! mit der Verdammniss der Freude, des Lebens, der Natur, der Liebe und des Familienlebens hat das Rom der letzten christlich gewordenen Herrscher das schon verstümmelte Werk Jesu mit einem Schlamme befeuchtet, der ihm schädliche, verpestende Dünste entlockt bis heute noch, der die Welt faul gemacht hat Jahrhunderte hindurch, und der sich endlich selber verzehren muss, wenn der Gottesstrahl von Golgatha die Welt noch einmal erwärmen, verklären, reinigen und erleuchten soll! . .

* * *

Und aus allen diesen Konglomeraten hatte sich zu Ende des dritten Jahrhunderts das gebildet, was fortan die Hauptessenz und die Wurzel des Christenthums bilden sollte: die Mystik; denn alle die verschiedenen, nach der Nationalität gesonderten Glaubensformen des Einen, wahren, echten, rein und grenzenlos empfundenen Liebesglaubens mussten sich ihr äusseres Element des Rechtes schaffen, da ihr das innere fehlte: der Grieche hatte von da an die Zaubereien der göttlichen Mysterien wieder, der Germane das Götzenbild, das jetzt mit Blut überströmt war anstatt wie früher mit Wein, und der Römer hatte die Reliquie, die Geissel, die Entschuldigung des Fleisches-Sattseins als Gottesäusserung.

Die Zeit der ersten Christenverfolgungen war vorüber. Das Christenthum durfte sich auf der Gasse zeigen. Es brachte alle seine mystischen Embleme mit: den Aberglauben, das beseelte Bild und die Kastrirung: Alles dies wühlte zu Ende der ersten Jahrhunderte in der betrübten, in geistiger Sinnlichkeit schwelgenden oder leiblich ohnmächtig gewordenen Welt durcheinander, und bildete eine unentwirrbare Masse, über die man streitend und

heulend eine Fahne aufsteckte, auf welcher der heilige Name Jesus stand.

* * *

So stand die erste Aera nach Jesus da.

Die alten Götter im neuen Gotte anbetend im Norden. Selbstquälerisch grübelnd in Athen. Die Familie und die Natur zertretend in Rom.

Die Marter-Jungfrau, deren Leiche Strahlen aussendet, das Jesuskind, welches Geschwüre heilt, und der schmerzzuckende Verschnittene, dessen Blut man Tugend nennt: Die Mystik.

* * *

# III.

## Julian der Abtrünnige.

Die christliche Kirche hätte aber vollkommen wie die Natur oder despotisch wie die Tyrannei sein können, sie hätte in den Völkern niemals gesiegt auf die Dauer, wenn nicht die Herrscher dieser Völker sie anerkannt hätten. Immer sind die Herrscher (die besten selbst!) die Letzten, welche eine Wahrheit oder einen Fortschritt anerkennen. Es liegt dies in der Natur der Sache. Der echte Regent darf nicht leicht bewegt und begeisterungsfähig sein wie der gemeine Mann. Vorsichtig und misstrauisch muss er eine Neuerung — und käme sie direkt vom Himmel selber! — negiren, bis er alle

ihre unberechenbaren Folgen erwogen hat, oder bis er ihr nicht mehr Widerstand leisten kann. Die ersten Könige, welche das Christenthum anerkannten, waren nun wohl nicht grosse, gute und für ihre Völker vorsehende Herrscher, sondern vielmehr raubgierige, geizige, blutschänderische und mordlustige Menschen, aber sie waren vorsehend und berechnend für sich selber.

Das erstemal, wo der Schatten Jesu sich auf einen weltlichen Thron setzte und eine Kaiserkrone erhielt, war unter Constantin dem Grossen, wie ihn die Heiden, dem Heiligen, wie ihn die Christen nennen.

Die Weltherrschaft, d. h. die Rom-Herrschaft war damals in mehrere Hände vertheilt; es schien, als zerbröckle der Thron langsam unter dem schwülen, übelriechenden Sterbehauche des Heidenthums, während er von dem immer mystischer und mächtiger gewordenen Christenthume (sich jedem Aberglauben, jeder Abgötterei und jeder Selbstabtödtungsmanie willig hingebend) langsam unterminirt wurde. Kein Kaiser fühlte sich mehr stark genug, die grässliche Verantwortung und die grässliche Berühmtheit: „unter ihm sei das römische Reich in sich selber zerfallen", den späteren Völkern gegenüber auf sich allein zu nehmen.

— Man verfolgte das aufqualmende Christenthum, und man fürchtete es. Es ist ein schreckliches Gefühl, allein auf einem zerfallenden Throne den Tod der Herrschaft zu erwarten. Diocletian nahm also Maximian an seine Seite, seit 292 nahmen sie noch Galerius und Constantinus Chlorus zu sich in ihre Höhe; diese sterbenden Götter, deren Leichengeruch schon vom Himmel herabdunstete, sie fühlten, dass die Stunde der alten Welt gekommen sei. Eine neue, wilde, erbarmungslose Religionsgährung, welche ihren Söhnen die List in's Herz, den Starrsinn in die Seele und die Geissel der Selbstpeinigung in die Hand gab, hatte sich des grossen Meeres „Volk", welches den Thron umbrandete, bemächtigt, als im Jahre 306 Constantinus Cajus Flavius Valerius Aurelius Claudius Kaiser wurde.

Der junge Mensch bekam einen erblindeten Kronenreif auf sein langes Haar und ein zerbrochenes Szepter in die Hand. Einen Augenblick hielt die Brandung der christlich durchäderten Welt still, und diese schaute ihn an mit mitleidigen Augen, wie man ein Wesen, welches zum Tode verurtheilt ist, ansieht, ehe man die Hand ausstreckt, um es vom Felsen zu stürzen.

Constantin verstand diese Völkeraugen, er fühlte, was dieser Moment der Brandungsruhe zu bedeuten habe. Es gibt Augenblicke, wo alle Seelenkräfte eines ehrgeizigen charakterlosen Menschen in der Todesangst sich zu einer plötzlichen riesigen That anspannen: und Constantin hob das Kreuz empor.

Es war ein schauerlich grosser Augenblick in der Weltgeschichte. Ein Augenblick, welcher all die wunderbaren Göttergestalten des Praxiteles zum leblosen, entgötterten Marmorblock entgeistigte; ein Augenblick, der den ersten dröhnenden Hammerschlag that an die herrlichen Göttertempel, die von da an zum Zerfallen verurtheilt waren; ein Augenblick, welcher der Kunst die Hände band und den Geist in Weihrauch umwandelte.

Das Weltreich war christlich.

Es war eine seltsame Welt, dieses römische Weltreich, welches jetzt zufrieden aufathmete, in welchem sich jetzt die Thüren von früher geheimnissvoll verschlossenen Häusern aufthaten, von denen man erkannte, dass dieselben im Innern schon längst Kirchen gewesen seien; dieses Weltreich, in welchem sich jetzt plötzlich viele Kreuze in die blaue Luft erhoben, von Kirchendächern, Burgzinnen, Bergen und aus

Wiesenthälern, als sei ein Frühling gekommen, dessen erste Blumen reich emporsprossten; dieses Reich, in welchem jetzt mancher Mantel über mancher Männerbrust auseinander geschlagen wurde, um ein Priestergewand sehen zu lassen; diese römische Welt, über welcher nun Constantin das Kreuz erhob, um seinen Thron, und vielleicht sein Leben zu bewahren, war eine seltsame Welt:

Alle Völker, welche sich von Westen und Osten stets in das Weltreich drängten, hatten (früher heimlich und jetzt öffentlich) ihre eigenthümliche Christusform mit sich gebracht. Das Christenthum hatte damals unter den Griechen schon so viele Sekten, wie Priester. Die Sekte ist ja auch immer nur der Priester, so wie der Soldat immer nur der Korporal ist. Es ist dies ein seltsamer Vergleich, aber er trifft zu. Das gothische Christenthum fühlte Gott nicht mehr, es exerzirte ihn. Es kniete nicht mehr vor dem höchsten Wesen, es machte die Wachtparade vor ihm. Der Gottesdienst war zur Revue, der Tempel zur Hauptwache geworden. Keine einzige dieser Sekten bekümmerte sich um das eigentliche Wesen dieses Glaubens selbst, sondern nur um das Leben des Stifters. Es ist fast unglaublich zu sagen, aber es ist wahr, dass

vom Ausgange der Apostelzeit an durch Jahrhunderte hindurch kein einziger Priester und kein christlicher Gelehrter sich jemals um die Lehre Jesu gekümmert hat, sie eines Studiums oder selbst nur der Betrachtung gewürdigt hätte; alle Spekulation konzentrirte sich auf die Lebens- und Leidensgeschichte. Der Name von Jesu Grossmutter war wichtiger als das: „Liebe Deine Feinde.“ Die Echtheit des gefundenen Kreuzes war von grösserer Tragweite als das: „Selig sind die Sanftmüthigen.“ Unter den Griechenchristen war die Reinheit des Geburtsaktes in Bethlehem, oder die Frage nach menschlicher Schwäche im Fleische Jesu, oder die Himmelshöhe, bis zu welcher er im Vater selber aufgeht, die Hauptsache des Glaubens und nicht das Wort: „Ihr sollt Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“ Unter den Römerchristen wiederum war das rieselnde Blut die grösste Tugend des Menschen, und nicht die Barmherzigkeit; ihr ganzes Leben war ein Fanatismus des Märtyrerthums; und sobald die Martern durch die Feinde aufhörten und die Arena sich schloss, marterte der Römerchrist sich selber mit Zangen, Fasten und Dornenkronen.

Die Christenpriester unter Constantin und seinen Söhnen waren schon an der Stelle ange-

kommen, wo das geistige Regiment in das weltliche eingreift. Sie waren nicht mehr die Opferer der Heiden, sie waren schon die Lenker des Lebens geworden. In diesen ersten Jahrhunderten, wo keinem Christen die Jesuslehre eine leichtverständliche Hauptsache mehr war, und wo er den Pfad zur Seligkeit nicht mehr allein finden, sondern nur an der Hand des Priesters vorwärts kommen konnte, waren die Priester die eigentlichen Lenker eines jeden Geschickes. Die Mysterien des Jesus-Daseins waren so verwirrend und komplizirt gemacht worden, dass keine Seele sich in ihnen mehr zurecht fand. „Wie weit war Jesus Gott? Wie weit war er Mensch? War seine Mutter eine Göttin? Wie war der heilige Geist Eins mit zwei anderen Personen? Wie konnte Ein Gott drei Gestalten zugleich haben?“ Niemand wusste das. Nur der Priester-Gelehrte. Diese Abhängigkeit des Wissens wurde bald zur Abhängigkeit des Handelns. Durfte man dieses thun, oder musste man jenes unterlassen? Sollte man die Heiligen anbeten oder nur schätzen? Was waren die Heiligen? Gab es jenseits verschiedene Rangstufen? Wer wusste das? Der Priester. Die Bergpredigt hatte Jeder verstanden, und Jeder konnte sein eigener Priester

sein. Die Mysterien der Jesuslegende verstand Niemand mehr, und man brauchte absolut den Priester, um nicht verdammt zu werden. Der Priester wurde im Hause mehr als der Familienvater, er wurde das eigene Gewissen. Die Mauern der Welt schienen sich erhöht zu haben, und hatten hoch oben ihre schmalen Fenster wie eine Kirche. Das Leben war sonderbarerweise dunkler geworden, seitdem der Himmel offen war. Nicht die Erde war mehr die Hauptsache, sondern das Jenseits. Die Sonne schien gleichsam in den Himmel zurückzustrahlen, wo sie alles Unverständliche deutlich beleuchtete, während die Erde im Zwielichte blieb, wo Alles undeutlich durcheinander zu wogen scheint. Ich weiss dafür nur einen Ausdruck: die christlich gewordene Erde hatte keine Contouren mehr.

Der Kämmererstand war zum ersten Stande geworden unter den ersten Christenkaisern, wie es unter den letzten Heidenkaisern der Soldatenstand gewesen war, und dieser Stand berührte sich enge mit dem Priester. Der Priester war zwar noch blosser Schriftgelehrter, aber bald sollte er Beamter werden mit geistlichen Titeln.

So war das Weltreich unter Constantin dem Grossen, so war es schon gewesen, ehe der

Kaiser das Christenthum anerkannte, aber damals heimlich, verdeckt, jetzt war es öffentlich. Welch eine grosse Umwälzung des ganzen Erdenbildes binnen drei Jahrhunderten!

Constantin war ein heimtückischer, geldgieriger, ehrgeiziger, blutdürstiger und falscher Mann. Er war nicht zum heidnischen Kaiser geschaffen, dazu war er zu wenig offenlasterhaft und offen-blutdürstig. Er musste eine Religion haben, welche die äusserliche Tugend zum Gesetze machte, denn er hatte gefunden, dass die höchste Wollust des Bösseins der Tugendanschein ist. In Mösien geboren, diesem Lande, wo eine dumpfe Schwüle über einem theils felsigen, theils sumpfigen Boden liegt, war Constantin ein echtes Kind dieses Landes. Ein Gemengsel von Steinhärte und Fäulniss. Seine Familie war eine jener purpurgebornen, deren Glieder von Jugend auf kein Gesetz anerkannten. Dieses kaiserliche Gefühl verleiht den Gesichtern der Betreffenden eine Art Müdigkeit, die über einem blutüberströmten Gemordeten und vor einem heiligen Bilde die gleiche Nüance hat. Dieser gedankenmüde, hochmüthige Familientypus ist seltsamerweise in den hergebrachten historisch gewordenen Christus-Typus

übergegangen. Die Schmeichelei der ersten christlichen Maler hat (historisch bewiesen) Helena, die Kaiserin-Mutter als Maria (in den Lucas-Bildern) und Constantin als Christus (in den edessenischen Wunderbildern) porträtirt. Alle unsere byzantinischen Gnadenbilder sind Kaiserporträts der constantinischen Epoche. Constantin heirathete Fausta, eine Tochter Maximian's, um sich den Weg rein zu erhalten, und später, um sich den Thron zu sichern, ermordete er Alle, die auf gleicher Höhe standen mit ihm: den Maxentius, den Galerius, den Maximian, seinen eigenen Sohn Crispus und Fausta selber.

Die heidnische Welt hatte im Fache des Ermordens von ihren letzten Kaisern das Menschenmögliche gesehen. Aber dieses exklusive Wüthen im eigensten Fleisch und Blut, diese „Blutschande im Morden" (möchte ich's nennen) erfüllte sie doch mit Entsetzen. Da schlug Constantin seinen Purpur auseinander und zeigte auf seiner Brust das Kreuz: den Galgen, das Schandholz seines Richter's, und sagte: „Aber ich bin ja ein Christ." Das heisst: „Ich diene dem Gott der Liebe." Und das Blut aus den Wunden seiner Opfer versiegte unter dem Weihwasser der Priester, und die christlich gewordene Welt athmete befriedigt und gläu-

big auf und fügte seiner irdischen Krone eine zweite, himmlische hinzu: Constantin wurde ein Heiliger.

Constantin nahm die christliche Religion an, weil sie die einzige war, die ein Verbrechen vergab und sich die Verdammung abkaufen liess. Tantalus, Prometheus, Sisyphus und die Danaïden musten ewig büssen; Magdalena, der Mörder zur Rechten Jesu und Kaiser Constantin wurden heilig. Man sieht, die Apostel-Barmherzigkeit ist göttlich schön, aber sie hebt zeitweise die Gerechtigkeit auf. Sie war in den ersten Zeiten so bequem für das Laster, dass es in den Anfängen des Christenthums beinahe verdienstvoller erschien, ein christliches Verbrechen zu begehen, als eine heidnische Tugend zu üben.

Die erste Krankheit des Christenthums war, die Verzeihung schon hienieden zu verkaufen, so wie es seine Himmelskronen schon hienieden austheilte.

Constantin starb im Jahre 337 am 22. Mai in Nikomedien. Seine drei Söhne folgten ihm, und folgten dem Beispiele ihres Vaters. Sie brachten alle Verwandten um, die ihnen gleich standen. Auch sie hatten die Feinschmeckerei des Verwandtenmordes.

Unter allen ihren Verwandten wurden aus Staats- oder Zufallsgründen*) nur ein unbedeutender Blödsinniger und Julianus verschont.

Julianus, welcher seine Eltern und seine allernächsten Blutsfreunde von der Hand seiner kaiserlichen Verwandten grausam hingemordet sah, verlebte seine Jugend in der Erwartung des Todes. Und Julianus hatte einen Geist, der gross genug war, diese stündliche Todeserwartung mit dem Nachsinnen des entsagenden, todt-bereiten Menschen zu verbringen, dessen Seele sich über das Irdische erhebt. Aber diese arme grosse Seele fand über der Erde keinen Halt. Die Götter fand sie hohl und todt und verwittert, und „Jesum" fand sie blutdürstig, blutschänderisch und boshaft und grausam im Kaiser inkarnirt, und mit seiner verwandelten Liebesreligion Alles durch geldgesühnte Niederträchtige entschuldigend und im Voraus absolvirend.

Die Christusreligion war wirklich die Religion der Vergebung geblieben. Aber in welch' anderem Sinne als in der Zeit, da Jesus lebte! Man vergab nicht der Reue, sondern dem Reich-

---

*) Ich bemerke hier wiederholt, dass dieses Buch die politische Geschichte nur in ihren Thatsachen annimmt, ohne dieselben erklären zu wollen.

thume; nicht der Besserung, sondern dem Tauschhandel. Die Sünde wurde lässlich, aber nur für den Fürsten oder den Reichen. Man hatte die Barmherzigkeit Gottes auf Flaschen gezogen, und verschacherte sie maassweise. Und dieser „unerschöpfliche Born“ brachte unerschöpfliche Goldquellen ein. Das Priesterthum hatte den Mosesstab in der Hand, der aus dem Felsen Wasser locken konnte, und aus dem verdorrten Herzen des grausamen Mörders goldene Thränen, die es für echt annahm.

Eines Tages aber hatten all die kaiserlichen Würdenträger, die um den stillen, in seiner Einsamkeit brütenden Julianus herum für ihre Rechnung mordeten und würgten, einander vernichtet, und Julianus wurde Kaiser, d. h. der Allermächtigste der Menschen, welcher nicht nur die Erde, sondern auch den Himmel formen konnte.

Er erwachte wie aus einem Traume. Er erwachte wie ein Mensch, welcher aus diesem Traume seine philosophische, glaubensleere, einsame Wirklichkeit machen konnte mit einem Winke seiner Hand. — Was hatte er geträumt? . .

Er hatte die alten Götter in ihrer ganzen vergangenen Schönheit und in ihrer ganzen

jetzigen Nichtigkeit erkannt. Er fühlte, Niemand habe an sie geglaubt, und Niemand habe in ihrem Namen gehandelt.

Dann hatte er das Christenthum, wie es gerade war und wie er es durch seine Taufe bekennen musste, erkannt. Er hatte erkannt, dass der Gott der Liebe schwarze Thaten mit seinem Namen schütze, welche selbst von den Schicksalsgöttern Griechenlands mit ewigen Qualen bestraft worden wären — mit unabkaufbaren, unsühnbaren; er hatte erkannt, dass das Wort Liebe und Barmherzigkeit zu einem schrecklichen Missbrauche und zu einer schrecklichen Untreue geführt hatte. Wenn die Kaiser des Heidenthums Ungeheuer waren, so wurden sie so genannt; die Christenkaiser waren Ungeheuer, denen man die Heiligenkrone auf die Stirne setzte: denn unter dem Gott der Liebe und Barmherzigkeit schien es keine Verbrechen mehr zu geben, sondern nur mehr die Vergebung für den reichen Sünder.

Er musste in seinem dunkelsonnigen Innern ein grosses Entsetzen vor den Gräueln der Christenkaiser und des in starre gekrönte Straflosigkeit versinkenden Christenthums empfinden, dass er die Riesenthat vollbrachte, lieber die alten, anmuthig fleischlichen Götter

zurückzurufen, an die er nicht mehr glaubte, an die Niemand mehr glaubte, und die er zu blossen schönen Steinformen geworden sah.

Es war ein Kampf, den er da mit der ganzen Erde aufnahm; er wollte sie wie einen Atlas auf seine Schultern nehmen und sie emporheben in den hellen Aether. Es ist eine That, vor der bis heute noch alle die pygmäenhaften Grübler der Historie in resultatloser Verblüffung stehen: ein Weiser, ein Philosoph, ein Kaiser nahm eine alte, verjährte, zum Kinderlied gewordene Religion wieder auf, die nichts versprach, aber auch nichts Böses that im Namen ihres Herrn. Es war ein unsinniges Beginnen, aber es war gross. Manche nennen es Hass (?) gegen Jesum, Manche Anhänglichkeit an die Klassiker, wieder Andere ein Räthsel. Und Keiner noch hat es Liebe genannt; echte, thörichte Liebe für die Welt, welcher er gebieten sollte. Das Christenthum war zur Krankheit geworden, und Julianus wollte als echter Philosophenträumer ein Arzt sein. Aber die Krankheit wurde schlimmer durch die Operation. Das Christenthum wäre vielleicht zu früh ins Groteske gefallen, wenn Julian es nicht einen Augenblick auf seinem Wege angehalten hätte, und es wäre vielleicht zu Grunde gegangen. Aber durch den Widerstand, welchen die

Religion jetzt von Neuem erfuhr, wurde selbst der nachdenkende Christ, der vielleicht früher geseufzt hatte über die Gesammtform des neuen Glaubens, zum heftigsten Widerstande gegen die Vergangenheit und zum höchsten Fanatismus für den neuen Glauben entflammt. Denn Keiner konnte sich ja zu der reinen Philosophie des jungen Kaisers erheben. Man wollte ihnen den Gott rauben, der ihnen als Kind gelehrt worden war! Man wollte dem Weibe die Hoffnung auf den Himmel, dem Kinde den Schutzengel rauben, man wollte das Haus veröden, in welchem die Familie das Abendmahl empfing. Man wollte gottleere Steinbilder an die Stelle des Wunderantlitzes stellen! Alle sanften, guten und kindlichen Seiten der Religion wurden da im Herzen beleuchtet, und alle ihre geistigen Despotismen, ihre Engherzigkeit und ihre Grausamkeit wurden vergessen; die Welt hatte keine Spur von Heidenthum mehr.

Nur einen Augenblick hindurch hörte man in der Nähe des Kaisers die Leier Apoll's wieder ertönen, der Busen der Venus athmete, und glänzte lebendig durch das Myrthengebüsch, und der Lorbeer säuselte mit dem Flüstern der Nymphe. Die Macht des Kaisers vermochte es, diese ganze längst zerstörte Maschinerie wieder

in Gang zu bringen, aber nur für einen Augenblick. Dann stürzte sie unter den Fäusten der „grossen Familie“ (der Christen), die einander stets so hasste, und die jetzt auf einen Augenblick einander wieder zu lieben glaubte, zusammen, und erschlug den Philosophen der Liebe, den Kaiser Julianus den Abtrünnigen. Und es musste so sein. Die göttliche Liebe, welche menschlich philosophirt, findet nie das rechte Wort; das Heidenthum der Liebe konnte selbst das entstellte Christenthum nicht tödten! Die Jesusliebe, welche nichts vom Verstande hatte und Alles aus dem Herzen weinte, hatte einst wohl das Heidenthum zu stürzen vermocht.

Julian der Abtrünnige starb, wie Einige sagen, von Einem seiner eigenen Soldaten, einem Christen, hinterrücks getroffen, in einer Schlacht im Jahre 363, mit den Worten; „Du hast gesiegt, Galiläer!“

Das Christenthum hatte also wieder gesiegt. Valentinianus und Valens waren echte Söhne der Kirche. Das Christenthum war gesichert für immer. Die „grosse Familie“ durfte einander wieder hassen. Man sagt, Julian sei der erste römische Kaiser gewesen, welcher keine Apotheose erhielt, und weder zum Gotte noch zum Heiligen erhoben wurde. Und das war

recht. Julian war in seinem Herzen ein zu echter Jesusjünger gewesen, um in den alten Olymp oder in das christliche Paradies zu passen.

In Frankreich, welches noch halb das alte Gallien war, wurde das Christenthum durch den König Chlodwig anerkannt.

Man sagt, seine Königin Clotilde habe diese Bekehrung vorbereitet, und es ist dies wahrscheinlich, obwohl ohne das Gebot der Staatsklugheit das „Gemüth“ Chlodwig's schwerlich die Lehre aufgenommen hätte.

Königin Clotilde war die Tochter eines schon christlichen Fürsten. Die Töchter der christlichen Fürsten standen ganz unter der Leitung und Erziehung der Priester. Sie wurden wohl nebenbei in der Langweile ihrer engen, gedrückten, mit Holzarabesken überladenen Stube auch zu Hausfrauen erzogen, aber vor Allem zu Missionärinnen. Alle Tugend, der ganze Wirkungskreis und das höchste Ziel einer Hausfrau konzentrirte sich dieser Priesterschülerin in dem Ruhme, den heidnischen Gatten christlich zu machen und durch ihn alle seine Diener.

Clotilde war durch ihre Schönheit eine Perle, eine unwiderstehliche Waffe, ein unwiderstehliches Werkzeug der Priester; sie durfte nur dem höchsten und mächtigsten Heiden gege-

ben werden; und das war Chlodwig, der König der Franken. Wenn ich Chlodwig einen Heiden nenne, so habe ich eigentlich Unrecht. In jener Zeit des Uebergangs, wo es keine eigentlichen Götter mehr gab, war der Nicht-Christ eigentlich von gar keiner Religion. Die Seele desselben war auf Raub, Gewinn, Ruhm oder Liebe gerichtet, und kümmerte sich wenig um die Form der Gottheit. Das heidnische Denken, Grübeln und Träumen der früheren Zeiten hatte ganz aufgehört, und hatte einem roheren, wilderen, germanischen Seelenphlegma Platz gemacht. Was zu wissen war, wussten die „Brüder“. Der Laie fand sich in den Labyrinthen der neuen Dogma's nicht mehr zurecht. Diese christliche Atmosphäre hatte unmerklich auch die heidnische ergriffen. Und Chlodwig war nichts anderes als seine Unterthanen und die ganze Welt.

Nur war er ränkesüchtig, habgierig und machtdurstig. Gleich Constantin kam er in einer Zeit zur Krone, wo fast alle Welt schon die Strömung des Christianismus in sich aufgenommen hatte, und wo nur die Herrscher noch nicht den Appell der Taufe gegeben hatten. Aber welcher damalige Herrscher konnte auf die Dauer dem Willen und dem Geschmacke seines Volkes widerstehen? Durch die Familien-

ränke, die gegenseitige Kronenräuberei, Meuchelmorde und Thronstreitigkeiten war jeder einzelne Prinz fast ganz auf die Stärke seiner Diener angewiesen, und nur durch sie konnte er den Goldreif erlangen und bewahren. Und das Volk wollte einen christlichen Herrscher.

In der letzten Schlacht, bei Soissons, die Chlodwig schlug auf den Stufen zum Throne, den er hinanstürmte, führte er den entscheidenden Schlag und erhob das Kreuz, wie Constantin es in seiner Schlacht erhoben hatte. Sein Heer, welches geschwankt hatte, und welches zur Majorität aus Christen bestand, war ihm nun gewonnen. Er wurde mit seiner ganzen Umgebung — man kann sagen mit seinem ganzen Volke — getauft, und nachdem er alle kleinen Frankenfürsten sammt ihren Familien ermordet hatte, hatte er sein Ziel erreicht, und der neue Glaubensbrand hatte jetzt einen neuen Herd und konnte weiter greifen. Binnen weiteren hundert Jahren sollte ganz Europa christlich sein. Es hatte aber nicht den Horizont Galiläa's über sich gebreitet, sonden einen andern Horizont — von Worten. Es hatte nicht mehr die grünen Triften des Frühlings-Evangeliums (auf welche Jesus alle seine Lehren bezog) für die Parabel eines jeden Tages lebendig erhalten,

sondern es hatte dieselben künstlich auf Pergament gemalt und in Stein gemeisselt, „damit sie für alle Zeiten währten!“ Als ob das Pergament ewiger sei als der Grashalm! Als ob der Marmor länger währte als das Palmblatt! . . Sie hatten den Horizont Jesu in ein von Spitzen und Schnörkeln starrendes steinernes Gehäuse umgewandelt. Die Welt war nicht mehr erlöst, sie war gefangen. Nicht mehr die Natur wölbte sich über der Welt, sondern die Gothik. Das heisst: Der Himmel war in die verschiedenen Geschmacksrichtungen übersetzt, wie man die Bibel in verschiedene Sprachen übersetzen würde. Man fand für die geistigen Freuden und Qualen des Jenseits irdische Namen, und kleidete die Seelen gleich den Körpern in Goldstoff oder in Flammen; man meisselte die Andacht in Formen: Steine, die, von steinernem Thau überrieselt, nach oben deuteten.

Ehe wir aber zu dem Bilde kommen, welches ich von dem, was ich die gothische Kirche nennen will, entwerfen möchte, müssen wir schnell, im Vorüberfluge, um die letzten Absätze mit all ihren Lichtern und Schattenflecken auszufüllen, noch zwei Umrisse ziehen: Attila und die Kirchenväter.

* * *

## IV.

## Attila.

Man sagt, dieser Riese (man könnte hier das französische Märchenwort ogre anwenden) seiner Zeit und seines Volkes, habe das Christenthum einen Augenblick bedroht.

Attila unterbrach die Weltgeschichte für eine Sekunde. Warum sollte er nicht dieses Buch unterbrechen? Attila war ein König der rohen, noch heidnischen Kraftvölker, wie Genserich einer war. Er hatte nur den Begriff der Weite, nicht den Begriff der Unendlichkeit oder des Geistes. Ein grosser Besitz war ihm eine grosse Macht.

Sein Schädel dachte nur so weit, als seine Augen blicken konnten, und der Himmel war

ihm nur regendrohend oder sonnenhell. Es war in ihm nicht die rohe Brutalität seines Volkes, sondern die spürende Habsucht eben dieser Brutalität.

Attila war in dieser Zeit der todten Götter und der in Schaaren zunehmenden Heiligen die letzte Regung einer zweiten, gleich dem Heidenthume untergehenden Welt, der Welt der Kraft, wie sie sich ausserhalb Rom's in nördlichen Wäldern und westlichen Einöden seit Anbeginn der Geschichte geregt hatte, und jener cimmerischen Nacht, welche jetzt ebenfalls untergehen sollte in der trüben Beleuchtung der gothischen Kirche.

Die Hunnen (so wie die Vandalen Genserich's) waren ein durch die überall sich regende gänzliche und fieberhafte Umwälzung der Gesellschaft in seiner Wüste aufgescheuchter Bär, der von dem unendlichen Lärmen aus seinem Brüten geschreckt, zum erstenmale einen Gedanken gebar, den Gedanken der Eroberung: Attila.

Es ging einen Augenblick wie ein frischer Wind über die Erde; aber dieser Wind war ein Sturm, der nicht reinigte, sondern zerbrach, was ihm in den Wurf kam. Noch einmal war das Christenthum gefährdet — aber nur in sei-

nem materiellen Umfange; was war diese rohe Gefahr gegen die Philosophie Julians! Hier konnte die christliche Welt, über welche dieser Sturm brauste, leichte Mittel anwenden: die ehrwürdige Gestalt eines Papstes, imponirender Priester-Gewänder, den wilden, plump mit Gold behangenen Hunnen gegenüber zur Schau getragen; ein mystisches Symbol, das Kreuz, dem Aberglauben der wilden Eroberer entgegengehalten. Attila, der Ungläubige aber Abergläubische, zog scheuen Blickes daran vorüber, wie die Hyäne vor dem Schatten des Löwen.

* * *

Das Christenthum war wieder gerettet. Welch' ein Triumph, wenn Attila ein Constantinus geworden wäre!

Aber er war zu mächtig, um Staatsstreiche zu brauchen.

* * *

## V.

# Die Kirchenväter.

Nachdem wir einen Streifblick auf die Gefahr der vorgothischen Kirche geworfen haben, müssen wir noch einen auf ihre Stützen und Baukünstler werfen, auf die Kirchenväter.

Diese Legion ehrwürdiger Greise und geistlicher Würdenträger bildet ein Unikum in der Religionsgeschichte aller Zeiten. Die Griechen hatten ihre Philosophen, welche das Göttliche mit der Schärfe des Verstandes aus ihrer eigenen Seele heraus skalpirten; die Römer hatten ihre Aberglaubenspfaffen, welche die heiligen Eingeweide geopferter Ochsen skrutirten; die Indier haben ihre lebendigen Heiligen, welche menschlich-schmutzig, aber göttlich gefeit durch

das Leben wandeln. Die christlichen Kirchenväter waren ein Konglomerat aus diesen drei Spezies: Sie sezirten die Herzensreligion Jesu mit der schartigen Schärfe ihres Geistes, gleich den Philosophen Griechenlands; sie rafften gleich den Auguren Rom's die heiligen Fetzen eines Schweisstuches zusammen, und sie selber wandelten als demüthige Halbgötter durch die erstaunte Menschenmenge.

Man glaube aber nicht, dass gemeiner Betrug oder Gewinnsucht da obwaltet habe! Die Kirchenväter waren gebrechliche Greise, in deren Jugend noch ein Strahl des reinen Jesusthums hinein geleuchtet hatte. Und von diesem Strahle in ihrer frischen, drängenden Jugend berührt, machten sie das unverstandene Jesusthum zu einer Aufgabe ihres Lebens. Je älter sie wurden, desto mehr kühlte sich der Schimmer Jesu in ihnen ab, aber desto ehrwürdiger und „heiliger" wurden sie. Sie waren beinahe so viel werth für das Volk, wie ein Dorn aus der Marterkrone. Ihre Hand hätte Kröpfe geheilt. So fast wider Willen heilig gemacht durch den in Fetzen geküssten Saum ihres Gewandes, hielten sie sich endlich wirklich für eine Zunge Gottes. Sie hatten zum Beispiel in ihrer Jugend einen Greis gesprochen, welcher von einem

Diener eines Apostels gehört hatte, die Mutter Jesu sei ein wunderbares, ruhig-schönes Weib gewesen, dessen Name der Name der Ersten in der biblischen Geschichte erwähnten Frau gewesen sei: *Anah*. Dieses Wissen machte schon einen Heiligenschein um die Stirne des Wissers. Es waren ihnen auch alte Tücher und alte Wunderbilder überliefert worden. Das Volk, das arme, gnadendurstige, weinte seine Herzensthränen auf die Erinnerungen des Greises, auf die Reliquie des Kirchenvaters herab.

Ich weiss nicht, welche Scham dann diese griechisch-erzogenen und christlich-gealterten weisen Bischöfe der verschiedenen Gemeinden ergriff: aber neben der Reliquie sehnten sie sich nach dem grübelnden Geiste ihres längst vergessenen Vaterlandes. Sie konnten es billiger machen. Der Umstand, dass Einer derselben in seiner Jugend die Sage vom Tode der Jungfrau gehört hatte, hätte sie ja schon zu Bischöfen und heiligen Vätern gemacht. Aber der letzte Schimmer aus ihrer griechenklaren Jugend liess ihnen das Blut in die Stirne steigen: und wenn sie Jesum, den Gott, nie *gefühlt* hatten in ihrem Herzen, so mussten sie ihn doch wieder *erfinden*.

Und ihr Haar bleichte sich . . ehrlich! . .

über ihrem Sinnen; über den Büchern, die sie studirten, über dem Himmelsplane, den sie erdichteten: sie mussten doch ihre Heiligkeit mit irgend Etwas bezahlen! sie waren ja keine römischen Auguren; sie waren Christen, die den Boden unter sich verloren hatten, weil man sie wegen einer Erinnerung an eine Sage (welche Jesu Lockenfarbe betraf) zu den höchsten Kirchenwürden erhoben hatte; und sie flüchteten sich aus ihrer Heiligkeit heraus, aus ihren Legenden von Joachim und Anah, in ihre griechische, philosophirende Kindheit hinein. Und in düsteren Nächten, das greise, angebetete Haupt mit der Bischofskrone geschmückt, fanden sie „aus Liebe und Geist" endlich ein mythologisch-geklärtes neues Götterreich zusammen:

Zu oberst war das Empyräum; das Pleroma, das Lichtreich. Da thront der unbekannte Vater, *πατὴρ ἄγνωστος*. Unter ihm sind die *ἄγγελοι κοσμοκράτερες*... die Naturengel. *Λόγος* oder *νοῦς*, der Sinn, ist Christus. Dann kommt weiter herab *πνεῦμα*, der Lebensfunke. Dann *σατανᾶς*, das Böse, das immer besiegt werden wird. Die Himmelsvisionen Henoch's, die geträumte Himmelsleiter des verlassenen und vertriebenen Jacob, der sonnige Brunnen Rebecca's, hatten sich in ein philosophisches Räthsel aufgelöst über dem

Grabe irgend eines armen, bis in die Knochen hinein verbrannten Märtyrerknabens. Der Himmel war gewonnen! Aber die Erde war dadurch verloren im Dunkel, welches dieses grelle, unverstandene Licht plötzlich ausserhalb seiner Grenzlinie verbreitete.

Jesus hatte gesagt: Selig sind die Einfachen im Herzen, die Liebenden, die Demüthigen.

Der Kirchenvater, der den Himmel erklärte, der Weise, der Geliebte, der Stolze, wurde der „Gesegnete Jesu“ genannt.

* * *

## Die gothische Kirche.

Das Gebäude war fertig, die Welt war ein Dom; und das Familienhaus, dieser einstige Tempel des Lebens, war zum Angebäude herabgesunken. Dieser Dom, welcher die Welt umschloss, war auch kein rein gedachtes, ruhig erhabenes, kaltes Gebäude, sondern es hatte unzählige Zinnen und Spitzen, die zum Himmel deuten wollten, und doch nur Nebel durchbohrten. Und jede Zinne und jede Spitze gehörte einer andern Nation an, und hatte andere Schnörkeln. Die Welt der ersten Jahrhunderte, welche dem Christenthume gehörte, glich dem vielzackigen Menschengeiste, welcher den Weg zum Himmel verloren hat, und

an der kalten Grenze des Menschenverstandes und des Menschenehrgeizes erfror und versteinerte. Das war die gothische Kirche.

Ihre Hauptpfeiler waren: Byzanz, Trapezunt und Gallien. Und ehe ich die Wände und Kuppeln anschaue, betrachte ich diese Pfeiler.

Byzanz*) bestand aus einer kaiserlichen Burg und elenden dachlosen Dörfern. Einen Mittelstand der Wohnung gab es nicht. Was gross war, wohnte beim Kaiser, was klein war, wohnte mit den Schweinen in der Pfütze. Selbst der neuerfundene Beamtenstand drängte sich im Kaiserschlosse zusammen. Es gab keine Atmosphäre, es gab nur den Himmel und das Fegefeuer. Der Kaiser in Byzanz war noch mehr als der Papst. Es musste so sein, denn der Papst lebte durch den Kaiser, die Religion durch das Gesetz. Man hatte kein authentisches Bild Christi, man porträtirte also den Kaiser mit einem Nimbus, und das Bild that Wunder; die Kaiserin-Mutter porträtirte man als Maria, und das Bild war heilig. In der That kann man bis heute noch die alten byzantinischen Porträts der Jesus-Familie als Ahnenbilder des damaligen Herrscherhauses be-

*) Siehe Juan Cantacuzeno, Leo Diacon, Const. Porphyrogeneta, Nicephorus patriarcha.

trachten. Auf den offiziellen kaiserlichen Porträts trägt Helena den Schleier mit der Sternenstickerei, wie Maria. Es ist dasselbe Auge, derselbe Blick, dieselbe Miene. Valentinian der Dritte ist mit seiner Mutter abgebildet als Knabe, der in der einen Hand das Gesetzbuch haltend, die andere segnend emporgestreckt. Man kann ungescheut behaupten, dass die ältesten „schwarzen Madonnen" die Bildnisse byzantinischer Kaiserinnen mit ihren Kindern seien.

Die ersten Priester haben durch ihre Maler ihre Gewerbefreiheit auffallend freigebig bezahlt. Der byzantinische Kaiser war aber nicht undankbar. Nur Priester konnten mit der Zeit Hofbeamte werden, und die vornehmen Krieger wurden daher nach und nach zu Priestern geweiht. Daher die vielen wunderbaren Bekehrungen. Die Kaiser erhielten den Purpur vom Priester, und gaben dafür dem Priester die Erlaubniss des „Wunders". Der Thron und der Altar reichten einander die Hände. Die Herrscherwürde, welche früher immer auf einem schwankenden Kahne zitterte, wurde durch den Segen des Priesters zum erstenmale heilig, unangreifbar, sicher. Das echte Erbkaiserthum ist erst im Christenthume entstanden. Die byzantinischen Kaiser waren die Ersten, die

den Beinamen: „Purpurgeborne“ erhielten, und die Priester von Byzanz waren die Ersten, welche die Seele pachteten. Der Kaiser konfiszirte das Gewissen, und setzte an seine Stelle das Dogma. Der Priester, welcher das Kind in der Wiege mit dem Kaiseröle heiligte, verlangte das als Preis. Die fadendünn gewordene Welt der Erdenandacht organisirte sich wie eine Weberleinwand. Das Schiffchen flog hinüber und herüber, und bildete ein unzerreissbares, gegenseitiges Ganzes zwischen der Erden- und der Himmelsgewalt.

Der von Schweinshütten umgebene einsame Kaiserpalast von Byzanz bildete ein erdrückend schweres, dumpfes, dunkles Schachergebäude.

Die Zimmer waren alt, niedrig, klein, mit blindem schweren Golde tapeziert, in welchem sich kein Licht spiegelte; der Kaiser sass nie auf dem Throne, nur auf den Münzen. Es gab kein Fest, keine Feierlichkeit, die Priester hatten das untersagt. Dabei wäre ein Rangunterschied erkennbar gewesen, und die Gemüther, welche jetzt nur ehrgeizig, listig, blutdürstig und heimtückisch waren, würden da vielleicht offen und froh geworden sein. Der Kaiser, die Kaiserin-Mutter, die Prinzen, die Prinzessinnen, alle hatten an ihrer Seite einen Begleiter, einen

Priester, einen Wegweiser, welcher die Glieder dieser grossen Familie auseinander hielt, trennte, misstrauisch machte. Die vereinte Königsfamilie wäre an Macht der Priesterfamilie gleich gestanden, und das Christenthum war noch nicht stark genug, um der weltlichen Herrschaft das Gleichgewicht zu halten — geschweige denn, sie zu beherrschen. — Die Kaisermacht war also zu zertheilen, ehe sie zu beherrschen war. Jede der schmalen, mageren, gelben Kaiserfiguren in langen, schwerfälligen, engen Gewändern, hatte also einen Kreis von Priestern um sich. Noch nicht Priester in Stola und Bischofsmütze, sondern im weltlichen Kleide. Die Anfänge des Priesterthums in Byzanz waren Beamte. Aber es waren Beamte mit geistlicher Macht. Der Schatzmeister war ein Priester, der Hausmaier war ein Priester, der Gouverneur, ja der General selbst war ein Priester. Aber wodurch wurde dies Priesterthum angedeutet? Nicht durch das Gewand, das hätte den dunkeln, grossen, aber engbrüstigen kaiserlichen Palast zum Kloster gemacht. Nicht durch die Tonsur, denn das Christenthum musste schön sein. Wodurch also sonst? Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte da eines Tages den Anführer der christlichen Mineurs der Welt, wie Jahr-

hunderte später die Idee des Cölibats den Kopf Hildebrandt's durchfuhr: Der Priester kastrirte sich, und wurde Eunuch: Das Verschnittensein musste den Heiligenschein markiren. Die Naturwidrigkeit wurde dadurch zur Würde, zum Verdienste.

Ein erster Schritt von unberechenbarer Tragweite, dessen Folgen wir später sehen werden . . .

Der Kaiser war das Haupt, und der Eunuch wurde der Geist. Man sieht, das Christenthum hielt sich noch still in Byzanz. Es herrschte, aber unter einer Maske. Vielleicht diente es selbst gleich den Eunuchen des Orients. Nichts Anderes könnte diese enorme Eunuchenmacht erklären. Der Eunuch war der allmächtige Minister, der Vertraute, der Hausmaier, der Finanz beamte, der Gewissensrath.

Die ersten byzantinischen Priester, welche Beamte wurden, bekamen ihren Einfluss durch die Verschneidung, welche ihnen den Weg in die Frauengemächer öffnete. Der Priester erkannte seinen Vortheil, und hält die moralische Verschneidung bis heute fest; wenn nicht de facto, doch de jure. Sie wurde später zum Cölibat. Ein schwüles Staatenleben entstand in diesem neuchristlichen Lande, sobald das Leben

von den Frauengemächern ausging. An die Stelle des Krieges trat die Intrigue, an die Stelle des Religionszwanges trat der Seelenzwang. Der christliche, Eunuch gewordene Beamtenpriester hatte den Tempel aufgegeben, und dafür das häusliche Gemach erobert. Er hatte jetzt mehr als die Kirche, er hatte das Haus, mehr als den Himmel, er hatte den Palast. Und sobald der Priester zum byzantinischen Palastbeamten umgewandelt war, nahm er anstatt der Seele das Herz. Früher hatte er nur vorgeschrieben, was zu glauben war; jetzt schrieb er vor, was zu lieben war. Früher hatte er die Sanftmuth befehlen können, jetzt befahl er auch den Hass. Die stupiden, in Purpur gebornen Prinzen, die schmalgesichtigen, blassen, lungensüchtigen, engbrüstigen Prinzessinnen, die ehrgeizige und ehebrecherische Kaiserin, sie Alle hatten den ungefährlichen Eunuchenbeamten zu ihrem Vertrauten, zu ihrem Rathgeber erwählt — sie vergassen, dass er geweiht war. Nur der Kaiser selber vergass es nicht: denn der brauchte diese Weihe, um damit seine schlechtesten heimlichen Thaten zu heiligen. So war der byzantinische Palast, welcher zugleich die byzantinische Kirche war. Sie bereitete das Gift der gezwungenen Keuschheit vor.

Das zweite Reich, welches der Christenreligion seinen eigenthümlichen Charakter aufdrückte, war Trebisonda — das Kaiserthum von Trapezunt.

Wenn der byzantinische Charakter vorzüglich der der List, der sinnlichen Geheimnisse und des Blutdurstes war, so war der Charakter dieses trebisondischen Kaiserreichs der des Ehrgeizes und der Herrschsucht. Wenn das byzantinische Christenthum den Eunuchen (und später den Cölibatpriester) schuf, so schuf das trebisondische den geistlichen Staatsmann und Krieger. Der christliche Priester in Trapezunt inkarnirte sich in den Feldherrn und in den Richter. Die Priester dieses griechischen Christenreiches hielten ihre Mannheit fest. Wie die Eunuchen von Byzanz das Vertrauen des Mannes erwarben, so erwarben die Priester Trapezunts die Liebe der Frauen. Der Priester Trapezunts ist das Urbild und der Anfang der heutigen Russenkirche.

Die Kirche war in Trapezunt auch höher, heller, freier als in Byzanz. Der Himmel wurde da nicht schwarzbraun auf Gold, sondern roth anf blau gemalt. Der Priester trug den Bart, gestand sein Priesterthum ein, nannte sich Bischof, trug aber dabei einen glänzenden

Harnisch. Er war kühn, und trat dem Manne entgegen — durch die Frau, die ihn bevorzugte.

Er lenkte nicht die Gewissen im Dunkeln, er gab Gesetze im Staatsrathe; er war nicht (wie der byzantinische Priester) allmächtig durch die Intrigue, sondern durch den Reichthum. Der weltliche Besitz des Priesters stammt aus diesem trebisondischen Reiche, wo die Fürstin die Gebieterin und Schatzmeisterin des in Trunkenheit aufgezogenen Fürsten, und der Priester der Beherrscher der Frau war. Der Priester des trebisondischen (ost-griechischen) Reiches schloss sich nicht in die Frauengemächer ein, wie der byzantinische Eunuch, um zu intriguiren; mit langem schwarzen, glänzenden Barte, die eckige Mütze auf dem Haupte, trat er in das Familienzimmer, segnete, verwies, strafte. Er nannte sich nicht Hausverwalter wie der byzantinische Eunuch, er nannte sich Bischof. Die ostgriechische Kirche bereitete das güterbesitzende Rom vor.

Dieses trebisondische Reich, welches so offen von Priesterfürsten und Priesterkriegern „besessen“ wurde, bot auch einen seltsamen äusserlichen Anblick mit seinen grotesken Thürmen, von denen jeder einem andern Ge-

schmacke angehörte; Trapezunt hatte so viele Baustyle als unumschränkte Priester. Die Stadt war ein Konglomerat von Kirchen und Priesterpalästen, welche eine starre Burg bildeten. Daneben hatte hier die Frau ihre Macht . . . durch die Freiheit des Priesters, der sie liebte und schützte. Um die Burgfenster zog sich der Epheu herum, und in den jähen Abgrund, auf welchen die Palastfenster hinausführten, rankten sich Rosengluthen hinab. Das Weib spielte in diesem Priesterstaate nicht die heimliche intriguante Rolle, wie in dem Eunuchenstaate Byzanz. Es hatte Augenblicke von tragischer Höhe, und wie in späteren Jahrhunderten das Reich zerfiel, stand noch das Weib, von freien und stolzen und reichen und tapferen Priestern erzogen, auf den Trümmern aufrecht.

Die Kaiserin-Mutter von Trapezunt begrub im Jahre 1461 auf dem Hochgerichte ihre enthaupteten und verstümmelten Söhne, Enkel und Neffen, welche von Hunden und Raben zerrissen werden sollten. Das schuldbeladene Haus irdisch stolzer und güterreicher kaiserlicher Priester zerfiel. Aber es zerfiel, verklärt von der Liebe der Frau.

Wir werden den Einfluss des Priesters auf das Weib bis in die letzte Zeile dieses Buches

wiederholt finden. Der katholische Priester wird aus der Frau eine Heuchlerin, der griechische wird aus ihr eine tapfere Mutter bilden. Der Priester als Gatte, wird das Weib erhöhen; der Priester als Vertrauter, wird es erniedrigen.

*
* *

Die dritte rohe, halb heidnische Weltmacht, welche plötzlich und fieberhaft das Christenthum auf sich nahm und das Kleid nach ihrer Gestalt zuschnitt, war das Volk der **Gothen.** Dieses Volk, an Kraft mächtiger als die Griechen und die Gallier, hatte nur den Instinkt der Kraft, niemals den des Sinnes besessen. Ein Windstoss, ein Abendhauch, was immer, hatte Einen ihrer Führer, zwei von ihren Frauen, und durch sie die ganze Völkerschaft für die neue, von Kaisern und Königen acceptirte Lehre gewonnen. Der platte, engwandige Schädel einiger Führer hatte doch die veränderte Atmosphäre geschnüffelt, und hatte errathen, dass die Eroberungen der Zukunft nach den Körpern auch die Seelen gewinnen müssten, um gesichert zu sein.

Die Seele: dieses neuerfundene Ding, das

vordem noch niemals schon hier auf Erden mit Heiligenscheinen gekrönt worden war, traf wie ein Licht selbst die blöden Augen dieser reissenden Wölfe, und sie nahmen sie an. Die Räuber wurden Christen; denn in jener Zeitströmung konnte man am besten mit dem Kreuze zuschlagen. Es that mehr als tödten: es vernichtete.

Und die Gothen wurden das dritte grosse Christenvolk der ersten Jahrhunderte.

Auch sie formten die Apostellehre nach ihrer eigenen hergebrachten Form; und das war eine spitzige Lanzenform. Die Welt der Gothen war ein Aehrenfeld von Eisenspiessen. — Sobald sie das Christenthum angenommen hatten, ruhten die Waffen, und die Greise und die Jünglinge fingen auch hier an, über das unbekannte Ding, die „Seele", nachzugrübeln, während die Weiber die Waffen putzten und die Männer soffen. — Es ist eine seltsame Sache um die Lehre Jesu: was sie berührt, fängt an, mit dem Geiste zu leben und den Leib zu verfälschen. Von dem Augenblicke, wo die Gothen, diese seit Jahrhunderten der Beute nacheilenden Völker, Christen wurden, bemächtigte sich ihrer Thierschädel zum erstenmale der Gedanke, das errungene Gut zu einem Haufen auf-

zuthürmen und ein Zelt zu bauen — für das Erbeutete. Sie waren das reichste und mächtigste Volk der Erde; und sie errichteten einen Tempel für die Ruhe ihrer greisenhaften Reichthumssättigung, indem sie die Gräser und Hügelkuppeln ihrer Haiden so reich, so hoch, so lanzenspitzig, so raffinirt abformten, dass das trebisondische, das byzantinische und das merovingische Christenreich dahin zu wallfahrten und die Formeln und Formen dieses vom Menscheninstinkte der Prachtliebe und vom Thierinstinkte der Naturnachäffung aufgeführten Gebäudes in ihren eigenen „Glauben“ aufzunehmen, in ihre eigene Heimath zu verpflanzen begann.

Die gothische Kirche, deren Kuppeln für Jahrhunderte hinaus den Horizont bilden sollten, war also fertig. „Alle Weltvölkerschaften hatten ihren Baustein dazu getragen und ihn ihrer Eigenthümlichkeit gemäss zugespitzt.“

Byzanz gab den entmannten Priester, welcher die Geheimnisse des Ehebettes erforschen konnte, Trapezunt gab den schönen, begüterten, geheiligten Priester-Mann, welcher den Mann regierte durch dessen für die Gottesmission erzogenes Weib, die Gothen gaben die wilde Sucht, die Seelenwelt zu erobern mit Feuer und

Schwert, wie sie früher die Länderwelt geplündert und erobert hatten: Byzanz gab den Mönch, Trapezunt die weltlichen Besitzungen, die Gothen gaben den Schwerterzwang und die Inquisition.

Das Gebäude war fertig.

Die gothische Kirche! Sie sollte ein Bild der Erde sein, und dem Menschen die wirkliche Erde, welcher er entsagen sollte, ersetzen. Der gothische Baustyl ist eine minutiöse Arabesken-Versteigerung der Natur. Es gibt da keinen Frühling mehr. Die Steppen, die Aeste, die dünnen Blätter, das bereifte keimende Gras flüchtete sich für den Christen in den Tempel: die Steppe wurde da ein buntes, glattes, abschüssiges Dach, die Aeste wurden Thürmchen, die Blätter Arabesken, das Gras wurde zum einför migen Prisma des Spitzbogens. Der Orient mit seiner Natur-Phantasie war hier vom Occident einbalsamirt worden. Dieses ungeheure bizarre Gebäude mit seinen reichen Weltgütern, seinen verschnittenen Priestern und seinen eifernden Schwertern und Strafen, warf einen so furchtbar bezwingenden Schatten auf die Welt, dass es die krank gewordene, kraft-, willen- und geistlos gewordene Menschheit anzog, wie der Magnetberg die Schiffe. Ein Zeichen der ersten Jahr-

hunderte ist das Erlöschen des Geistes. Es wird wohl nie zu läugnen sein, dass er von der gothischen Kirche erdrückt worden ist. Der philosophische Geist der Griechen, der vorwärtsriechende der Römer, der dichtende des Orients, der Geist der Menschheit, der sich über die Erde erhob, verirrte sich unrettbar in die tausend Zacken des gothischen Christenthums. Er zerriss sich daran, er verflüchtete sich in die Lücken, er konnte nicht zu Stein werden wie die greifbare Natur, er bildete kein Ganzes mehr, sondern nur zerrissene einzelne Dünste, die nach und nach zerrannen. Die Menschheit wurde dezidirt dumm, gedankenlos und engherzig. Der Geist der Menschheit in der gothischen Kirche lebte nicht mehr im Fluge, sondern nur mehr im Fieber. Die Strömungen, welche früher zu grossen Thaten geworden waren, wurden jetzt zu Krankheiten. Der dumme Mensch fand sich nicht mehr sicher im Freien, und der böse nicht mehr wohl. Alle Menschen strömten in den Tempel, der sich hinter ihnen schloss und zum Kloster*) wurde.

*
* *

*) Der Adel gab an das Kloster die überzähligen Junker, um sein Vermögen in ein, zwei Gliedern vereint zu erhalten; der Landmann gab dem Kloster seinen Liebling, um ihn vor der

# VI.

# Vae victis!

## 1.

## Die Natur als Versuchung.

Wir haben zuerst gesehen, wie die Idee Gottes aus der Natur entstanden ist; Gott war anfangs das, was er Schönstes geschaffen hatte. Bei den Persern war er das Gestirn, bei den Afrikanern die Pflanze, bei den Egyptern das schöne, geheimnissvolle, kraft- und farbenprächtige Thier, bei den Griechen

Sklaverei zu schützen. In solche gewaltsam kastrirte Menschenformen gepfropft, musste das Christenthum eine Krankheit werden und Krankheiten gebären. Siehe weiter unten die Pest, den Veitstanz, die Zauberei und den Schmutz.

die Schönheit, bei den Germanen der Waldbaum und die stürmende Wolke.

Ueber Jesus, welcher inmitten des grübelnden Judenthums lebte, war ein mildester, schönster Hauch der Naturgöttlichkeit gekommen. Er wollte Gott nicht in die Natur bannen, aber er erhob dieselbe zur unmittelbarsten Verbindung mit ihm. Jedes Gras und jede Lerche, jede fröhliche, lampengeschmückte Hochzeitsfreude und jede sich dem Samen öffnende weiche Frühlingsfurche liess er in unmittelbarster ewiger Verbindung mit ihrem Herrn und Schöpfer erscheinen.

Seltsamer Weise wussten die Nachfolger Jesu ihrer neuen Lehre, die nothwendig für die ermattete Welt etwas Blendendes, Neues brauchte, dieses Blendende und Neue nur darin zu finden, dass sie — Gott aus der Natur verbannte.

Jeder Schritt auf dem Wege von der Natur ab, führt aber auf einem jähen Abhange bis zum grassesten Gegentheile.

In den ersten Jahren des Christenthums war die Natur blos entgöttert. Das Laub der Bäume war bedeutungslos geworden, das geheimnissvolle Thier ein durch nichts mit dem Ausserirdischen verbundenes Geschöpf, die

Liebe etwas in enge Schranken Gezogenes, die Freude etwas Ueberflüssiges.

Verhängnissvolle Verengung und Verdüsterung des Horizonts, welcher die Luft mit ungesunden Atomen füllte.

Die neuen, so heterogenen Nationalitäten angehörenden Theilnehmer und Mitglieder der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten, diese byzantinischen, oströmischen, gothischen Kirchenväter, mussten ja doch die Apostel überaposteln. Sie durften nicht nachbeten, sie mussten Neues schaffen, wenn sie eine Rolle übernehmen wollten in dieser durstenden Welt. Denn die Welt war anders geworden seit der Bergpredigt. Und wenn jede Nation für sich der Kirche andere Formeln gab, griechische, römische, germanische (alle mit Heidenthum versetzt!), so vereinigten sie sich doch alle in dem Einen Punkte: die Kuppel des Gebäudes, dessen einzelne Partien schon fertig waren, einmüthig zu formen. Und dies thaten sie, indem sie den Schwerpunkt der Erde in den Himmel verlegten, und dadurch das Sterben zum einzigen Zwecke des Lebens machten.

Aber wie sollte man diese, zwar schon krankhaft exaltirte, aber noch immer an ihren Menschengewohnheiten festhaltende Mensch-

heit so hoch hinauf bringen, dass ihre Blicke wirklich nur mehr den Himmel erschmachten, aber nicht mehr die Schönheit der Erde begehren und bedauern sollte? Da gab es ein einfaches Mittel, und die letzten, aus drei Nationen zusammengewürfelten Kirchenväter, welche auf der Schwelle zwischen dem Alterthum und dem Mittelalter stehen, fanden es: indem sie den Schwerpunkt des Lebens in den Himmel verlegen wollten, mussten sie ganz einfach die Erde der Hölle überlassen.

Und so geschah es.

Mit nie gesehener Kühnheit entrissen sie dem Allerhöchsten seine eigene Schöpfung: „Nicht Gott hat die Natur erschaffen," — riefen sie — „sondern Satan. Die Natur war kein Segen, sondern eine Versuchung."

Welch ein schwindelnder Abstand von jener Zeit, wo die Natur eine Gottheit gewesen war, bis zum Mittelalter, wo sie der Teufel wurde. Wohl die seltsamste Metamorphose, die jemals auf Erden vor sich ging.

Sobald man einmal die Natur dem Teufel anheimgab, hatte man auch den rechten Platz für den Priester gefunden: überall. Denn der Teufel war ja überall, musste da nicht auch der Schutz vor ihm überall sein?

Eine jammervolle *Unsicherheit* kam über die Welt, und trieb selbst die Beherztesten und Sorglosesten in die Zellen, in die Kirche, in die Einsamkeit.

Alles, was wahr gewesen war, wurde trügerisch, Alles, was schön gewesen war, wurde dämonisch. Die Liebe, dieser grösste und einzige Reichthum des Lebens, dieses lichte Strahlenband, durch welches Jesus alle Seelen hatte zu *Einem* Glücke vereinigen wollen, wurde am *verdächtigsten*; und man weiss, dass in jeder Revolution, sei sie nun geistig oder leiblich, der *Verdacht* gleich ist mit der *Verurtheilung*. Die Liebe wurde verdächtig bis in ihre zartesten und reinsten Formen hinein: ein missverstandenes Wort Jesu, das Wort: „wer seinen Vater nicht verlässt um meinetwillen, ist meiner nicht werth" — genügte, um selbst die Kindesliebe und die Elternliebe, diese lieblichsten Offenbarungen der Natur, zu verdächtigen. Das Kloster wagte es, zwischen Tochter und Mutter ein eisernes Gitter zu stellen, welches keine Umarmung gestattete, und es erlaubte wirklich den Eltern, sich vom lästigen Kinderüberflusse zu befreien.

Die Gewalten der Liebe, welche das lichtvolle Geistesfirmament des Christianis-

mus gebildet hatten, wurden vom Horizonte verjagt durch den Weihwedel, wie der unreine Geist, der aus einem Besessenen gebannt wurde.

In der That, wie die gothische Kirche vollendet dastand, aufgethürmt von griechischen, römischen und vandalischen Händen, da stand zugleich ein neuer Priester in derselben, zusammengesetzt aus den griechischen, römischen und vandalischen Atomen: zum zweitenmale war es gelungen, die Welt in Einer Kirche zu versammeln, und der ganzen Welt einen uniformen Priester zu geben.

Der Mann und das Weib, welche dem Bau bewundernd zugesehen hatten, sahen ihn plötzlich über Nacht vollendet und riesig erweitert, wie die von Geisterhänden emporgezauberten Paläste des Orients; der Mann und das Weib hatten am Abende noch die fast vollendete Kirche angestaunt, welcher nur noch irgend ein Schnörkel, irgend ein Endkuppelchen gefehlt hatte: und am Morgen sahen sie den Bau, der so lange Jahrzehnte hindurch gewährt hatte, nicht nur vollendet, sondern auch ihn und sich selber mit einer hohen weiten Schutzmauer umgeben; sie sahen sich plötzlich in dem Hofraume dieser Kirche eingeschlossen; und dieser

Hofraum war unübersehbar gross, denn jene Schutzmauer zog sich fast um den Gürtel der Erde hin. Die Erde war ein Kloster geworden, dessen Hochaltar der Tempel selber war.

Der Mann und das Weib schauten eingeschüchtert um sich. Der Priester sagte ihnen, diese Mauer sei „ein Schutz". Sie schauten durch die Lücken derselben furchtsam nach dem Feinde aus, vor dem man sie schützte, indem man sie in den Hofraum der Kirche bannte, und sie sahen draussen — ihre besten Freunde: die Freude, die Liebe, den Frohsinn, die Sorglosigkeit, die Freiheit, die Natur.

Angstvoll wollten sie sich aneinander schmiegen, aber der gothische Priester trennte sie und sagte: „Ihr seid jetzt dem Herrn geweiht: Du bist Mönch, und Du bist Nonne, auch ohne das Gelübde. Die Ehe, die wir nicht aufheben können, da Ihr ein sündiges Geschlecht bleiben werdet, müsst Ihr als eine Gnade ansehen — als eine gefährliche Gnade, denn sie hindert Euch auf dem Wege zum Himmel." So sprach der Priester und blieb an der Seite der Gatten, seine kalte, feuchte Hand auf ihre Schultern gelegt.

— „Aber unsere Geheimnisse?" fragte der Mann.

— „Die werden wir theilen."

— „Aber unsere Kinder?" fragte das Weib.

— „Die werden uns gehören."

Und so war es. Der Mann und das Weib waren gefangen zwischen den steinernen Tannenzapfen, den gläsernen Farbenlichtern der schmalen Fenster, und den Grashalmen aus Saphir und Smaragd; und sie blieben „geschützt vor dem Grün des Jugendfrühlings, vor der Sonne der Lebensfreude und vor den Blumen der Liebe".

Da gab es aber Männer und Frauen, die den frischen Lebenszug der Natur von draussen zu heftig fühlten und der schmachtenden Freude ihres Innern nicht widerstehen konnten, und die aus dem „schützenden" Gefängnisshofe entflohen: über die Mauer kletternd, sich unter der Erde durchwühlend, wie das vom Instinkt getriebene Thier; denn das, was sie von Aussen lockte, war ja die Natur; die Natur, dieser Gottestempel Jesu. Aber sobald sie sich aufjauchzend wieder unter dem Frohsinn, der Liebe, der Sorglosigkeit und der Freiheit befanden, waren sie auch dem Fluche der Kirche verfallen und dem Anathema. Alle waren verdammt, die ausserhalb der Mauer waren. Sie waren ver-

loren diesseits und jenseits! Sie erblickten ihre greisen Eltern, die ihnen von den Zinnen der Kirchenmauer aus einen Fluch nachrufen mussten; der Priester zeigte ihnen von der Mauerhöhe aus ihre Kinder, blass, mit erloschenen Augen, welche ihnen eine Verwünschung nachrufen mussten. Der Priester zerriss die süssesten Bande, die die Abtrünnigen an ihre Vergangenheit fesselten; sie waren ausgestossen aus der Gesellschaft! —

Aber nichts fruchtete. Die Natur war zu mächtig als Dämon; mächtiger als sie jemals als Gottheit gewesen war! und immer neue Schaaren drängten sich mit wahrer Wahnsinnsgier durch die Mauerlücken, und über die Zinnen hinaus und durch Erdminen, hinaus, hinaus in die Natur und in die Freiheit, wie Leute in der Hungersnoth mit den Zähnen fassen, was immer ihnen vorkommt. Die Verdammniss war dem Menschen lieber geworden als die Seligkeit; denn dem Priester der gothischen Kirche war Etwas gelungen, was wohl das unnatürlichste Ding aller Zeiten ist: es war ihm gelungen, dem Menschen Misstrauen und tiefe Abneigung gegen Gott einzuflössen.

Diese schreckliche, verzweifelnde, wüthende Flucht aus dem Bereiche der Kirche, zwang den

Priester endlich, ein letztes Mittel, eine letzte Vervollkommnung an ihrem Gebäude anzubringen: und diese letzte nothwendig gewordene Vervollkommnung bestand darin, dass er wohl die Natur in den Klosterhof wieder einliess, — aber als Sünde.

* * *

## Die Natur als Sünde. Die Lachrenden.

Die Natur als Sünde! Wahrlich, die seltsamste Allegorienfigur würde nicht vermögen, auch nur einen annähernden Begriff dieser thatsächlich existirenden Ungeheuerlichkeit zu geben!

Die Natur wurde gestattet (!), aber nur insgeheim.

Die Natur gestatten, das heisst einer Gottheit das verwirkte Leben schenken!!

Die Natur gestatten, aber nur insgeheim, das heisst dem Diener den Fuss auf den Nacken des Herrn stellen, und die Heuchelei zur Tugend machen.

Das war die „letzte Vervollkommnung“,

welche der gothische Priester der ersten sieben Jahrhunderte seiner Kirche beifügte. Man durfte ein Mensch sein, aber im Schatten. Man durfte froh sein, aber nur mit verhaltenem Munde. Man durfte Gott lästern, aber nur in das Ohr des Priesters, dem das vielleicht Wollust war. Man durfte frei sein, aber bei geschlossenen Thüren. Man durfte selbst jeden Missbrauch begehen mit der Natur (das war das Erlaubteste, denn es hatte seine Taxe!), aber man musste ihn bezahlen.

Diese Art der Geistestyrannei hat in keiner andern Religion existirt, ausser in unserer „gothischen". Die Wütheriche des römischen Kaiserreichs zwangsjackten doch nur den Körper, den Stand, das äussere Leben. An die Seele wagte sich erst der gothische Priester.

Alles verbieten im Sonnenlichte, und Alles gestatten im Dunkeln! Man kann ermessen, wie dadurch die Frische an jedem Naturdrange zur Wollust erhitzt, wie dadurch jeder Genuss zu Thierwildheit gestachelt werden musste!

Die roh-sinnliche Liebe war erlaubt: aber nicht mehr im Haine oder in den offenen Bordells der Cäsaren, sondern nur in der Verschwiegenheit des heiligen Familien-

herdes (der Geliebte der Gattin hiess von da ab der Berather der Seele, der Freund der Kinder und des Hauses, und die Geliebte des Gatten verdingte sich als Magd der Familie) oder der heiligen Orte. Aus dem Genusse der Heimlichkeit musste da das Raffinement der voluptas werden; die Liebe wurde aus einem Triebe eine Kunst, eine Geschicklichkeit; aber nicht ein körperlich-verkehrtes Raffinement wie bei den Griechen, sondern ein geistig-unnatürliches. Der Inzest des gothisch-römischen Mittelalters und die heimlichen Verbrechen der dunklen Schulgänge waren keine Verirrung des Geschmackes wie bei den Griechen, sondern ein Trotz gegen Gott und das eigene Gewissen; es lag ein Kitzel darin, Jesu zu trotzen. Denn selbst die Sinnlichkeit erhielt sich nur noch in der Abneigung gegen den Himmel. Der zweite heftigste Naturdrang der Menschheit ist das Forschen, die Erkenntniss. Dieser Drang hatte noch dichtere Haufen von Flüchtigen aus dem Hofe des Weltklosters geführt. Und auch er musste also gestattet werden — aber als Heimlichkeit; auch er wurde geduldet, aber als Sünde. (Denn die gothische Kirche, wie sie seitdem bestand, erhielt sich nur durch die Sünde.) Die Forschung, welche bei den Kräutern be-

ginnt und beim Menschenherzen aufhört, wurde die Hexerei, die Forschung, welche bei den Seelenzuckungen beginnt und am Throne der Allmacht endet, wurde die Zauberei. Noch nicht verboten, sondern von Priestern und ihren Schwestern selber geübt in diesen ersten Zeiten. Der Teufel erhielt die Stola und die Tonsur.

Ein abscheulicher Gedanke für den Menschen: das, was er liebevoll verstohlen suchen wollte, wurde ihm plötzlich in der Kirche selber zugeführt, und zwar in der verhasstesten Gestalt! — die Forschung als Teufelswerk — das Hochverehrte (gleich dem Hochgeliebten) als Sünde!

Die Natur als Sünde: das ewig Lebende in der Gestalt eines Gespenstes, das ewig Aussermenschliche als Heiligenbild, und die Formel als einzig Lebendiges; das Geliebte als Verführung, das Gehasste als Beschützer, das Glück als ein Unrecht, das Leben als eine Krankheit, der Tod als einziges begehrenswerthes Leben!

O Gotteslästerung!

So hatte denn nun der Mensch Alles frei, sobald er damit den heiligen Herd seines Hauses oder den Altar beschmutzen wollte. Und er schlürfte sie mit vollen Munde, die neue Sünde

des Lachens. Und er lachte, lachte aus vollem Halse an den zwei einzigen Orten, wo er es durfte, d. h. wo der gothische Priester wusste, dass es unnatürlich war und zum Krampfe führen musste: an der Wiege seines Kindes, und über der Hostie: die Mutter an der Wiege wurde zur Hetäre des Hausfreundes, und der Mann am Altare zum Schwarzkünstler. Der Mensch sättigte sich an der Heimlichkeit des Genusses bis zur Ohnmacht.

Dann kam ihm aber endlich wieder eine unendliche Sehnsucht. Denn wie es auf Erden Schmerzen gibt, die sich ewig wiederholen, so gibt es auch solche Kindlichkeiten. Der Plan des Priesters: die Uebersättigung am Verbotenen, gelang endlich. Die „Sünde der Natur" wurde verhasst und ekelhaft; denn es ist dem Menschen eingeboren der innerste Drang, recht zu thun vor sich selber und vor dem, was der jeweilige Priester die Gottheit nennt, auch wenn er dieselbe läugnet, auch wenn er sie hassen sollte.

Die durch Verfälschung an ihrem Kostbarsten übersättigte Welt fiel in eine schwere Krankheit. Die geheim gehaltene und verkehrte Natur war zum Ekel geworden, und die ewig eingeborne individuelle Frömmigkeit zur mysti-

schen Frömmigkeit, zum Aberglauben und endlich zum Verbrechen des Gotteshasses.

Und so lag eines Jahrhunderts (wie man sagen würde „eines Tages“) die Welt darnieder, erkrankt zum Sterben. Der Körper hatte Alles missbraucht, was ihm die Natur zur Gesundheit gegeben hatte, und die Seele Alles, was ihr Gott zur Vervollkommnung eingeimpft hatte. Der Mensch liebte das Leben nicht mehr, und er glaubte nicht mehr an den Himmel. Das Dasein war ein Elend, die Seele war ein Schmerz geworden. Die Menschheit lechzte fiebernd nach der Schmerzlosigkeit des Nichtseins.

Eine so ungeheure, krankhafte Sehnsucht nach der Erlösung des Leibes und dem Zerstieben der Seele ergriff die Menschheit gegen das Ende des ersten Jahrtausends, dass die Erde gleichsam zum Selbstmörder werden wollte: aber das Heer der Menschen kann sich nicht mit Einem Schlage tödten, es kann sich nur selber langsam zerstören: und das that der Mensch; er formte aus der Frömmigkeit eine Geissel für seinen Rücken, und schuf die Heiligkeit der Selbstmärtyrer; er missbrauchte den Zeugungstrieb bis zur Marter, und schuf die Syphilis; er missbrauchte den Nahrungstrieb bis zum Abscheu, und schuf die

Pest; er missbrauchte das Wissen bis zum Aberglauben, und schuf das Hexenwesen; er missbrauchte die Selbstsucht bis zur Grausamkeit, und schuf den Wucher. Er missbrauchte das Denken bis zum Fieber, und schuf den allgemeinen, ansteckenden Wahnsinn.

Die Menschheit wollte sich zerstören, aber sie verkrüppelte sich nur. Denn die Menschheit kann nicht vergehen vor der Erfüllung.

*
* *

# Drittes Buch.

# Das Mittelalter.

## Inhalt:

1.
2. Die Höhen.
3. Die Hexerei. (Die Templer.)
4. Die Pest.
5. Der Tod.
6. Der Krieg.
7. Das Geld.
8. Dante.
9. Die Bettelei.
10. Die Heiligen.
11. Das Lutherthum.
12. Rückblick: Gott als Reliquie.

# I.

Das Gebäude war fertig. Die Kirche hatte Alles was sie brauchte: Die Mauer und die Sünde. Mit diesen beiden Klammern hing das Leben unbeweglich und konnte nicht nach vorwärts, noch — nach rückwärts. Wie ein aufgeblähter Flüchtling stak sie in der schmalen Fensteröffnung des Kerkers. Nachdem sie sich lange, lange mit Händen und Füssen abgezappelt hatte, überkam sie die Ohnmacht der Hilflosigkeit, und sie erwartete in dieser Stellung ruhig den Tod.

Das Mittelalter war in der That nichts weiter als eine lange, fieberhafte, allgemeine Todeserwartung.

Nachdem wir das Aufbauen des Gebäudes betrachtet haben, welches wir bis heute die

Kirche nennen, werden wir nun die folgenden Jahrhunderte kein Aufleben, kein Vordringen, keinen frischen Lufthauch, der durch das Gebäude zieht, kein Zubauen und keine Styländerung an den Zinnen, keine Erweiterung und keine Veränderung zu beobachten haben, sondern nur das langsame Morschwerden des Mörtels, das langsame Vertrocknen der Erde, das langsame Einfaulen des Menschheitsleichnams vom 4. bis zum 16. Jahrhundert, welches wir unter dem Namen des Mittelalters begreifen, und dessen einzelne Atome und Stadien wir mit den Höhen beginnen.

* * *

## II.

# Die Päpste.

In den ersten Jahrhunderten war der Kaiser Alles gewesen und der Papst nichts. Die weltliche und die geistige Macht war nicht nur, wie später, der Person, sondern auch der Sache nach so streng und vollständig geschieden, dass kein Lichtstreif eine Farbennuance von der Einen zur Andern überschimmerte oder sich kreuzte.

Mit dem Mächtigerwerden der geistigen Kraft über das weltliche Leben schaute der Kaiser (Carolus Magnus) plötzlich eines Tages neben sich eine zweite Macht, an die er nicht gedacht hatte: die geistliche. Sie zeigte sich nicht drohend, nicht gebietend, nicht erobernd, sondern nur nöthig. Die Kirche, die sich im Papste

repräsentirte, zeigte dem Kaiser ein lächelndes Gesicht und ein freundlich blickendes Greisenauge. Die Kaiser hatten die Kirche, die Religion stets als Hilfsmittel, als politischen Helfer gebraucht, sie hatten sich ihrer auf jede Weise bedient, aber nie des Papstes, der nur so zu sagen der oberste Beamte dieser Kirche war. Die Religion war wohl ein helfender Genosse des Machthabers gewesen, aber nie die in Einem Wesen personifizirte Religion.

Aber da sich nun seit Jahrhunderten diese Religion aus geistigen Elementen zu einzelnen Menschen verdichtet hatte, sah der weltliche Herrscher plötzlich an seiner Seite ein lächelndes Menschenantlitz, gekrönt, und seiner Sache sicher, welches ihm sagte, wie weit später Ludwig der XIV. von seinem Lande sagen sollte: „Die Religion — bin ich."

Der Kaiser schaute um sich, und sah die ganze von ihm beherrschte Welt in zwei Theile gespalten: einen heidnischen, welcher der christlichen Herrschaft entgegen blickte, und einen christlichen, welcher den verbrüderten Heidenvölkern Hass geschworen hatte. Der riesenstarke Kaiser in seiner Rüstung, die Krone auf dem Haupte, fühlte, dass er eine geistige Bundeskraft brauche, die er nur in dieser Religionsper-

sonifikation, die man Papst nannte, finden konnte. Und er neigte sein Haupt, und liess sich seine weltliche Krone durch himmlische Hände auf's Haupt setzen: Den Christen flösste er dadurch die tiefste Ehrfurcht, den Heiden einen abergläubischen Schauer ein. So entstand auf der Erde ein zweites Mysterium neben dem Mysterium der Dreieinigkeit des Himmels, welches bekanntlich einen Gott in drei Personen enthielt: nämlich das Mysterium der weltlichen Macht, welche sich in ein irdisches und ein himmlisches Oberhaupt theilte.

Von diesem Augenblicke an blieb die Kirche der bescheidene Vormund der tollen weltlichen Macht. Der Papst blieb der Vormund des Kaiserkindes. Die Reise nach Rom war (wie Gutzkow einmal sagt) oft die einzige That des Kaisers. Die irdische Krone war werthlos ohne das Chrysam des geistlichen Zwillingsfürsten, die ungebändigten Despoten hatten im Nebenpalaste eine Stiefmutter, welcher das Erbe des Vaters zufallen konnte, die Gewalt hatte einen Zwilling in der Macht, die Krone einen Onkel-Nebenbuhler in der Tiara, das Szepter, welches das ehrwürdigste Emblem gewesen war seit es eine Gesellschaft gibt, hatte einen ehrwürdigeren älteren Majoratsbruder: die Hostie.

Und dieses Verhältniss verengte und vertiefte sich seitdem von Stunde zu Stunde, von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Der Papst und der Kaiser wurden Brüder der Intimität, nachdem sie Brüder der Macht gewesen waren; sie wurden echte Blutsverwandte; der Kaiser liess den Papst ermorden, weil der Papst einen Kaiser hatte sterben lassen. Die Kaiserin-Wittwe war die stete Hausfreundin des Vatikans geworden, und der kaiserliche Enkel fand in Rom immer Schutz vor dem Misstrauen seines eigenen Vaters. Der beste Titel des Papstes im Mittelater wäre: Die Tante des Kaiserthums. Wie sich die Reiche nach und nach zerspalteten und kleine Fürsten und kleine Burgen so mächtig wurden wie der Weltfürst, da füllte und erweiterte sich die Familie des Papstes auf beängstigende Weise. Das ganze Weltleben schwieg im Norden, wo der römische Kaiser und der französische König sich mit kalten Augen massen, der Erstere die Stirn auf die Hand, und der Letztere die seinige auf den Schuh des Kirchenvaters geneigt. Das ganze Weltleben zog sich nach Italien hinab. Nur dort war Lärm und frisches Leben. Je näher der Fürst dem Papste war, desto verwandter war er ihm, desto kühner, allmächtiger, und ein

Fürst von zwei Quadratmeilen, die an den Kirchenstaat grenzten, setzte die ganze Erde mächtiger in Bewegung und schrie lauter als der Kaiser in Wien-Madrid und der König in Frankreich.

Das echte Mittelalter in seinen Höhen konzentrirt sich also, was Glanz und Laster, Muth und Schwäche anbetrifft, nur in Italien. Das päpstliche Italien war damals für die geistige und politische Welt das, was eine Zeitlang das Frankreich Napoleon's des Dritten war: Imponirend mit kleinen Kräften für den Mann und gewinnend für das Weib.

Der Papst des Mittelalters ist die Spitze der Welt, und die italienischen Fürsten von Candia, Mantua, Parma, Mailand u. s. w. sind die Tonangeber dieser Welt, welche Regen und schönes Wetter machen.

Die Päpste waren damals so umdrängt, dass sie ohne ihr eigenes Verschulden Kinder und Enkel hatten neben den Cousinen und Nepoten. Und diese Nepoten und Enkel und Kinder aus erster Ehe (die zweite Gattin des Papstes war der Himmel) wurden auch zu Fürsten des damals so reichen und grossen Italiens gemacht, denn Italien war im Mittelalter so reich, dass es Condottieri gab; das heisst, jeder Fürst hatte

Soldaten, welche vom Ermorden des ersten besten Menschen und vom Plündern der ersten besten Burg leben konnten; und es war auch so g r o s s, dass es Condottieri hatte: d. h. Soldaten, welche ungestraft blieben für das gotteslästerlichste Verbrechen, sobald sie über eine Grenze traten — d. h. einen grossen Schritt machten.

Die Höhen des Mittelalters sind im Ganzen die Höhen des damaligen, um den Papst geschaarten Italien. Der Papst ist nicht mehr der Tröster im Namen Gottes für die ganze Welt (wie früher), sondern er fängt an, ein Familienvater zu werden. Seine Jugend-Frau, welche vielleicht, wie bei Alexander dem Sechsten (Roderigo Lenzuoli) Roza Vanozza del Ponte Vacano heisst, musste zur Cousine degradirt werden, aber die Kinder blieben, und Cesare Borgia, der Aelteste, verbringt sein Leben damit, alle „angrenzenden" Souveräne in die Kerker der Engelsburg zu liefern, um Alleinherrscher zu werden in dem Lande Italien, welches durch einen heiligen Despoten besser regiert werden musste wie durch einen weltlichen. Man fängt an, Hostien zu vergiften, Frauen mit dem Dolche zu bewaffnen, den Gastfreunds-Trunk zu verfälschen, um die geistig-weltliche Macht auszubreiten. Man darf aber darum nicht glauben,

dass Italien (die damalige Welt!) das Heilige, d. h. den Eifer für den Himmel, über dem Weltlichen vergass: o nein, jeder Jude wurde verbrannt, der mit einer Christin Umgang pflog, jeder Cardinal, der zu reich war für einen Diener Gottes, „durfte sterben“ und sein Geld fiel der Kirehe anheim, die ja „Gott selber“ war, und jeder Fürst Italiens beichtete, kommunizirte, und hatte in seiner kleinen Residenz wenigstens Einen Heiligen. Dieser Heilige war gewöhnlich ein Knabe zwischen dem 15. und 17. Jahre. Die Welt konnte damals Heilige gebären, und zwar fürstliche Heilige, ohne sich viel anzustrengen. Die Wiege der Adeligen war mit Priesterbildern beklebt, welche Teufel austrieben; die Fürstin-Mutter spukte dreimal aus, ehe sie das gesunde Aussehen ihres Kindes pries, und die Schwester ging die halbe Treppe hinauf wieder zurück, wenn sie vergessen hatte, den Thürmantel mit einem Kreuze zu berühren. Und was mehr war als Alles, der Fürst, der Vater des Hauses, verlachte Alles das, er spottete über das Heilige, er ging auf Raub aus, er sagte (er, der Vetter des Papstes!), das Alles sei Pfaffenschnack, er spukte auf den Boden der Kapelle, er beichtete nur vor einem grausamen Morde. Welch' eine Verführung für das mutter-

gehätschelte, abergläubisch „gemilchte“ Kind, ein Heiliger zu werden; denn der Jesuiten-Erzieher des jungen italienischen Prinzen hat ja an ihm schon heilige Symptome entdeckt! Man brauchte nur sich zu Gottes Ehre in den Schenkel zu stechen, man brauchte nur in Gegenwart eines weiblichen Wesens die Augen niederzuschlagen, man brauchte nur zu weinen beim Empfange einer Hostie, und man ist heilig. Jeder Mann weiss, wie leicht ein erwachsener Knabe geneigt ist, das Weib für den Mann zu meiden, in weibische Hysterien zu verfallen, und sich für Etwas zu begeistern bis zur Marter: sei's für ein Hausthier, eine Wissenschaft oder ein schwärmerisches Gefühl! Und so wurde in jedem italienischen Fürstenschlosse ein Kind für den Himmel erzogen durch den vom Papste gesandten Priester. Machen wir einen Gang durch solch ein Schloss, welches damals die „Welt“ war.

Da war vorerst der Fürst des kleinen Landes, ein roher Wüstling und ein Landsknecht in Sammt und Seide. Ein Mensch, dem von Jugend auf keine Laune und keine Leidenschaft, kein Laster versagt war, und der endlich, müde geworden, den Wein, den Schwertkampf, den rohen Hochmnth und das Fluchen als Leben weiter

schleppte durch die dumpfen Gänge seines Palastes. Die Fürstin war ein Weib, halb erstickt von den schweren Seidenbauschen ihres geschmacklosen überreichen Gewandes, halb erdrückt von dem eisenartigen Mieder; ihr Leben zwischen ihrem Zimmerhaushalt, einem Maler, der sie porträtirte, und ihrem Beichtvater theilend: ein dummes Weib, das draussen Kleider zur Schau tragen und zu Hause beichten und beten musste, und welches in ihrem Innern das freie Weib des damaligen Italien, die Courtisane beneidete. Die beiden Söhne dieses Paares waren so verschieden wie die Eltern. Der Aeltere war überfromm, denn der Beichtvater seiner Mutter war sein Erzieher. Der Jüngere war roh, betrunken und sinnlich wie sein Vater, denn er durfte unter den Soldaten des Hofraumes aufwachsen. Der ältere Sohn wurde vom Geistlichen in einer Art Traumleben erhalten. Die Welt kannte er nur unter dem Namen des „Thränenthales“ aus dem Gebetbuche, der freie Mensch ohne Soutane war ihm ein Verführer, sein Ehrgeiz ging auf einen Heiligenschein, seine erwachende Sinnlichkeit wurde auf die blonde Männlichkeit Jesu und auf die seltsame Wollust der Selbstpeinigung gerichtet. Er starb in seinem zwanzigsten Jahre, mit einem Heiligen-

schein auf der Stirne, während der jüngere Sohn besoffen unter den Condottieri's in der Schlossschenke lag — unbesorgt darum, dass seine schlaffe Hand vielleicht mit dem Blute einer Dirne befleckt war, der er nach der Ehre das Leben hatte rauben müssen, ehe er zum Würfeln ging: sein Bruder war ja ein Heiliger, und der Geistliche vergab ihm immer, wenn er ihm neben dem Geständnisse eines Verbrechens die Fehler seines Vaters verrieth, den er ja oft wie Noah's entarteter Sohn daliegen sah in selbstvergessener Schande. Um diese Fürstenfamilie herum wirbelte das Volk der adeligen Condottieri und die adeligen Liebesmädchen. Die Condottieri waren Söldlinge zumeist aus der Romagna, diesem charakterlosesten Lande der ganzen Welt, welche allen Fürsten Italiens dienten — nach der Reihe — und zwar in solchen Diensten, für die ein ehrlicher Mann sich nicht leicht verstand. Der Name Soldat aber war ein Deckmantel für alles dieses Uebrigbleibende: für den gewissenlosen Kampf, für die gewissenlose Liebe, für den Raub im Schlafgemache oder in der Kirche, für den Meuchelmord, für den Meineid; die Condottieri waren so zu sagen privilegirt für Alles das: „Von welchem Richterstuhle?“ wird man erstaunt

fragen. Die Antwort darauf ist: von der Religion. Die Condottieri waren mittelbar und unmittelbar Unterthanen des Papstes; wurden sie eines Verbrechens überwiesen, so verlangten sie, ihrem Heimathsorte abgeliefert zu werden, und dort verlangten sie, zu beichten — am Osterfeste — dem heiligen Vater. Und diese Beichte sühnte jede Sünde. Die Condottieri waren alle verheirathet, und jeder hatte einen päpstlichen Segen um den Hals hängen . . . . . sie waren alle fromm. Die Frömmigkeit als Entschuldigung ist eine Erfindung des Mittelalters. Der Papierfetzen mit dem geschriebenen Segen beschützte ihren Mord; das Weib, ihr Kind an der Brust, betete zu der Himmelskönigin mit unermüdlichen Lippen, so lange ihr Condottiere ausblieb. Die Religion war, wie man sieht, selbst dem Geschäftsmanne unentbehrlich geworden. Die antike Religion hatte höchstens einen Gott der Diebe anerkannt, die christliche Religion des Mittelalters machte einen kühnen Schritt weiter: sie beschützte selbst den Mord — wenn er vorher gebeichtet oder nachher von Frauenlippen abgebetet wurde.

Der Condottiere, dieser hagere, sonnenverbrannte Mensch, mit rostigem, plumpen, schwe-

ren Eisen bepanzert, wie er im ersten Morgenstrahl vor seiner Frau stand, und ihr die sonnengedörrte, blutrostige Hand auf den vollen, braunen Busen legte, an dem das wildäugige, volllippige Kind noch schlief, dieser Condottiere, dessen Abschiedswort unter den kaltthauigen Olivenstauden ein halbes Gebet und eine halbe Zweideutigkeit war, ist nicht schlechter gewesen als seine Vorfahren oder seine Nachfolger; das Grässliche ist nur, dass er und sein Weib zu dem Kreuze aufblickten mitten in ihren Sünden — nicht wie Magdalena oder der Schächer, sondern wie der rohe Spiessgeselle zum Hauptmann seiner Bande.

Neben dem Condottiere wirbelte in dem engen Städtchen ein bunter Haufen halbentblösster Dirnen, die, von altem Adel, leerer Tasche und heftiger Seele, die Courtisanen der Paläste und (wenn der Palast durch einen plötzlichen Todesfall oder eine Rauferei zu öde wurde) der Schenken machten.

O Courtisane des mittelalterlichen Italiens! Das Kreuz an deiner Brust, den Rosenkranz aus Korallen um deine üppige Hüfte geschlungen, stärkste aller Schönheitsherrscherinnen! du warst mächtiger als alle Courtisanen der späteren Zeiten. Du warst zuerst die Courtisane der

Geistlichkeit, das heisst der irdischen und himmlischen vereinten Macht. Du tanztest bei den Orgien der Päpste, und von dort zogst du durch die Strassen mit entblösstem Nacken, die verwelkten Blumen an die genussdurstigen Lippen drückend und sie zerbeissend, dass der letzte Tropfen Blumensaft Deinen Gaumen kühle! — So hieltest du den weinseligen, singenden, knabenhaften Edelmann an. Und wenn er Dich küsste, dann war es um das geheimste Geheimniss seines eigenen Lebens, seines Waffenbruders, seiner Mutter geschehen: Das heilige Kollegium, welches den ersten schüchternen Tanz der angehenden Courtisane für sich nahm, nahm auch das letzte Geheimniss von ihr, indem es ihr dafür den Himmel versprach: O Courtisane des mittelalterlichen Italiens, du mächtigste Sinnlichkeit aller Zeiten! Und zugleich du verderbteste: denn kein Laster sinkt so höllentief wie jenes, welches den Himmel sicher hat, oder welches nicht mehr an den Himmel glaubt! — Und die dumme Courtisane hatte in der Orgie des Papstes den Himmel gesichert, während die Gescheidte ihn verloren hatte in dem ersten Grinsen des ersten Gottesdieners, der ihre erste Beichte hörte.

Und diese ganze Gesellschaft, welche die

Welt bildete, der rohe lastermüde Fürst, die fromme neidischgelbe Fürstin, der verzückte Sohn, der Condottiere und die Courtisane schlichen ihr Leben mitten in einer sonnenstrahlenden Natur durch dunkle kleine Räume hin. Es ist eine Eigenthümlichkeit des Mittelalters, dass es den Raum verkleinerte:

Der Prunksaal in Ferrara ist so winzig wie das Vorzimmer eines jüdischen Advokaten von heute. Und die unmöglich-gelben Staatssessel desselben sind so eng, dass eben nur — Männer knapp auf denselben Platz finden können. Die Paläste von Babylon, Jerusalem und Rom waren jezt zu Löchern zusammengeschrumpft: die Löwen waren eben zu Maulwürfen geworden. Und diese Maulwürfe liessen (wie ich sogleich zeigen werde) den einstigen Gott, den aller Himmel Himmel nicht fassen konnten, in einen Knochen kriechen. Je grösser der Priester wurde, desto kleiner wurde das Leben; so klein, dass Jeder den Mund aufsperrte nach dem, was er neben sich sah. Die Fürsten, welche das Nebenländchen begehrten mit Hilfe des Papstsegens; die Knaben, welche den Himmel eroberten mit Hilfe einer kleinen Geisselwunde; die Edelleute, nicht minder leichtsinnig als die Landsknechte, welche Gott lästern und die

eigene Tochter schänden dürfen . . . mit dem Ablass in der Tasche; die Fürsten, welche Alles wollen, und der Papst, welcher Alles verzehrt, und die Frauen, die den Papst verzehren: als Maitressen, als Mutter, als Schwiegertöchter — Alles das gruselte untereinander in dieser klein gewordenen Welt, und sperrte den Rachen auf und verzehrte das Nebending, wie es Fische thun am Grunde des Meeres —, und nur der italienische Priester stand dabei — neben dem Landsknecht voller Blut, der Courtisane voller Gotteslästerungen, dem Fürstensohne voller Träume, dem Fürsten voller Wein und dem heiligen Vater voll irdischen Goldes und himmlischer Strahlen, und sagte sich, den Mund nur halb geöffnet, wie zum Gebete: „Die **Welt** ist mir noch **zu gross!**" —

*
* *

Das Mittelalter in Deutschland war weniger grell wie das in Italien. Es war mehr ängstlich in sich zusammengekauert, und entfernter von der Unfehlbarkeit der päpstlichen Verzeihung — also schüchterner im Laster und in der Gewalt.

Das mittelalterliche Deutschland übte die blutige Tyrannei nie gegen Gleichberechtigte, immer gegen den Sklaven und Landmann. Deutschland war der Vorläufer Russlands. Und jenes Deutschland übte das Laster nie auf dem Marktplatze, immer in einem Hauswinkel.

Die mittelalterlichen Schlösser Deutschlands waren stets ein Sammelplatz jeder „Gewaltthätigkeit nach einem Vorbilde“. Sie standen nicht, wie die Adelspaläste Italiens, mitten in volkreichen Städten, sondern im einsamen Forste, auf Felsen, oder wenigstens verborgen von ungeheuern wilden Gärten. Das deutsche Schloss war vollgepropft von Männern und hatte Mangel an Weibern: denn Deutschland hatte auch keine Courtisane, — höchstens die treulose Gattin oder die thierische Magd. Ein entsetzliches Gewirr zuckte da unter dem segnenden Auge des Schlosspriesters heuchlerisch durcheinander. Das frühere franke Germanenthum war in enge Schlösser gepfercht worden durch das Christenthum, denn das Christenthum machte vorsichtig und listig. Der Schlossherr sass mit seinem Schlosspriester beim Weine. Er betrank sich in der Langweile seines Lebens. Er hatte keine andere Liebe als sein verschmähtes

christlich-prüdes Weib oder die verachtete, übelriechende, anmuthlose Magd. Er hatte keine andere Unterhaltung als den seltenen Krieg, den zufälligen Krieg, oder die einförmige Jagd. Der Wein war Etwas, was die Zunge löst. Man konnte plaudern: zum Priester plaudern, der ein so grosser Plauderer war, wenn er nicht heilig that. Unterdessen sass die Schlossfrau in ihrem winzigen Gemache, dessen Mauern so dick waren, dass der Blick das winzige bleigefasste Fensterglas kaum erreichen konnte. Sie hatte die Mägde fortgeschickt, und vor ihr stand die Ergänzung ihres dumpfen, langweiligen Alltagslebens, welches ihrem Manne im Priester geboten wurde: die Hexe. Die Hexe des Dorfes, mit den rothen Augen, die ihr lehren konnte, dem blondflaumigen Edelknaben Liebe einzuflössen durch einen Zauberkuchen, oder — des Nachts als Wölfin im Walde zu jagen: entsetzlicher Freiheitsdurst des durch das Priesterthum verengten germanischen Lebens!

In dem Untergeschosse des Schlosses drängte sich ein unförmliches, kraftgeschwelltes und umrissloses Leben: zwei Dutzend Reisige, die wochenlang in niederen, tieffenstrigen Gelassen auf die Zeit eines Raubanfalls warten mussten — ohne eigene Gedanken, ohne Weib für das

Herz, ohne Arbeit für die Riesenhände. Dieser deutsche Bär in dem geflickten Beinkleide um die riesigen Glieder, auf dem derben Panzer sitzend, nur allwöchentlich Einmal fühlend, dass er eine Seele habe, in dem Augenblicke, wo er dem Priester Gedankensünden beichtete, verfiel auf das Ungeheuerliche, wie er selber thatenlos riesenkräftig war: er trieb zuerst Sünde mit den Kameraden, dann mit dem Heiligsten in seinem Herzen: er lernte von den alten Mägden des Schlosses, sich hiebfest machen und die Alraunwurzel suchen. Zuerst entweihte er aus Langweile seine Menschenwürde, dann als Leckerbissen die Erinnerung an die Gebete seiner Kindheit. Die Magd wiederum war der Zögling des unheimlichen alten Weibes. Durch Alles dies hindurch tönte manchmal die Orgel der Kapelle, und Alles dies wurde mit dem Kreuzeszeichen begleitet. Der Ritter, das Weib, der Knecht und die Magd suchten den Teufel; der Eine, um sein Schwert unbesiegbar zu machen, die Andere für die Liebe. Der Knecht aus faulem Brüten und die Magd aus dumpfer Wollust. Aber Jeder suchte den Teufel betend, sich durch Kreuze schützend, ja er suchte ihn an der Hand des Priesters gleichsam. Die Gemüther, die so

eng an einander gepfercht waren ohne Liebe, ohne freien Athemzug, ohne Wissen und ohne Beschäftigung, verwirrten sich. Die alte germanische Götzensehnsucht kam wieder zum Vorschein. Da sie aber christlich geworden war, christlich bis in ihren Aberglauben hinein, so konnte sie ihre Göttin nur dort suchen, wohin das Christenthum seine verbotene Mächte setzte: in der Hölle. Der alte Odin, der alte Loke kehrte als „Teufel“ wieder, und dennoch waren sie willkommen! Man fing an, in das schlaftrunkene Gebet des Schlosspfaffen hinein Beschwörungen zu murmeln; man sah unheimliche, wesenlose Gestalten durch das Dunkeln der Gänge des Ritterschlosses schreiten, genau in demselben Anzuge, den sie auf den Ahnenbildern trugen. Diese zweite Kreuzigung Christi, dieser Teufelssabbath in jeder Familie, erweckte die Todten aus den Gräbern, wie es die Erste gethan hatte. Alles dies sah der Priester, und er glaubte an Alles. Der Priester war so weit gekommen (vielleicht fast ohne es zu wissen), dass er den Teufel nicht mehr läugnen konnte, ohne Gott zu läugnen; Satan war nach und nach mit Gott eng verbrüdert worden. Der Eine konnte ohne den Andern nicht bestehen. Der Priester durfte das Gespenst nicht läugnen, denn man hätte gesagt: „so gibt

es also auch keinen Gott!" Und er musste die Zauberei anerkennen, denn man hätte gesagt: „wenn wir nicht verhext werden können, dann brauchen wir auch den Priester mit dem Weihwasser nicht mehr!" Gott ward nur mehr gefürchtet durch den Teufel, der Priester nur mehr betrachtet als Schutz vor der Hexe. Nachdem die Kirche Satan geboren hatte, gebar sie noch das Gespenst mit allen seinen Abkömmlingen: den Wechselbalg, die Trude, den Talisman. — Nach und nach wurde der Weihwasserkessel die einzige Pfründe der einzelnen Priester.

Wie die lärmenden, sündenüberquellenden Höfe des Weltreiches Italien mit dem Papste verschwägert waren durch den Ablass, so war das winklige deutsche Edelschloss und der ärmliche deutsche Hof dem Priester untergeben durch das Weihwasser. Das Christenthum war der Priester geworden; dieser Priester war verachtet, käuflich, betrunken, verlacht, aber er hielt die Spitzen der Welt immer noch unter seiner Sandale: dort durch die Sündenvergebung und hier durch die Entzauberung. Der Adel, die Höhen konnten ihn nicht entbehren. Wie hätte man so offen sündigen können ohne den Papst, wie hätte man mit dem Teufel in Bund treten können ohne die Kirche?

Der fürstliche Schwiegersohn des Papstes, die Edelfrau mit dem Liebestrank, der Ritter mit dem gesegneten Zauberschwerte und der Kaiser mit seinen bischöflichen Ministern, das ist das Mittelalter, und das Mittelalter ist der Höhepunkt der Kirche gewesen. Das Dogma war damals eben fertig geworden: man wusste den Namen der Grosseltern Mariens, man wusste, dass Jesus ganz Gott gewesen sei, selbst bis in seine menschlichen Bedürfnisse hinein, man hatte festgestellt, dass das Bild wunderthätig sein könne. Das Dogma war fertig, und die Kirche konnte jetzt daran gehen, die eroberte Welt auszunützen, und für die schwere, Jahrhunderte lange Arbeit ihren Lohn zu fordern. Sie that zu diesem Zwecke den einfachsten Schritt: sie nahm den Adel in sich auf und erhob sich über den Bürgerstand. Nachdem sie die Höhen der Reiche für sich gewonnen hatte, verbündete sie sich mit ihnen gegen den Bürger. Sie fing an, nur den Adeligen zu geistlichen Würden zu erheben, und den Knecht von der Mitra auszuschliessen; sie fing an, den Ablass nur dem Ebenbürtigen zu verleihen, und den reichsten Knecht unnachsichtig zu verdammen, auch wenn er büssen wollte. Es gab keine Geldsühne mehr, es gab nur noch einen Handel. Die Kirche

wurde strenger. Sie nahm für ihre Vergebung (ausgenommen in Zeiten der Kriegsnoth und was den Schacher kleiner dienender Brüder betrifft) bald nur mehr *Rechte*, und kein Geld. Güter, und keine Thaler, Erblichkeiten, und keinen Messgroschen; der Priester war *Edelmann* geworden und hatte keine *Brüder* mehr, sondern *Leibeigene*, er trug nicht mehr das Kreuz, sondern die Peitsche. Er ging nicht mehr zu Fusse, er ritt oder wurde in der Sänfte getragen. Er führte das Wappen seiner Familie auf dem Messgewande. Er war der Besitzer des Gutes oder wenigstens der Bruder der Gutsfrau.

Das Volk, die Knechte sahen zuerst mit naivem Erstaunen, dann mit tiefem Entsetzen, wie sich mit dem Despotismus des Adels ein zweiter, fürchterlicher Despotismus der Priesterschaft verbrüderte.

Der geknechtete, gedrückte, gepeitschte, in seinem Weibe geschändete Vasall hatte bis jezt — wenn auch vergeblich, hoffen dürfen, beim Priester — wenn auch keinen *Schutz*, so doch *Trost* finden zu können; Jesus war ihm längst kein Retter mehr, aber doch noch ein Freund.

Jetzt schmolz aber der Edelmann und der Priester zu *Einem* zusammen. Der Edelmann trug die Soutane und der Bischof schwang die

Jagdpeitsche. Man sollte sein Herz dem eröffnen, der uns in's Gesicht schlug. Man sollte bei dem klagen, der uns an seinen Wagen spannte. Das Kind sollte von dem getauft werden, welcher das Recht auf unser Weib in Anspruch nahm! Den Klingelspfennig sollte man dem geben, der unsern Schweiss nahm! Jesus war nicht nur kein Retter, er war auch kein Tröster mehr. Jesus — entsetzlicher Gedanke! — war unser Peiniger, unser Tyrann, unser Feind!

Mit einer namenlosen stummen Verzweiflung duckte sich das Volk einen Augenblick unter diesem Höhenadel, welcher der Bruder oder die Geliebte oder der Sohn des Priesters, wenn nicht der Priester selber war. Dann richtete sich das zerraufte, abgezehrte, blutrünstige, hohläugige Haupt langsam wieder in die Höhe. Eine entsetzliche Veränderung war mit der geknechteten Volkesseele vorgegangen. Man hatte bis jezt den Adel gehasst und an dem Priester und Jesus gezweifelt. Man hatte da noch zu wenig gehasst: das Volk fing jetzt an, Jesus zu verfluchen!

Der stumme, boshafte, verzweifelte Widerstand gegen den Adel, der nicht in eine That auszuarten gewagt hatte, ging jetzt in einen verzweifelten Widerstand gegen Christus über.

Und gegen Christus wagte man die That, die man gegen den Fürsten nicht gewagt hatte.

Man hatte vom Adel die Zauberei gesehen (Michelet hat Unrecht, wenn er sagt, die Hexen seien im Volke entstanden — wie ich sogleich zeigen werde), das Volk nahm jezt die Hexerei ebenfalls an. Aber wie verändert war ihre Gestalt! Beim Adel war sie ein Liebestrank, ein Jagdzauber, ein Mord auf Distanz, eine geheimnissvolle Wollust gewesen, beim Volke wurde sie eine Krankheit: Die Hexerei.

* * *

# III.

## Die Hexerei. Die Templer. *)

Viele Schriftsteller haben die Hexe geschildert, treffend, scharf, plastisch: Michelet in der Sorcière, Bechstein in seinen Hexengeschichten, der höllische Proteus, Friedrich Laun und Andere. Sie haben sie geschildert als eine wilde Ausgeburt eines geknechteten Zeitalters: als eine Schande des Christenthums, als ein Zeichen des Mittelalters. Aber seltsamerweise hat Niemand sie als das geschildert, was sie war: Michelet nennt sie eine Rache, Bechstein nennt sie ein Verbrechen des Richters, der Proteus nennt sie eine Geliebte

*) Siehe Brockhaus' Conversations-Lexikon für das Historische des Templerordens.

des Teufels, Friedrich Laun nennt sie ein Räthsel, ich nenne sie einfach eine Krankheit. Das Hexen war der Veitstanz des Geistes.

Und seltsamerweise hat auch keiner der Hexenschilderer geahnt, dass hinter der Hexe von 15** bis 17** ein ebenso grosses Bild steht; eine noch grossartigere Knollenwurzel des Mittelalters, der eigentliche Ursprung der Hexe: die Mann-Hexen. Diese Mann-Hexen, die der Weiber-Hexe vorangingen und ihr den Weg zeigten, waren die Templer, die Templer, welche Priester waren.

Vor Allem müssen wir untersuchen, was das Mittelalter unter Hexe verstand, und was es an ihr strafte. Nicht das Sauermachen der Milch oder das Verderben der Ernte, nicht das, was das Gericht gemeinhin unter Hexen rangirte: das ist schon ein Seitenzweig, es ist die zum Volksgebrauch degradirte Zauberei, es sind einzelne alte, boshafte Weiber, die einer noch grösseren Bosheit unterliegen; aber die Hexen, die eigentlichen Hexen, welche das ganze Mittelalter so furchtbar beherrschen, die Hexen, welche ein eigenes Hexengericht, „den Hexenhammer" hervorrufen werden, waren keine armen triefäugigen Dorfweiber, wie Michelet sie schildert; diese eigentliche Hexerei war

keine Verzweiflung, wie er sagt: es war eine Krankheit, eine Krankheit, welche zuerst die grössten Damen, die jüngsten und angesehensten Mädchen, die reichste alte Jungfrau ergriff. Diese waren die ersten und echten Hexen. Nicht der Gewinn und nicht die Rache liessen sie entstehen, sondern jener schreckliche Uebersprung der Geister, die Etwas glauben, Etwas anbeten mussten, und denen der Priester ihren Gott, ihren Erlöser, ihre Kindheit geraubt hatte. Aber die Geister, die Herzen sehnten sich nach etwas Heiligem, nach einem Altar. Jesus war ihnen nicht mehr, denn sie waren von seinem Stellvertreter, von seinem Diener geschändet worden. Ich habe früher gesagt und gezeigt, wie das Germanenthum jetzt seine alten Götter wieder hervorsuchte, obwohl sie Teufel hiessen. Man setzte diesen Teufel auf den Altar des Hauses. Die Hexe war zuerst keine Zauberin, sondern eine Gottesläugnerin. Sie ergab sich dem Satan mit ihrer Seele, an welcher der Leib hing. Mit Satan gepaart! Das war ein Triumph; wen sonst hätte sie lieben sollen? Christus war ihr durch den Priester verächtlich gemacht worden, und es gibt dürstende Frauenherzen, die sich auf die Dauer von einer Knechtliebschaft nicht befriedigt fühlen. Ich nenne die Hexerei

in ihrer Anfängen eine Frömmigkeit, der man das rechte Ziel verstümmelt hat.

Man sieht diese entsetzliche Wollust der verirrten Frömmigkeit auf alten mittelalterlichen Bildern ausgedrückt — zum Beispiel in den Gemälden Frank's des Jüngeren. Da knieet die hochadelige, seidenstarrende, oder die jugendrosige Hexe vor einem Altar, auf welchem eine grässliche borstige Missgeburt thront. Der Kopf eines todten Landsknechtes mit ausgefaulten Augen liegt daneben, und aus einer Kröte sprüht ein Strahl lebendigen Blutes. Wenn Italien Orgien des Leibes hatte bis zum Inzest hinan, so hatte das „Reich" Orgien des Geistes bis zum Inzest mit dem Satan.

Es gibt auf diesen Bildern Weiber, die halb in einen Baumstamm ausarten und verdorren. Die Menschheit hat keine so tiefe Verderbtheit wie die Verderbtheit des Weibes! Der Mann möge noch so sündig sein: sobald das Weib rein, gutmüthig und demüthig bleibt, muss der Erde verziehen werden um des Weibes willen! Sobald aber das Weib wahnwitzig wird, ist ein Zeitalter verloren.

Aber die Hexe war nicht die Erste dieser Schaar; nicht das Weib war da der Anfang, sondern der Mann. Der Hexenmann war früher

als das Hexenweib. Nicht die Frau ergriff zuerst die Krankheit und der Taumel, sondern den Mann. Wenn man die Volkshexe betrachtet, ohne ihre Vorgängerin, die Adelshexe zu betrachten, so hat man ein lückenhaftes Bild. Aber wenn man die Hexe überhaupt betrachtet, ohne ihren Vorgänger, den Templer, zu betrachten, so hat man ein falsches Bild — und Michelet bleibt eben nur ein grosser Dichter.

Ich will hier das Wesen der Tempelherren oder Tempelbrüder nach einem einfachen Lexikon schildern, um nicht beschuldigt zu werden, dass ich Aehnlichkeiten und Forderungen erfinde, die sich doch jedem Vergleichenden von selber darbieten müssen.

Die Templer, hochadelige Rittermönche, entstanden mit dem christlich-fanatisch gewordenen ersten Mittelalter. Sie legten dem Patriarchen von Jerusalem das Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth ab. Es waren ihrer anfangs nur Wenige, und sie hatten sich das Ziel gestellt, christliche Pilger zu beschützen. Nach und nach mussten sie sich an den König Balduin anschliessen und da sie Alle nur dem höchsten Adel angehören durften, so bildeten sie bald überall, wo sie einen Sitz hatten, den stolzesten, hochmüthigsten und exklusivsten

Adelshof des Landes. Das Gelübde der Armuth wurde ihnen erlassen.

Die Päpste, die Kirche, überglücklich, den stolzesten Adel in sich einverleibt zu haben und mit ihm so unlösbar verbunden zu sein, überhäufte und überschüttete sie mit Kirchenschätzen und Reichthümern aller Art, um sie fest und fester in sich zu verpflanzen.

Von der anderen Seite liessen ihnen Könige und ihre weltlichen Adelsvettern grosse Lehen und Reichthümer zukommen. Mit dem Reichthum und dem trägsten, selbstanbetendsten Adelsstolze begann bald die Habsucht und der unerträglichste Uebermuth sich dieser hochadeligen Kirche zu bemächtigen. Anstatt die christlichen Pilger zu schützen, behandelten sie dieselben als niedere Hunde-Knechte, und machten für Geld Bündnisse mit Juden und Heiden gegen die Christen, die sie beschützen sollten.

Die Templer wurden von den Päpsten, die sie erkauften, aller und jeder Aufsicht und Gerichtsbarkeit entzogen — sie waren ohne Verantwortung, diese hochadeligen Geistlichen waren freier noch als der despotischeste weltliche Adel. — Sie hatten Steuerfreiheit und das Zehntrecht.

Die Zucht verschwand im Innern, sie waren

rein päpstlich-adelig-hierarchisch, um durch diese Politik ihre Herrschaft und ihre Reichthümer zu mehren. Sie verkauften halb, halb verloren sie durch ihre Intriguen Jerusalem ganz an den Heiden. Sie fanden eben in Europa eine bessere Dunkelheit, um ihre Lust, ihre Macht und ihre Schätze zu geniessen. Den Kaiser (Friedrich), welcher Jerusalem wieder haben und den Christen ihr Recht verschaffen wollte, verriethen sie an den Sultan Kamel.

Die Templer besassen im ersten Mittelalter schon gegen neuntausend Comthureien. Ihre Einkünfte hatten den Werth von 40 Millionen Thaler. Ihre Wappen waren die höchsten der Länder; kleine Adelige durften ihnen kaum als Diener nahen. Sie verliehen dem Fürsten Geld gegen Zinsen und fügten den Wucher zur Hoffart, zur Habsucht, zum Meineide und zur Wollust. Nur die höchste Geburt entschied bei der Aufnahme, so dass der Orden zuletzt die Blüthe des europäischen Adels umfasste. Die Macht und der Glanz der Templer bewogen überdies viele der angesehensten Männer und Frauen, als Affiliirte, Donaten und Oblaten in ein Verhältniss mit dem Orden zu treten. Durch diese Affiliirten, die gewöhnlich auch ihr Vermögen verschrieben, gewann der Orden Einfluss

in allen Kreisen des bürgerlichen Lebens. Das Oberhaupt des Ordens war der Grossmeister, der fürstlichen Rang besass, und seine Befehle „im Namen Gottes“ erliess. Ihre Verfassung war rein aristokratisch. Jeder Templer besass drei Pferde und einen Knappen.

Die Sitze dieser reichen und organisirten Adelskette wurden bald die Schauplätze des Luxus und des Wohllebens. Ueberfeine Genüsse waren in den Tempelhäusern an der Tagesordnung. In den Capiteln hingegen herrschten Hader und Cabalen.

Endlich, als der Orden auf seinem höchsten Glanzpunkte angelangt war, entlud sich aus seinem eigenen Innern heraus ein Gewitter, das ihn vernichtete. Ordensmitglieder, welche den Orden verlassen hatten, und einige hohe Geistliche traten mit den gräulichsten Enthüllungen über den Orden hervor. Es wurde den Templern bewiesen *), dass sie Götzendienst trieben, bei ihrer Aufnahme Christum verläugneten und die Natur schändeten. So weit das Lexikon.

Der Tempelorden barg also eine Ketzerei in sich, welcher alle Religionen und alle Moralität zu vernichten suchte. Die Templer mussten bei

*) Siehe die Beweise bei („Templarii antichristi“, Paris 1690).

ihrer Aufnahme Christum verläugnen und das Kreuz anspeien. Dafür mussten sie einen metallenen Kopf anbeten, den die Templer selber das Idol, das Volk aber Baphomet nannte. Sie feierten grauenhafte Sabbathe, wo die Anbetung Satans, das Beschimpfen der Christusperson, die unnatürlichste, wildeste, bis zur Frenesie ausartende Wollust und die blindeste und groteskeste Hexerei Hand in Hand gingen. Bei den Templern finden sich genau all die halb schrecklichen, halb lächerlichen Gotteslästerungs-, Wollust- und Zauberei-Phantome, die man bis ins 18. Jahrhundert hinein in den Prozessakten der Hexen verfolgen kann.

Als mit der Verbrennung des Grossmeisters Jacob von Molay und seiner Tempelbrüder der Orden aufgelöst und mit einem Schlage vernichtet wurde, flüchteten sich die nächsten Erben der Tempel in die Klöster oder in die Adelsschlösser zurück. Diese Erben waren die Affiliirten hochadeliger Frauen, welche die Mätressen der Ritter wurden um den Preis ihres Vermögens, das sie dem Orden verschreiben mussten. Alle die hochadeligen jungen Männer, welche in den Orden getreten waren und von der unnatürlichen Regel desselben noch nicht total infizirt waren, zogen irgend

eine kleine hochadelige Cousine oder eine Tante an sich, welche durch die Verschreibung ihres Vermögens dem Orden und dem geliebten Manne als Affiliirte angehören, und an den schrecklichen, blutschänderischen und asiatischen Hexen-Orgien derselben Theil nehmen durften. Mit der Vernichtung der männlichen Theile dieser Hydra war also noch nicht der schlimmste Theil derselben gefallen.

Die männliche Hexe war zertreten; aber die ansteckende, die wilde Wollust im Genusse des Unnatürlichsten, diese Krankheit des Christenthums, welche aus der Unnatur seiner Dogmen entsprang und eigentlich nur verzweifelter Trotz war, blieb. Das Weib hatte sich mit dem Priester gepaart, und der Priester mit dem Priester; eine Wollust erreicht nie ihre Spitze, sie klimmt immer höher. Nach dem Inzest mit dem Heiligen, was blieb noch für eine Steigerung übrig? Der Inzest mit dem Satan!

Und den fand die adelige Blutschänderin, nachdem sie sich in ihr Schloss zurückgeflüchtet oder in ein Kloster zurückgezogen hatte, voll und mächtig in der Reminiszenz an die Orgien ihres zerstörten Ordens wieder: in der Gotteslästerung, der Teufelsanbetung, dem unnatürlichen Genusse, der Zauberei. Das Weib

des Mittelalters, des Geliebten beraubt, den das Kloster oder der Fanatismus nahmen, verfiel in den Krankheitstaumel der unbefriedigten Sinnlichkeit, welcher zuerst das Heilige auf's befleckte Lager zog: den Priester, und später Satan; der höchste Paroxismus dieser Rache, dieses Trotzes oder der Krankheit war dann die Hexerei.

Die Templer waren vernichtet, aber ihre Schülerinnen wucherten, rasend geworden, fort: Die adelige Hexe im Schlosse und im Kloster. Die Edelfrau und die Nonne.

Der Adel hat einen ungeheueren Fonds von Sinnlichkeit in sich — der schwächste, greisenhafteste Adel hat dessen mehr, als der gesündeste und jüngste Bürgerstand. Und die Hexerei in ihren adeligen Anfängen hat ihre Wurzel immer in diesem Fonds geschöpft.

Die Dame lernte nicht von der bäuerischen Hexe, sondern umgekehrt. Die Welt ist sich immer gleich seit Jahrtausenden; die Mode und die Krankheit, beides bekommt das Volk von Oben.

Die Edelfrau, welche mit dem Pagen gescherzt und mit dem Priester gelästert hatte, fand ein letztes Mittel in den betäubenden Gebräuen, die sie als Liebeskuchen ass, oder als Liebessalbe auf ihren Leib strich; der letzte

Galan der Impotenz ist der Traum. Die Sage erzählt eine schreckliche Geschichte von der Dame, die sich in einen Geier verwandelt und Nachts nach Vögeln hackt, durstig nach Blut; oder von der alten Schlossfrau, die in unförmlicher Kugelgestalt als Trude auf dem Leibe ihrer Unterthanen liegt.

Die Dame brauchte dafür eine Vertraute, eine Magd, eine Leibeigene, die ihr die Salbe bereiten half, das Christusbild beschmutzte, die Baumhütte öffnete.

Vom Schlosse nahm also die wollüstige Hexen-Krankheit ihren Weg nach der Hütte. Die Magd, die Leibeigene, alt und unbrauchbar geworden, durfte aus dem schwarzen, dunklen Schlosse ihren Weg in das arme Dorf zurücknehmen, wo die ärmste und schlechteste und abgelegenste Hütte sie beherbergte. Was begann die Greisin dort? Eine pensionirte herzogliche Kammerfrau von heute spricht französisch. Die altgewordene Leibmagd hexte. Beide wollen sich dadurch in's Ansehen setzen.

Aber die Hexerei nahm in der Hütte andere Formen an wie im Schlosse . . . „Sich in ein Thier verwandeln! Das Blut aussaugen! Einen Liebestrank einflössen!“ Was war das Alles für die Bäuerin, deren Leib von der Arbeit ver-

trocknet, von der Peitsche erzürnt, von dem Elende entsinnlicht worden war? Die Hexerei wurde unschädlicher und schädlicher. Sie beschränkte sich auf das Vergiften von Hausthieren, auf das Morden eines Erblassers. Sie wurde roh-menschlich, nachdem sie sinnlich-teuflisch gewesen war.

Indem sie sich aber, anstatt Christum anzuspeien, damit begnügte, eine Kuh zu entmilchen, begab sich auch Satan aller seiner Macht und fiel dem Ortsrichter in die Hände. Gott lästern, das war adelig: sobald er das Thier nutzlos machte aus Neid, wurde er Vasall. Und Satan als Vasall verfällt der Gerechtigkeit. Die Bauern- und Bürger-Hexen liessen ihren Jesus in Ruhe um ein Milchfass. Von diesem Augenblicke an war auch die Hexerei verurtheilt. Der Dieb war so klein geworden, dass man ihn hängen konnte.

* * *

Im Kloster nahm die Hexerei der dorthin geflüchteten Edelfrau andere Formen an, gefährlichere, grauenhaftere! Dort theilte die Edelfrau, die sich Jesum weihte, ihre Hexerei nicht

mit den Mägden, sondern mit ihrer eigenen Phantasie.

Man wird fragen: weshalb ich die Edelfrau als erste Klosterhexe betrachte? Weil ich es in tausend albernen Klosterkroniken und in tausend nüchternen Heiligenhistorien bestätigt gefunden habe, dass der Hexenwahnsinn, d. h. das bei lebendigem Leibe schon Heiligwerden, in dem Kloster zuerst bei der jedesmaligen Aebtissin Platz griff, und dann erst — Jahrhunderte später! — bürgerliche Laienschwestern ergriff.

Die so Verwandten der Templer, das reiche, adelige Mädchen, das sich in ein Kloster flüchtete, wurde dort bald der Gegenstand allgemeiner Verehrung. Denn das Mittelalter schätzte das Gold noch höher wie die Jetztzeit — wie ich in einem Kapitel „Geld“ zeigen will. Sie wurde, adelig und reich, trotzdem dass sie ihren Namen verändert und ihr Geld dem Kloster geschenkt hatte, eine allgemein angebetete Wichtigkeit des Hauses — denn sie hing durch tausend Fäden mit dem „Hofe“ zusammen, der damals Alles war.

Die Adeligste und Reichste wurde aus „Liebe“ zur Aebtissin gewählt. Die Kaiserinnen besuchten damals allwöchentlich die Klöster: sie

mussten sich doch mit „fast Gleichgeborenen“ über das Haus unterhalten! ...

Die Nonne hatte in das Haus des Mystizismus stets schon den Samen zu jenem grossen Widerstande gegen die bürgerliche Jungfräulichkeit der Seele mitgebracht, und jede dieser Nonnen gebar das Kind des Adels mit dem Christenthum: Das heilige Gespenst. Denn die Hexe des Klosters änderte den Teufel, mit dem sie sich paarte. Sie setzte ihm einen Heiligenschein auf. Der Nonne, die sich Tag und Nacht mit ihrem Frauenthum herumstritt, gelang es wirklich, fromm zu werden; sie nannte ihr Gespenst, das halb ihre Natur hervor zauberte, halb ihr Trotz gegen den Zwang des Christenthums, nicht mehr Teufel wie die Schlossfrau, sondern „den Erlöser“. Sie fand, dass die Geissel eine schärfer wirkende Hexensalbe sei, als das Schmierkraut. Sie war einsam in ihrer Zelle wie die Hexe in ihrer Schlucht; sie schmierte ihren Leib, geisselbewaffnet, mit dem eigenen frischen, warmen Blute, und der Antichrist kam auch zu ihr: denn ein Antichrist ist jener wunderbare blonde Mann mit den Wundmalen an Händen und Füssen, der den Nonnen den Trauring an den Finger steckt.

Die Hexerei, dieses Kind des Enthaltsam-

keitsdogmas, fand ihr Ende im Schlosse, sobald die adeligen Charlatane (wie Faust in den Kaiserschlössern) daraus eine Komödie und ein Taschenspielerkunststück machten. Die Hexerei im Kloster fand ihr Ende mit dem Ende der Ehrlichkeit der Ascese in den Klöstern, welche irdische mönchische Surrogate für die Teufel und Heiligen fand; die Hexerei ging zu Ende des Mittelalters gänzlich in das Volk herab, und wurde dort zu einer energischen, wahnsinnigen Vertilgungswuth zwischen dem bürgerlichen Gelehrten und dem bürgerlichen Weibe: ein Selbstvernichtungskampf, dem der Adel und die hohe Geistlichkeit, diese unzertrennlichen Blutsverwandten, jetzt lächelnd als Zuschauer beiwohnten.

* * *

# IV.

## Die Pest.

Unter dem Titel Pest will ich eine grosse, entsetzliche Neuheit des Mittelalters und des Christenthums begreifen: Die Ansteckung. In der That kannte das Alterthum die Ansteckung nicht als Krankheit.

Die Seele des Alterthums war klarer und ruhiger und heller. Nicht die Begeisterung des Einzelnen riss andere Seelen fort und nicht die Wuth des Einzelnen fachte die Wuth der Anderen an. Eine allgemeine Erhebung, eine allgemeine Erbitterung war eine Folge der Seelengleichheit, der Klarheit eines Unrechts oder der Grösse einer Begeisterung. Wenn Zwei über ein Kunstwerk in Verzückung geriethen, so war der Dritte

vielleicht ein krittelnder Beobachter. Wenn zehn Menschen den Stein erhoben gegen einen Verbannten, so konnten zehn Andere die Sache mit anderen Augen betrachten. Die neuere Zeit ist wieder zu dieser Geistesfreiheit zurückgekehrt. Das Mittelalter hatte aber durch das Apostel-Christenthum eine grauenhafte Krankheit überkommen: Die Ansteckung. War diese Krankheit mehr geistig oder mehr leiblich? Wer vermag das zu entscheiden? Sie war da. Sie war entstanden in jenem schrecklichen Fanatismus der ersten Märtyrerzeiten, wo man den Himmel durch das rinnende Blut des eigenen Körpers erkaufen konnte. Die Ansteckung, d. h. die leibliche Krankheit durch geistiges Ablauschen, oder die geistige Krankheit durch leibliche Intimität, fand ihren Ursprung in jener seltsamen Vermischung des Seelenheils mit dem Körperschmerze, der Seelenverdammniss mit der Körperfreude.

In den Tagen des ersten Christenfanatismus rückten Seelen und Körper näher an einander — nicht in sinnlicher Liebe, sondern in sinnlicher Verzückung oder Furcht, es gab da eine elektrische Berührung wie nie zuvor: es gab keine Feinde und keine Freunde mehr, es gab nur eine blutrünstige Idee; die Sonderung der

Menschen hatte aufgehört: der Mächtige konnte den Bettler umarmen in der Arena, der Bettler konnte im Himmel über dem Mächtigen stehen, die Jungfrau durfte in einem geistigen Himmelsgatten schwelgen, die Sünderin konnte eine Jungfräulichkeit wiederfinden in einem schmerzvollen Tode. Alle Ordnung war von der Stelle gerückt, die Seele der Welt verwirrte und trübte sich, man sah keine scharfen Umrisse mehr, sondern Alles wogte gestaltlos ineinander: Tugend und Sünde, Armuth und Reichthum, Verdammniss und Seligkeit — man musste sich anklammern am Nächsten: gleichviel, was dies Nächste war: Die jungfräuliche Krankheit Ascese rieb sich eng an der bekehrten, vergifteten Sinnlichkeit; die glaubensleere Seele tauchte menschlich-liebend in manches glaubensglühende Herz. Die Welt der Leiber und Seelen schwamm gestaltlos ineinander und alles Gute wurde von allem Bösen berührt, alles Kranke von allem Gesunden, alles Himmlische von allem Irdischen, der Himmel von der Erde und die Erde von der Hölle: die freie Seele bekam schmerzzuckendes Fleisch, der Geschlechtstheil dagegen konnte durch „Fasten" zum Seligmacher werden.

Diese Verwechselung und Verwirrung er-

griff die Welt wie eine Krankheit, und diese anfangs noch namen- und gestaltlose Krankheit formte sich zuletzt zu jener traurigen Neuheit der Ansteckung.

Eine erste Folge des Kirchenväterchristianismus war die Enthaltsamkeit vom Naturtriebe und eine Verachtung des eigenen Körpers — ja ich möchte sagen, ein Hass gegen denselben. Daraus folgte wieder der Geschlechtswahnsinn, die Unreinlichkeit und die Geisselung.

Es gibt nichts Grauenhafteres als den Geschlechtswahnsinn, welcher aus Frömmigkeit entstanden ist. Er blickt lechzend um sich nach einem Auswege des grausamen Tyrannen in sich. Aber der darf sich nicht äussern! Ein Gesetz des Christenthums ist: man darf nie der Erste sein in Etwas. Hätte der heilige Vater schon in der Person Petri einen Inzest begangen — ah! welche Freiheit für die Welt wäre das gewesen. Aber die Priesterschaft hütete sich, offen menschlich zu sein. — Da gab es jedoch nach der Sinneswildheit noch die Ausgelassenheit! Ein Mensch war ausgelassen. Und Alle, die ihn sahen, ahmten ihm plötzlich, grell, wüthend nach! Wo Jemand zu lachen wagte, da lachten Alle kreischend mit, die es hörten. Wo Jemand

eine Fratze machte, da folgte eine ganze Gesellschaft diesem Beispiele bis zum Paroxysmus. Sie ist lächerlich und traurig zugleich, die Geschichte von dem frommen Christenweibe, dem die zurückgedrängte Mutterwuth den Gedanken-Appetit gab, sich in einen Korb voll Eier zu setzen; und alle Weiber der Stadt, die das hörten, fanden von diesem Augenblicke an die irdische Wollust darin verkörpert, in — Eierdotter zu sitzen. Diese Krankheit dauerte in dieser Stadt ein volles Jahr! Die Hennen legten Eier nur für — den Rücksitz. Es gab auch Nonnen, die ganz geistesgesund waren, und denen ihr Magdthum plötzlich zu Kopfe stieg. Ein solches Weib sah ein liebes Kind: es kam ihr der Gedanke, dasselbe zum Fenster hinauszuschleudern: es war dies ein Gedanke ohne Grund und Zweck; vor dem Fleischeslechzen, welches einmal zur Seele geworden ist, gilt ein Kind so viel wie ein Hühnerei. Das arme kleine Wesen blutete. Einem Mönche oder einer Nonne des grossen christlichen Weltklosters fiel es ein, zu tanzen. Es war dies eine Idee, ein Gedanke, etwas Seelisches. Aber die lechzenden, entsagenden Menschenkörper hatten ein unüberwindliches Begehren, sich aneinander zu reiben, da die Vermischung verboten war: die fiebernden

Hände fassten einander, die Füsse berührten sich, und die Idee des Einzelnen wurde zum körperlichen Paroxysmus Aller.

Wo Jemend seinen Fuss in die Luft warf, flogen sämmtliche Füsse in die Luft. Die Glocke der Kathedrale wirbelte ihren wilden, dröhnenden Gesang hinein, der Glöckner wurde von dem Tanztaumel ergriffen. Fromme Mädchen, die zur Kirche wollten, Knaben mit Spielsteinen in der Hand, vornehme Frauen, die vom Balkon aus das Treiben erblickten, Männer, die zur Busse eiserne Spitzen um die Hüften trugen, Bischöfe, welche von einem kaiserlichen Todtenbette zurückritten, heilige Nonnen, die nur noch einen Tag der Tugend gebraucht hätten, um im Geruche der Seligkeit zu sterben, Alles mischte sich in diesen schauerlichen Tanz: Die Krankheit des heiligen Veit.

*
* *

Die geistige Krankheit der Ansteckung hatte aber leibliche Folgen: Der Veitstänzer tanzte, bis er zusammenbrach, athemlos, besinnungslos, über einem zweiten athemlosen, besinnungslosen Körper: Sinnesreiz aus Ohnmacht, ohne Befriedigung, war die Folge davon. Daraus ein Ausschlag, welcher wie Feuer brannte; die

Nachahmungswuth, welche wilde Bewegungen nachahmte, stundenlang, ohne Rast, schürfte einzelne Körpertheile, Arme, Beine, Brust, blutig auf: davon die Krätze; die Verachtung des Körpers, welche die Mönche predigten, brachte die Unreinlichkeit mit sich — daher ein entsetzliches Beissen am Körper: der Aussatz aus Schmutz. Die unbefriedigte Sinnlichkeit, die sich im letzten Augenblicke in die grauenhafteste Prostitution, diesen Wahnwitz des Lebens, warf, erzeugte die Syphilis, und die Gefrässigkeit, die aus dem Fasten — der Neid, welcher aus der Entsagung, die Geschwüre, welche aus der Selbstgeisselung, die Speisen-Vergiftungen, welche aus der syphilitischen Hand entstanden, erzeugten die Pest.

Die **geistige** Ansteckung hatte die **leibliche** erzeugt.

In der Pest sind die Krätze und die Syphilis; und sie sind die ansteckenden komplementären Folgen der geistigen Ansteckungen durch unbefriedigte Seelenvermischungen. Der Geist, welcher durch Unbefriedigung oder Entsetzen eine leibliche Krankheit an sich zieht, ist nicht seltener als das schwangere Weib, welches durch Unbefriedigung oder Entsetzen dem künftigen Kinde ein Muttermaal aufdrückt.

Die Pest indess ist das grösste Beispiel der aus dem christlich-seelischen zur menschlich-leiblichen herabgesunkenen ansteckenden Krankheit, deren Vermittler ein Blick, eine Berührung, ein Athemzug, ein Gedanke selbst werden konnte: Jammervolle Sklaverei der freien Natur! . .

Die Welt hatte vor dem Christenthum zwar die Krankheit als Todtschläger, aber noch nie als raffinirten Meuchelmörder gekannt. Es gibt kein abscheulicheres Bild als ein Stück Erde (eine Stadt), wo die Natur, diese Brücke zwischen Menschenfreude und Gottesfurcht, als Feind auftritt. Ceres als Mars!

Misstrauen müssen der freundlichen goldenen Aehre, die Gift bergen kann! Misstrauen müssen dem segnenden Kusse der Mutter, weil ihre Lippen den Tod bringen können! — Früher kam die Krankheit von Innen heraus, jetzt kam sie von Aussen. Sie war in der Luft, dieser Hostie der Natur; sie war in der Hostie, dieser Lebensluft der Seele; in der Liebe, in der Nahrung, in dem Frohsinne. Eine solche Stadt bot ein grässliches Bild; man verschloss die Thüren und verrammelte die Fenster. Man hatte kein Herz mehr für den anderen Menschen, nur für sich: Der Sohn wich der Mutter aus im Haus-

gange, die Liebende verschloss ihre Thüre vor dem Geliebten. Der Arzt selbst durfte nicht mehr in das Haus: nur der Talisman des Kreuzes oder des Heiligenknochens. Man drückte den wunderthätigen Splitter oder den wunderthätigen Papierfetzen an die Pestbeule, vergebens. Die Natur, die Dienerin Christi selber war es ja, welche tödtete: sie musste also gesandt sein. Die Strassen waren leer. Nur ein seltsames Wesen kroch am Boden hin — faulgrünfarbig, und wo der Genius der Natur seine Hand ausstreckte, dort schlüpfte es sickernd durch die festverschlossenen Hausthüren. Es war die Pest.

Die Kirchen waren alle offen. Aber sie waren priesterlos. Die Heiligen lächelten auf todte Menschen herab, die um Gnade flehend krepirt waren.

Die Hostie harrte in ihrem Schreine vergebens auf die Hand des Priesters, welcher sie fassen, auf die Lippen eines Betenden, welcher sie empfangen sollte. Ein warmer, feuchter Wind wühlte durch die Gassen und reinigte die Welt durch die Verpestung: der lechzende Mönch, die jungfräuliche, kranke Nonne, die Kindesmörderin, das geschändete Kind, des Priesters Liebchen, die Edelfrau, die sich nicht waschen durfte, der Adelssohn, der sich geisseln musste,

der Bauer, welcher fasten musste: die Pest, diese zur grössten Rohheit kondensirte Ansteckung des christlichen Mittelalters, raffte Alles zusammen: ein halbes Jahrhundert hindurch war die Natur gegen ihre Geschöpfe, die Erde gegen ihre Kinder im Kampfe.

Die christlich gewordene Welt war ein unsterblicher Skorpion im Feuerkreise, der sich selber vergebens vernichtete.

* * *

# V.

## Der Tod.

Als der Tod zum erstenmale auf die Erde trat und sich in der Keule Kains auf Abel stürzte, da war ein erhaben trauriger Augenblick.

In jenem Augenblicke verstand man zuerst die Farben des Herbstes, das vergilbte Blatt, die unerreichbare Höhe des grausam geschlossenen, von Sturmwolken wirbelnden Himmels, und die namenlose Traurigkeit des Abenddunkenls eines verlorenen Tages.

Von jenem Augenblicke an erst war das Paradiesesleben des Menschen wirklich zerrissen: es schwankte seitdem zwis chen Himmel und Erde,

ohne Vertrauen auf den Ersteren, ohne Freude an der Letzteren, zwischen der Sehnsucht nach diesem Leben und der Angst vor dem künftigen. Der Tod erst schuf das Leben des Menschen; er verlieh demselben erst seinen vollen Werth, und das Christenthum trieb diesen Werth auf eine so schwindelnde Höhe, dass der Mensch noch lieber an eine erbarmungslose Hölle glaubte, in der man von Aeonen zu Aeonen namenlose, nie endende Schmerzen erdulden sollte, ehe er an einen ewigen stillen Grabesfrieden glauben mochte.

Ich habe früher zu zeigen gesucht, wie die Welt sich von Jahrtausend zu Jahrtausend über das Todesgrauen wegzutäuschen versucht hatte in wohlriechenden Flammen, in dem Glauben an ein in Nichts-Zerfliessen, in der Annahme des Fatums, in dem Traume an eine gestaltlose versöhnende Rückkehr zu einem „Ganzen der Gottheit“, und wie zuletzt die Apostel die unbefriedigte Welt aufwühlten mit mächtigen Händen dadurch, dass sie den Tod als den Zweck, das Leben als die Brücke, das Jenseits als Leben, das Diesseits als Busse, den Schmerz als Tugend, die Freude als Sünde, den Himmel als Wiege, die Erde als den dunkeln schmerzdumpfen Mutterleib darstellten, und aus dem Alles versöh-

nenden, friedenbringenden Todesgenius das Gerippe schufen, welches den fieberhaften Himmel bringen sollte, nachdem man vom Menschenkörper jedes Loth Fleisch abgezwickt hatte.

Ich habe zu zeigen versucht, wie aus Atropos das Skelett geworden war durch das Christenthum. Aber von diesem heiligen Skelette der ersten Jahrhunderte bis zu dem grinsenden des Mittelalters war noch ein weiter Schritt. Die ersten Christen hatten das Leben als Busse genommen, und den Tod als Belohnung. Dies Dogma blieb zwar — aber mit einer Variante: Der geisteskranke Christ, dieses Produkt der Enthaltsamkeit, Willenssklaverei, Heuchelei und Trotz gegen Gott, betrachtete zwar das Leben noch als Busse, aber den Tod nicht mehr als Belohnung, da er nicht mehr an den Himmel glaubte. Er zerfleischte noch seinen Körper, aber diese Zerfleischung und diese Enthaltsamkeit waren ihm zur grausamen Wollust geworden: Er gab gehorsam die Liebe auf und nahm die Blutschande; er opferte die Eiderdunen und nahm den Kitzel der Eisenpeitsche; er glaubte an keinen Himmel mehr, aber die Hölle war ihm nöthig geworden, um sich mit der sinnlichen Vorstellung ewiger Strafen zu „reizen“ gleich einem impotenten Greise. Er

hatte Jesus, aber den Satan gab er nicht auf. Er konnte glaubensleer und formenüberladen dem Gerippe kein Kreuz mehr in die Knochenhand malen: verzweifelnd, fiebernd, hasserfüllt, verhurt mit dem Teufel, setzt er ihm grabschändend und die Heiligkeit des Todes entweihend, einen Blumenkranz auf den Schädel und drückt ihm einen Becher in die Hand. Das christliche Mittelalter hatte den Tod vergessen, als Versöhnenden so gut wie als Belohnenden, da es an keine Versöhnung und an keine Vergeltung mehr glaubte: es macht das Gerippe zum Hanswurst. Alle alten Märchen, diese grinsenden unnatürlichen Volkslieder einer traurigen, gesanglosen Zeit, zeigen den Tod als betrogenen Würfelspieler, als verlachten Banditen. Man wehrte sich gegen seinen Schrecken durch Verspottung; ein entsetzlicher Beweis, auf welch' hohe Stufe dieses Entsetzen hinaufgerathen war! Ein entsetzlicher Beweis, wie glaubensleer die Christenwelt geworden war, je tiefer sie in Dogmen gerieth.

Jesus „hatte das Szepter des Todes zerbrochen", und das Leben des mittelalterlichen Christen war ein Angstfieber vor dem Sterben geworden.

Wie leer musste der Himmel der Katholiken

sein, da man das Grab so scheute, bis zur verzweifelten Verhöhnung der Todesstunde und der Hanswurstiade des Todesgenius.

Und doch konnte man auch die „Freude am Leben“ der alten Welt nicht wiederfinden. Die Lebensschönheit war gut getödtet von den Kirchenvätern. Und die Himmelsfreude war auch gestorben an der wunderlos bleibenden Trübheit des ewiggleichen Firmaments.

Arme Erlöste!

* * *

Das Mittelalter lernte eine Entvölkerung durch den Tod kennen, wie kein früheres und kein späteres Zeitalter. Durch ein halbes Jahrhundert dezimirte die Pest die Städte, und was ärger war, das Land. Nicht die Hütte des Feldbauers, nicht die Einsamkeit des Schäfers waren Schutz vor dem „schwarzen Tode“. Bei Menschen war da keine Hilfe, und die Natur war der ärgste Feind! Das Kruzifix erhielt da ein geheimnissvolles, neues, hexenhaftes Ansehen: an Etwas muss die Verzweiflung sich klammern! Das Kreuz der Erlösung wurde als Talisman verschlungen, und von weisser Kreide

geformt, bezeichnete es die Häuser, wo die Pest wüthete. Es muss ein schreckliches Schauspiel gewesen sein, die Menschen so trostlos hinsterben zu sehen wie die Fliegen. Der Priester floh in die Nähe des Kaisers gleich dem Arzte; von dort aus predigte er den Trost: „Die Pest sei eine gerechte Strafe Gottes für die Sünden der Menschheit!"

Das gab der verzagenden Menschheit den letzten Schlag. Das Kreuz entfiel den Händen des Weibes, denn es wurde ja zum Dolche! Und das Werkzeug entsank dem Arme des Mannes — denn er fühlte sich verurtheilt von dem, was er seit Kindheit auf als Schutz und Rettung verehrt hatte. Die Priester hatten mit den Pestpredigten ihr Meisterstück geliefert.

Ein wilder Humor bemächtigte sich da der Menschheit. Der Tod war ja überall: neben uns, über uns, unter uns; das Grab hauchte Todesdünste aus, Jesus verurtheilte zur Pest, die Geliebte steckte uns im Kusse an. Der Tod, das Gerippe sass auf dem Throne der Zeit, allmächtig, alleinherrschend, an Gottes Statt, eine Verhöhnung der Bibelphrase: „und er zerbrach den Szepter des Todes."

Der Tod war also überall; der wilde neue Humor der mittelalterlichen Christenheit fing

deshalb an, ihn an die Stelle der Freude, des Glaubens, der Liebe zu setzen. Wenn man ausgelassen sein wollte, maskirte man sich als T o d; wenn man heirathete, liess man die Fiedler Todtenköpfe als Larven vornehmen; die Maler malten nichts Anderes mehr als Verwesung und Sense: daher die **Todtentänze.**

Die Todtentänze! Fürchterliche Blasphemie des Mittelalters, die man an alle wunderlos gewordenen Kirchenwände klexte, und welche von dort bis an die Wände des häuslichen Herdes drang. Auf die Wiege des Kindes wurde ein Teufelstrudenfuss und ein Todentanz geklext — zum Schutze. Das Fibelbüchlein des Kindes enthielt ein Todtenalphabet; wenn man lustig sein wollte, gab man dem Tode einen Ball.

Der Ballsaal war die Kirche. Die Kirche, die inmitten einer von der Pest verrammelten Häusermenge lag, die Kirche, in die kein hoffender Beter mehr kam und deren Priester entflohen war. Diese Kirche war der Ballsaal, und die Gäste waren junge reiche Edelleute und junge schöne Mädchen. Die Jugend, die Schönheit und der Reichthum fühlten inmitten der Pest, d a s s s i e E i l e h a t t e n.

Ein Taumel ergriff den kräftigen Jüngling, die schmachtende Jungfrau, ja selbst das

unmannbare Kind. Wenn diese Armen in der Kirche zusammenkamen, frech höhnend in Leichentücher gehüllt, die Stirne mit schnellwelkenden Blumen bekränzt, wenn sie beim Klange des Todtenmarsches zu tanzen anhuben, und einander den Wein in den Mund gossen, dass das goldige Nass die Leichentücher netzte bis herab zum Knie, so dass man die volle Frechheit der Formen sah; wenn dann mitten unter den Wunderbildern und der Altarwürde der Kirche der Weinrausch und die Todesahnung der nächsten Minute in ein entsetzliches blut- und naturschänderisches Gewirr überging, so war das keine Sünde, es war Verzweiflung; es war keine Sinnlichkeit, es war das Wimmern der Jugendkraft, die sich vor der Vernichtung sträubte. Grüne Verwesungsflecken und blaue Pestbeulen entstanden an den schamlos entblössten Leibern, die ein Kuss oder ein Griff getroffen hatte: Der Jüngling erkannte in seinen Armen oft entsetzt eine in Fäulniss zerrinnende Leiche; und das Weib erkannte zitternd in seinem leidenschaftlichen Bezwinger einen vom Todeszucken mechanisch belebten Sterbenden. Die ärmste Erde hat ihre Blumen; und der Mensch wusste damals kein Haupt, dass er es schmückte mit dem Schmuck des Sommers. Christus war ein

strenger Bestrafer geworden, wie der Priester verkündete, seine Mutter war krankheits-vergiftet und ihre Berührung brachte den Tod, und so blieb ihm nichts als das Gerippe, das Symbol des Todes, und er bekränzte es. Der Priester ging noch weiter: er dichtete die Verse des Todtentanzes und setzte dem Tode die Schellenkappe auf.

Unser Herrgott lachte auf seinem Throne. J e s u s und der heilige G e i s t waren ja nicht z u H a u s e.

Aber dann kam in diesem gottleeren, erlöserarmen, glaubenslosen, aberglauben-erfüllten, unnatürlieh-erregten, verzweifelnden Mittelalter ein Augenblick, wo unser Herrgott n i c h t m e h r l a c h t e: Der Tod sass auf dem Throne der Gottheit, noch immer frohsinnbekränzt und schellenbehängt, ein Herrscher und ein Hanswurst, gefürchtet, gehasst und verhöhnt zugleich — aber die Menschen tanzten nicht mehr pestvergiftet und veitstanzergriffen und religionsleer um ihn herum, sondern sie flüchteten sich müde, sehnend, verzagend, mit der letzten stummen Bewegung der wahnwitzigen Bettlerbitte in seinen Schooss. Nach der K r a n k h e i t kam der K r i e g von Bruder zu Bruder.

Man lachte nicht mehr angstverzerrt über

den Tod, *man rief ihn*. Aus dem erzenen Feinde machte man seine eigene Waffe. Nicht gegen sich, dazu war das Christenthum zu abergläubisch, sondern gegen den nächsten Lieben. Der jahrelange, pestlange Krieg zwischen Bruder und Bruder, Vater und Sohn, Weib und Mann war der letzte Ausdruck der selbstvernichtenden Verzweiflung an der *wunderthätigen*, *todtbringenden* Jesus-Gottheit.

Und *welche* Fahne erhoben diese verrotteten, verzweifelnden, todtberauschten, gottverlachenden Krieger?

Die Fahne, die hier die natürlichste war: *Die Fahne Gottes*, diese beissende Kritik des Nachfolgers der Pest, des

*Dreissigjährigen Krieges*.

* * *

# VI.

## Der Krieg.

Der grosse Krieg des Mittelalters ist an sich eine unerbittliche Verurtheilung des Christenthums, wenn er nichts anderes wäre.

Ein Krieg für Gott! Welches erschaffene Wesen darf einen solchen wagen? Wer mag sagen: Du sollst die Brust, die mich ernährte, heiliger halten als die Deiner eigenen Mutter? — Ein Krieg für seinen Gott, verurtheilt diesen Gott; denn er beweist, dass derselbe menschgeschaffen und nicht vom Himmel gesandt ist: vom Himmlischen kann nichts Böses kommen!

Und vollends ein Krieg für den Gott, der gesagt hatte: „mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ Der dreissigjährige Krieg war der letzte Trotz der christlichen Menschheit gegen das Christenthum: Der Priester sandte den Vasallen aus, um gegen die Vasallen eines andern Priesters zu kämpfen. Es war ein merkwürdiger, einziger Krieg, dessen Ende nur von der Erschlaffung erwartet werden konnte: man kann eine Festung, ein Land erobern; aber hier machte man sich das Jenseits streitig. Die Landsknechte wateten bis über die Knöchel im Erdenkothe, und stritten für den Himmel! — Auf den Fahnen prangte ein Kelch oder eine Jungfrau, und auf der Erde wimmerte das Kind an der vertrockneten Brust der geschändeten und ermordeten Mutter.

Der Glaubenskrieg hatte alle Ordnung und alle Fesseln, welche die Pest noch gelassen hatte, gänzlich vernichtet: Die Ansteckung hatte den Menschen nur getödtet, aber der Krieg und sein Hunger machte ihn zum Thiere; die Ansteckung hatte den Enkel gegen den Greis misstrauisch gemacht, aber der Glaubenskrieg liess das Dach, unter welchem der Greis zitterte, in erbarmungslosen Flammen auflodern. Die Rache der zurückgedrängten Natur war noch

gnädig gegen die Rache des verzweifelnden Christen. Das liebste Zeug zum Todtmartern war ihm der Priester, das hassenswürdigste Ding zum Todtschänden war ihm das Alter oder die Kindheit. Und während der christliche Soldat unter der Fahne Christi gegen den andern christlichen Soldaten raste, umhing er sich mit Allem, was sein Aberglauben ihn lehrte. Die passauer Zettel, die er um den Hals trug, die geweihten Kugeln, die immer trafen, die Hexenzeichen auf der Brust, die ihn gefeit machten, Alles das waren Panzer, die ihm sein guter Freund, der Satan sandte, für den Kampf um Jesu willen?! ... Ein seltsamer Widerspruch; aber war die Idee nicht schon längst untergegangen in der Formel? Die Erde war durch den Christianismus zu einer unglaublichen Dummheit zurückgekehrt, welche Jesum hasste und in seinem Namen kämpfte, welche nur dem Satan vertraute, und sich vor ihm entsetzte. Man hatte die Menschheit so lange herumgehetzt zwischen dem Evangelium und dem Dogma, der Erlösung und der unausbleiblichen Verdammniss, dass sie zuletzt rasend wurde wie ein scheugewordenes Ross; sie tanzte nicht mehr, und erkrankte nicht mehr; sie hexte und sie verhöhnte und sie sang nicht mehr; sie biss nur

um sich wie ein scheugewordenes Ross und schlug mit den Hufen und zerriss und zerstampfte Alles — Freund oder Feind — was ihr nahe kam.

Die Rache reckte ihr Schlangenhaupt über die Nester dieses Unheils: die Kirchen und die Burgen loderten in Flammen; Landsknechte, denen das Hemd hinten und vorn aus den zerrissenen Hosen hing, schleppten schwere Schmuckkisten nach den Wägen, in denen sie sechsspännig zur Stadt fuhren; verfaulende Lagerdirnen liefen in kostbaren Messgewändern hinter das Gebüsch. Die Wiegen waren unter rauchenden Trümmern zerschmettert, und der ausgegrabene geplünderte Sarg war angespieen.

Die Herrscher mit ihren Priestern zitterten selber manchmal in ihren Stadtpalästen, wenn der Blutdampf zu erstickend und das Gotteslästern zu schneidend wurde. Und es kam doch manchmal ein Frühlingstag, wo die Sonne bei ihnen schüchtern-lächelnd um Gnade zu flehen schien für die Erde, und wo sie sich selber sehnen mochten, nach Jahren wieder einmal Veilchen erblüht zu finden. Aber sie selber waren schon Sklaven des von ihnen geschaffenen Glaubens geworden. Der Christ konnte mit dem Juden Verträge schliessen oder er konnte sein

Land an den Muselmann verrathen: aber gegen den Nebenchristen liebevolle Versöhnung zu hegen, das war das oberste Vergehen des Christianismus. Und dreissig Jahre hindurch dampfte der Opferblock Jesu von frischem Blute, bis die Sonne verdunkelte, die Aehre verwelkte, die Quelle untrinkbar wurde. Da erst fühlten die irdischen Vertreter des Himmels: die Monarchen und die Priester Furcht — für sich. Und sie erinnerten sich, dass nichts für das Jenseits übrig bleibe, wenn man die Erde schon zur Hölle mache.

*
* *

# VII.

## Das Geld.

Das Geld fing im Mittelalter an. Man hatte wohl schon im Alterthume Münzen, Reichthümer und Schulden. Aber das Geld, dieses fassbare und dennoch gestaltlose Etwas, welches sich vermehrt wie der Fisch im Rogen, und welches zergeht wie der Schnee in der Sonne, dieses leblose Infusorium und dieses allmächtige todte Metallwesen, hatte seine Genesis im christlichen Mittelalter. Sein Vater war der Jude, seine befruchtete Mutter war der christliche Priester, sein Geschöpf war der Wucherer.

Der Jude ist ein anderes Wesen geworden, seit wir ihn zum letztenmal betrachtet haben.

Er war ein besiegter Erlöster, den man des Gottesmordes zieh. Der Jude, dieser Schüler und einzig mögliche Saatverbreiter der Liebeslehre Jesu, war von den ersten griechisch-römischen Kirchenvätern, denen die Kreuzigung effektvoller schien als die Bergpredigt, des Mordes geziehen worden vor dem Richterstuhle der Welt.

Und dieser vermeintliche Mörder, der Jude, wurde überwältigt von den Anklägern. Der „Fluch" hatte sich erfüllt: Die Juden waren zerstreut und verbannt, und in den Furchen über ihrem zertrümmerten Tempel starrte fruchtzerstörendes Salz. O Gott! Sie hatten ja nichts verbrochen: sie hatten ja keinen Gott tödten wollen, sondern blos den Feind ihres Gottes. Und nicht das Volk hatte ihn ja getödtet, sondern der Pharisäer. Wie leicht ist das Volk geleitet von dem, was es zu verehren gelehrt wurde! . . . Und dafür erhob sich jetzt die ganze Welt gegen sie, und Jesus der Nazarener, der sich in tausend Hydra-Köpfen verkörpert hatte, trieb sie zum zweitenmale aus ihrem höchsten geliebtesten Tempel: aus der Heimath!

In der That ist seitdem der prägnanteste Nationalcharakter der Juden das Heimweh.

Obdachlos herumirrend, suchen sie mit rührender Hoffnungslosigkeit ihren Gott auf fremden Gefilden wiederzufinden. Umsonst. Jesus hat in das jüdische Leben eine Lücke gerissen, die unausfüllbar ist, und die sie sich selber nicht gestehen mögen: sie hoffen nicht mehr auf die Erlösung. Und das macht sie im fremden Lande heimathloser als die Verbannung selber. Und das erfüllt sie gegen den Christen mit mehr als religiöser Feindseligkeit, es erfüllt sie mit Hass, mit tiefem, brennendem, unbesiegbarem, unbezähmbarem Hasse.

Der Galiläer und Samariter war anspruchslos gewesen die ganze vorchristliche Zeit her. Wie Jesus erschien, fühlte dies Volk in ihm seinen Messias durch all das starre Pharisäerthum seiner Gelehrten hindurch. Wäre Jesus ein ehrgeiziger Prophet, und kein wahrhaftes Gotteskind gewesen, er hätte sich mit den Pharisäern geeinigt und hätte als ein bei lebendigem Leibe vergötterter Dalai-Lama geendet. Aber die Pharisäer, nachdem sie vergebens Schritte gethan hatten, um Jesus mit ihrer herrschenden, stolzen, tugend-hoffärtigen Kaste zu vereinbaren, mussten ihn stürzen; sie thaten es. Und das jüdische Volk, aus dessen innerstem Bewusstsein Jesus hervorgegangen war,

dessen innerste Uebel er linderte und dessen innerste Sehnsucht er erhellte, liess sich verleiten, seinem wirklichen Arzte und Erlöser das: „Kreuzigt ihn!" in's Gesicht zu speien. Aber mit dem letzten Seufzer Jesu rächte sich diese That. Das Volk mit dem gesunden Gefühle fand seinen Ausdruck schon in jenem Rufe des Hauptmanns unter dem Marterholze: „Wahrlich, er war ein Gerechter!" Und dies Volk sah eine Horde andersgläubiger philosophirender Phantasten um das Gewand des Meisters würfeln, den nur sein eigenes Volk rein und echt verstehen und, von seiner Lehre durchdrungen, nach Jahrhunderten der Welt hätte einflössen können gleich einem Heilmittel. Der Jude sah, wie der Grieche und Römer Jesum grotesk missverstand, und dennoch stolz dessen Panier aufpflanzte; und er sah, wie dieser Grieche und Römer in Jesu Namen das Judenthum eines heiligen Mordes zieh! Mein Gott, wie bald verurtheilt und tödtet eine Volksmasse einen Menschen — einen Menschen vielleicht, den es im Innersten liebt! Und nach einer solchen jähen, allgemeinen That musste dies Volk plötzlich die Anklage des vorbedachten, grauenhaften Gottesmordes auf sich nehmen! Und unter dieser Anklage

wurde sein Tempel zertrümmert, sein Heim zerstört, sein Kind in das Elend und in die Sklaverei der Verachtung getrieben. Wer mag sich da wundern über den brennenden Hass, den der Jude dem Christenthume widmet? — Der Hass findet immer seine Rache. — Und die Rache des Juden war das Geld.

Der arme vertriebene Jude, der sich über Europa ausbreiten musste, brachte aus dem Oriente einen unwiderstehlichen Hauch von Genusssucht und Wollust herüber. Es war nicht jene Wollust der Römer, die den Augenblick zehntausendfach bezahlte, indem sie untilgbare Schulden machte, wie Cäsar; es war eine Genusssucht, welche die Macht durch den Besitz anstrebte. Das klassische Alterthum hatte hundert Wege gefunden, ein Einkommen zu zerstreuen; aber ein Kennzeichen des Judenthums, welches als verspieener Sklave im Hause des Christenthums lebte, war es, ein Einkommen zu vermehren. Der Jude vermehrte das Einkommen für sich, aus einem unbewussten Instinkte der einstigen Oberherrschaft: aber was ärger war, er lehrte dem Christen die Geheimnisse dieser Geld-Brut-Idee, und machte auf diese Weise den siegreichen rohen Despoten zuerst zu seinem Genossen, und dann unmerk-

lich zu seinem Diener. Der Jude war es, welcher, nachdem er die Ohnmacht des Schwertes erkannt hatte, die Allmacht des Geldes ahnte — nicht des Goldes oder des blödschauenden Reichthums, sondern des Geldes, welches hin- und herfliesst, Leben, Gefühl und Sinne hat, sich mit anderm Gelde begattet und vermehrt, und endlich Länder überschwemmt und tyrannisirt, wie die sandgleiche Nachkommenschaft der Patriarchen.

Die grandiose neue Idee des „Geldes“ war für den Juden ein Schild und ein Schwert. Es war ihm ein Schutz und zugleich eine Rache. Der Jude stattete den Kreuzfahrer aus, der Jude brachte den christlichen Gegenkaiser auf den Thron, der Jude bestritt die Kosten der päpstlichen Orgie; dafür „durfte er leben“. Aber was mehr war, der Jude machte Schüler unter den Christen: der Sklave wurde Lehrer, und wehe dem Herrensohne, der vom hasserfüllten Sklaven lernt! — Die christliche Welt, welche vom Priester lernte, wurde krank und toll; die wenigen seelenkalten Christen, welche vom Juden lernten, wurden selbstsüchtig und geizig. Der Christ hatte ja in seinem verfälschten Glauben keinen Anhalt zu etwas Gutem und Edlem: und wem die Sinnlichkeit

des Cölibats fehlte, der konnte leicht die Geldgier des Hagestolzen bekommen. Die Impotenz kann ebenso gut in der Frenesie wie in der Habsucht ihre endliche Inkarnation finden. Und neben dem Pestkranken wird es den Leichenräuber, neben dem Veitstänzler wird es den Schatzgräber, neben dem Landsknechte wird es den Mäkler geben.

Schon vor den Kreuzzügen fing der Jude an, die Augen der beiden Zwillingsgeschöpfe: Adel und geistliche Würden auf sein Geld zu lenken; ich wiederhole es noch einmal: nicht auf seinen Reichthum — denn reich war auch der Christ, aber auf sein Geld, welches von Tag zu Tag zunahm, anstatt sich zu vermindern, welches unaufhaltsam anschwoll, welches von Stunde zu Stunde kleine goldene Eier legte, und das damals entstandene Märchen vom Wünschhütlein des Fortunatus zur Wirklichkeit machte. Der Adel und die geistliche Würde waren es, wie gesagt, zuerst, welche auf dieses glänzende Wunder aufmerksam wurden. Sie benutzten dasselbe anfangs noch auf rohe, instinktmässige Weise: wenn der Ritter oder der Bischof Geld brauchte, oder wenn er zornig wurde über den Bienensegen auf dem Geldsacke des Juden, so nahm er den Juden her, verurtheilte ihn zur

Folter, so lange, bis er sein Geld durch Schenkung „überliess“. Man konnte das. Denn das Judenthum an sich war ja ein Verbrechen, ein unsühnbares, das Verbrechen des Gottesmordes.

Aber der gefolterte, total ausgeplünderte Jude verhungerte darum nicht; er bekam einen Mitleidspfennig von jedem seiner Stammgenossen, und dieser Pfennig wurde zur Silbermünze und diese Silbermünze wurde endlich wieder zum Gelde.

Adel und geistliche Würden plünderten diesen Fortunatusseckel noch einmal, und nochmals erschien in dieser zertretenen, mit Salz bestreuten Furche die unausrottbare Saat: Das Geld.

Während der Ritter es aufgab, das Geheimniss dieses Wunders begreifen zu wollen, und sich damit begnügte, es für sich auszubeuten, durch die Despotie des adeligen Räuberthums, fing der hohe Geistliche (der an kein Wunder glaubte) an, die Sache als Rezept zu wünschen, und er nahm den Juden, er verbündete sich mit ihm, er zog ihn an seinen geistlichen Hof, und er lernte. Bald hatte der hohe Geistliche das Geheimniss weg, und noch ein wenig später die Geschicklichkeit. Zuerst

hörten die Judenmartern auf, und der begüterte Bischof machte den Israeliten zu seinem Genossen. Später machte er ihn zu seinem Hausmaier und Verwalter. Das Geld war geweiht. Es floss zu und ab, es vermehrte und veränderte sich in den geistlichen Palästen. Es ging noch durch die Hände des Juden, aber es floss in den Säckel des Geistlichen. Eine ungeheure Machtvergrösserung des priesterlichen Güterbesitzes erfolgte daraus; während der Ritter in seiner blöden Weise noch immer in Hohlwegen auf den vorbeiziehenden Wanderer wartete, zog ihn der reiche Geistliche von Ferne aus — ohne seinen Schuh zu beflecken.

Das Volk merkte mit Entsetzen, dass der Bischof weniger peitschte, und mehr bedrückte. Denn der Appetit kommt mit dem Essen. Es merkte, dass der güterbelehnte Geistliche mächtiger wurde als der Kaiser, dieser letzte rettende Hoffnungstraum einer thränendurchwachten Nacht; und mächtiger als der Papst, welcher immer Geld brauchte. — Da war es wieder der Jude, der Diener des hohen, mit Geld arbeitenden Geistlichen, welcher als Rath und Hilfe in das Haus des Bürgers trat: der Jude trug einen gelben Turban und die Jüdin trug eine gelbe Schleife, damit sie ge-

sondert seien von dem „ehrlichen“ Bürger und ihrer Verachtung und ihrem Hass vogelfrei gegeben. Das Alles hatte sich jetzt gesänftigt und geändert: Der jüdische Verwalter des Bischofs konnte wohl der Hausfreund des christlichen Vasallen werden. Und der Christ lernte da viel. Er lernte dem Juden seine Rache ab, die auch er dem Despoten entgegen setzen konnte: Das Geld. Das Geld wurde etwas Heiliges; etwas Heiliges für den listigen Vasallen, denn es konnte ihm Freiheit und Vergeltung bringen; und etwas Heiliges für den alten, siechen, frömmelnden Hagestolzen und für das alte, zahnlose, unverehelichte Weib, denn es machte sie dem geistlichen Herrscher lieber und brachte sie in Ansehen vor der ganzen Gemeinde; und dann fanden ja die lechzenden, halbverhungerten, aus christlicher Entbehrung und hässlicher Heuchelei zusammengetrockneten Herzen der alten Frömmler und der alten Jungfrauen einen endlichen Geliebten: Das Gold! Das Geld, von dem sie nie gewusst hatten, dass es lebendig sei, sich begatte und vermehre. Und eine sinnliche Neigung bemächtigte sich am Ende der Tage eines jeden vom Fasten ausgetrockneten Gemüthes. Und es war eine schauerlich sinnliche Vereinigung, die Vereinigung

der alten Menschenseele und des kalten glitzernden Goldes. Der grösste und unnatürlichste Inzest, den die Natur jemals erlitten, war die fieberhafte Wollust, mit welcher runzlige Hände in dem kalten Goldbade wühlten wie in den Reizen eines rasend geliebten Ehewesens. Was an Herz oder Gewissen noch da gewesen war, ging unter in diesem unnatürlichsten Laster, der Sodomie zwischen der Seele dieses Wesens, das an Gott hinanragt, und des Metalls, diesem Dinge, das unter dem Thiere steht.

Der Geiz und die Habsucht, diese beiden Zwillingsgebornen, krochen aus faulen Zwiebeltonnen heraus über die Geldbücher des Mäklers, einen Schmutzfleck zurücklassend auf Allem, was sie berührten. Die Habsucht fing jetzt an, dem Gelde einen frommen Zweck unterzulegen, der tausendfältige Zinsen brachte: Der Wucher entstand.

Mit seinem dünnen scharfen Gesichte sitzt der Wucherer, diese letzte Missgeburt dieses christlichen Mittelalters, über einer aufgeschlagenen muffigen Bibel, und beschneidet beim Schimmer einer mit heiligem Oele gefüllten Lampe das Goldstück. — Die Brille ist auf die runzelgespaltene lederne Stirne hinaufgerückt, denn das rothe Triefauge, welches die

Worte der Bibel nur durch Vergrösserungsgläser altersmüde zu buchstabiren vermag, sieht genau und scharf den Goldstaub, der daneben fällt.

Das Haupt ist mit einer Pelzmütze bedeckt, denn das Ehebett des Geldes mit dem Menschen ist immer eisig kalt wie das Grab. Die greisen Hände handhaben die Feile unsicher, denn sie zittern: sie zittern vor Gier nach Gewinn und aus Angst vor dem Verlust.

Schmutz durchfrisst den verfaulten Zahltisch, und Fäulniss pestet aus der schlechten Waare des dumpfigen Loches: Der Körper, der Verkauf und Alles wird ja vergessen über dem Geldverkehr und dem Wucher.

Nur für den Sturm, der durch das enge, stinkende Gässchen draussen heult, ist das Ohr des Wucherers nicht taub. Denn er rechnet, dass Missernten und Obstfrost den Landmann und den Bürger ganz in seine Hand geben würden. Er betet auch: „Heilige Jungfrau, gib uns ein schlechtes Jahr für das Getreide und ein noch schlechteres für die Frucht; lass die Aehren verdorren und den Baum verfaulen, dass der Bauer und der Ritter ärmer werden und mich dadurch reicher machen.“ So betet der Wucherer, und der feine Goldstaub, den er abfeilt, rieselt

gerade auf die Stelle der roth gedruckten Bibel: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst.“ —

* * *

Als die Macht dieses reissend emporwuchernden Unkrauts „Geld“ immer grösser und fürchterlicher wurde, als der Vasall dadurch zum Kaufmann, zum Gläubiger, und der Gläubiger zum Befehlenden wurde, da gedachte die Kirche zuerst daran, dem Einhalt zu thun durch ihr gewöhnliches Machtwort; so bald sie irgend Etwas: einen Genuss, eine Freude oder einen Gewinn für sich allein in Anspruch nehmen wollte, war es von jeher ihre Taktik gewesen, dasselbe dem Laien als Todsünde zu versagen. Und mitten in dem Geldwucher des Mittelalters bezeichnete das geistliche Gesetz als mit ewigen Strafen verfolgte Todsünden: den Geiz und die Habsucht und den Neid, wie sie schon früher die Unkeuschheit, die Hoffart, die Gefrässigkeit und die Faulheit zur Todsünde gestempelt hatte. — Gleich jenem Herrn, der auf eine Flasche Wein vor den Augen seines genäschigen Dieners die Aufschrift klebte: Gift.

* * *

# VIII.

## Dante.

### (Die mittelalterliche geistliche Poesie.)

Unter Dante verstehe ich hier das christkatholische Mittelalter, welches, nachdem es das Volk, die Höhen und die Herrscher in sich aufgenommen hatte, als letzte That auch die Poesie zu ihrer Dienerin machte, und dadurch die höchste Stufe der irdischen Herrschaft erreichte; das Christenthum sass schon auf dem Throne: es fehlte ihm nur noch das Chrysam der Königssalbung, und dies konnte nur der Dichter oder Prophet, diese einzige Offenbarung des Ewigen, auf das Haupt des weltbeherrschenden Dogmas giessen. Und die Dichtkunst that es.

Das Mittelalter konnte papst-christlich sein bis in seine innersten Fibern hinein: so lange es nicht den Dichtersegen hatte, fehlte ihm trotz aller Errungenschaft noch die Legitimität. Von jeher war es, wie gesagt, der Prophet, welcher den Wahlkönig legitimirte.

Der Dichterfürst des katholischen Mittelalters, Dante, war es, welcher dem Christianismus eine unverwelkliche Krone von ewigen Blumen auf das Haupt setzte, und dadurch die Wolken zum Teppich des weltlichen Papstthrones machte. In Dante findet das christliche Mittelalter seinen frappantesten, traurigsten Ausdruck. Dante war ein Adeliger, ein Liebeskranker, ein Patriot und ein Poet. Und er zeigt fürchterlich, wie die Fürstenwürde, die Liebe, der Patriotismus und der Traum selbst zum Schüler des Priesters geworden waren.

Dante war von fürstlichem Adel — und sein Stolz darauf fand keinen anderen Ausdruck als den der grassesten Mystik: Der Adel war durch seine Verbrüderung mit der Priesterschaft zu einem exklusiven Mysterium geworden. Der Adelige und sein Bruder, der Priester, mochten sich in der schändlichsten Orgie nackt mit den Schweinen der Strasse mengen: und an ihrem Orte, am Throne und in der Kirche

konnte der Adelige und der Priester die Hand zum Kusse reichen Jedem, der sich nahte — und diese Hand, die sich lüstern nach dem Körper der Vasallin oder nach dem Kraushaare des Beichtkindes ausgestreckt hatte, wurde geküsst — geküsst, wie ein Hund sie beleckt haben würde: Die Seele des Christen war glücklich bis zum Instinkt herabgesunken. Und Dante, welcher seine verschwiegerten Cardinäle beschimpfte und seine feindlichen fürstlichen Gegner, forderte mit unsterblichen Worten den Handkuss für das Priesterthum und die Unverletzbarkeit für seine fürstlichen Gebrüder. Der Adel und die Priesterwürde waren ein Mysterium. Und wer vermag ein Geheimniss und ein Räthsel zu richten?

Dante war ein Liebender: und er konnte für seine Liebe kein anderes Ziel finden, als dieselbe zunächst an den Thron Gottes zu hetzen: er machte aus seiner Beatrice „die Gottgelahrtheit", wie man aus einem Mehlteige die Hostie bilden würde. Wie rührt diese That alle sensitiven Gemüther! Aus einer Geliebten den höchsten, unsterblichen Engel Gottes machen! — Ich sehe darin nur die entsetzliche gesetz- und scheulose Willkür der hohen Stände des Mittelalters, welche eben sowohl seine Selbst-

vergötterung, wie seinen frivolen Unglauben beweist.

Wenn das Mittelalter an Gott und an die Jungfrau geglaubt hätte, würde Dante die Gottesgelahrtheit nicht wie eine Spielerei in den Schooss eines Mädchens gelegt, und Papst Alexander der Sechste würde seine Mätresse nicht als die heilige Maria der Maggiore-Kirche haben porträtiren lassen.

Der Maler machte nach einer Liebesnacht seine unübertreffliche Bäckerin zur ewigen Jungfrau, und der Dichter sandte einen Menschen in die Hölle, weil er sein politischer Gegner war. Entsetzlicher Beweis der Glaubensleerheit des Mittelalters! — Das Mittelalter, welches voller Kirchenbilder, Reliquien und Wunderorte war, glaubte wohl an die Leinwand, an das Märtyrer-Gerippe, aber nicht mehr an die Gottheit, an den Sinn, nicht mehr an das Jenseits. Denn wenn die Kunst frivol wird, ist es auch die Seele der Menschheit — und die Frivolität mit ewig ehrwürdigen Sachen ist der grösste Hohn, die grösste Verachtung, weil sie diese Ehrwürdigkeit verlacht, indem sie sie bekränzt! Schrecklicher Spott und schreckliche Wirrniss: Die Kunst des Mittelalters, welche an das ungeschwitzte Hei-

ligenblut glaubte, schändete die heilige Jungfrau auf ihrem Lager; welche Verwirrung musste erst das Volk ergriffen haben, das die Särge der Apostel küsste gegen seine Hausübel, und welches den lüsternen Priester erschlug um der Ehre seiner Hütte willen?

Die Erde wogte in ihren Grundvesten hin und her wie ein aufgewühltes Meer: Man glaubte nicht mehr an Gott, aber man neigte sein Haupt vor dem Kreuzzeichen des Priesters; man glaubte nicht an die Erlösung, aber man verehrte die unbefleckte Empfängniss — um seines eigenen Ehelagers willen! Und was war die Ursache dieses Gehorsams im Verneinen, dieses Aberglaubens mitten im Unglauben? Die exceptionelle Stellung des katholischen Priesters. So behaupte ich's.

Die Priester als Priester wären ungeschickt gewesen damals, wenn sie die Natur wieder hätten einführen wollen; und sie wären ungeschickt heute, wenn sie inmitten dieser gegen sie angezettelten Revolution nachgeben, oder sich für besiegt halten würden.

Was sind auch alle diese aus Priesterhass bis zum Atheismus angeblähten Zeitungsartikel der von Israeliten redigirten österreichischen, italienischen und spanischen „Pressen" und

„Fremdenblätter" gegen die kräftige That der josephinischen Ordensaufhebung und gegen die kühnen öffentlichen Peitschenhiebe des Jahres Achtundvierzig? Und nach Joseph dem Zweiten und nach dem Jahre Achtundvierzig wurde die Geistlichkeit wieder das, was sie gewesen war, mächtiger noch als früher: denn nach Joseph wurde der Güterbesitz erneuert, und nach Achtundvierzig wurde das Conkordat geschlossen: Und wem verdankte dies die Geistlichkeit? Dem Cölibat! Und hier kommen wir wieder auf die weltliche Waffe der Geistlichkeit, welche das Mittelalter regierte und sich ein Phönixleben schuf, zurück: Das Cölibat. Das Cölibat war die grosse Macht der mittelalterlichen Geistlichkeit (und ist die Macht des heutigen), jene unnatürlichste Macht, die die Geistlichkeit des Katholizismus (und ihn habe ich bisher unter „Christianismus" verstanden) leben macht wie ein Elixier, welches das Blut austrocknet und dadurch den Körper erhält. Und deshalb darf kein echter katholischer Kirchenfürst das Cölibat aufheben, mögen auch einzelne Landkooperatoren, die zufällig in die Tochter eines Kaufmanns oder in die Nichte eines Försters verliebt sind, fulminante Adressen verfertigen. Wodurch wurden die Eunuchen

des byzantinischen Reiches zu Herrschern desselben? Durch die Kastration, welche ihnen Zutritt in das Schlafzimmer des Mannes und in die Betstube der Frau verschaffte. Der kastrirte Mann verbindet mit der Hartnäckigkeit des Mannes die List und Falschheit des Weibes.

Und die katholischen Priester waren (und sind) die Eunuchen des Mittelalters. Die erlaubte Liebe, die gesegnete Ehe, das Glück mit einem Worte, würde ihre herrschsüchtigen Kräfte lähmen, ihre List abschwächen, ihr Herz sanft, gut, gotterfüllt machen. — Der verheirathete Priester liebt alle Kinder um der eigenen Kinder willen; er liebt den Bürger, der sein Nachbar ist, und der gleichen Segen und gleiche Ernte hat; der verheirathete Priester ist zu sehr Mensch, um Menschen verdammen zu können; aber der kastrirte Priester mit der verheimlichten, boshaft gewordenen Leidenschaft: er hasst das Kind im Gegensatz zum Jesuskinde, das Kind, welches ihm eine Schande wäre, das vielleicht um seinetwillen gemordet ist, das er im besten Falle erhalten muss, ohne dazu „verpflichtet“ zu sein. Das Kind, dieses lieblichste Wesen der Schöpfung, ist für ihn gleichbedeutend mit Verbrechen. Er hasst es in allen Kindern, und er hasst den Bürger

um seines Glückes willen, und dieser Hass gibt ihm die Herrschaft. Er ist klug, böse, habsüchtig und grausam, weil er nicht glücklich sein kann.

Die heilige Theresia sagt: „Der Teufel ist ein Unglücklicher, der nichts liebt.“ Ebenso gut könnte man den armen bösen und geizigen und erbarmungslosen Priester, den Inquisitor am Scheiterhaufen, den schauerlichen Knabenverführer, den habgierigen Verweigerer des Armen-Begräbnisses nennen: „Den Unglücklicheren, der nichts lieb haben soll!“

*
* *

Dante war also, wie gesagt, ein echter Edelmann, und ein echter glaubensleerer Mensch, und ein echter Priesterzögling seiner Zeit. — Dass er auch ihr genialster Dichter war, das ist eine Schmach, wie die Welt sie nur selten erzeugt. Dante ist in seiner Form und in seinem Gedankenschwunge der grösste Dichter des „Uebermenschlichen“ seit Homer. In seinem Inhalte steht er aber nicht höher als der verstockteste Landpfarrer, welcher Sonntags von Pech und Schwefel donnert!

Die Hölle, jene Bauernhölle mit wirklichem Gestank, hat in Dante eigentlich ihren grössten Schöpfer und Ausbilder gefunden: es gibt keine Marter, die er nicht verzehnfacht, keine Fleischesqual, die er nicht vertieft und verbessert hätte. Seine Hölle rieselt von Blut und brenzelt von verbranntem Fleisch. Die Hölle des Pfarrers ist dagegen ein einfacher Backofen! — Betrachtet man dagegen sein Paradies, so bleibt man erstaunt über die Fadaise und Langweile seiner Seligen in den goldbrokatenen Kleidern, die mit mystischen geheimnissvollen Attributen spielen und nichts wünschen, nichts thun, nichts fühlen als ihre Rolle, die sie im Himmel zu spielen haben gleich den Coryphäen in einem Ballet.

— „Das ist eben tiefe Allegorie!" — sagt man.

Aber mein Gott, wenn Dante die endliche Vollkommenheit so tief-allegorisch auffassen konnte, dass sie beinahe wie das unverständliche Murmeln eines versiegenden Baches anmuthet, weshalb konnte er für die Hölle nur das Folterwerkzeug finden, und keine Allegorie? Dante war eben kein christlicher, sondern ein mönchischer Poet. Und die Möncherei findet in ihm seinen grassesten Ausdruck noch

nicht in dem Schwefelgestanke der Hölle, sondern noch greller in seiner kleinlichen Menschenüberschätzung, die im Mittelalter wahrhaftig zu glauben anfing, das Individuum nehme im Weltraume dieselbe Stelle ein, wie hier. Wen verdammt Dante zu den gräulichsten Qualen? Seinen persönlichen politischen oder gehässigen Feind. Gott-Richter war nichts. Dante malte sich selber als den Gott des jüngsten Gerichtes, wie Rafael seine Bäckerin als heilige Jungfrau malte. Der Priester und der Poet und der Adelige vermischten sich verwirrend mit den obersten Rangstufen des Himmels. Das Volk zitterte vor dem Cardinal, der mit einer Handbewegung einen Höllenölkessel brodeln machen konnte, und dieses Zittern war legitim: Der Cardinal hatte seinen Bruder, den Fürsten, an seiner Seite, der dem Jenseits schon Diesseits Nachdruck geben konnte. Recht und Unrecht bestand nur in der Feindschaft der grossen Parteien. Der gemeine Mann musste nur ein gläubiger Christ sein und seinem nächsten Herrn Fürsten oder Bischof dienen. Von der Gegner Seite freilich ward er zur tiefsten Hölle verdammt. Eine jammervolle Verwirrung ergriff da das Volk; verdammt blieb es immer: nicht für Tugend oder für Laster, sondern für

den Zufall seines Geburtsfleckens, Gott hatte sich wirklich in dem unmittelbaren Herrn inkarnirt und „seine Reiche waren von dieser Welt“. Schreckliches Elend, durch jene verfälschten Worte angefacht: „Wahrlich, was ihr auf Erden lösen oder binden werdet, soll auch im Himmel gebunden oder gelöset sein!“ — Entsetzliche schrankenlose Macht, welche der Apostel-Schreiber damit seinen Genossen übergab. Schreckliches Wort, über welches alle Apostel übereingekommen waren und welches ihnen den Himmelsthron schon auf die Höhen der Erde herab senkte.

Leset Dante: leset, wie er das Jenseits ordnet, zu einem Entsetzen für den trostlosen Menschen, indem er einer Horde von Priestern die Arbeiten anordnet. Sehet, wie er die Stelle Gottes einnimmt, und die Schuldscheine seiner politischen Gläubiger am Phlegeton verbrennt; seht wie er den Himmel unbegehrenswerth und unmöglich macht für das Volk, indem er ihn durch Gelehrsamkeit und Spitzfindigkeit seiner Kaste von Priestern und Adeligen vorbehält. Seht, wie er die erste Engelsstelle am Throne Gottes seiner Geliebten, und die tiefste Stelle der tiefsten Hölle frivol und unverschämt zugleich einem edlen politischen Feinde zuer-

kennt: und ihr habt das Mittelalter, das sich in seiner bedeutendsten Poesie spiegelt: Die Priester- und Adelsherrschaft, den Unglauben, den Aberglauben, die Verneinung der Menschenrechte, die Selbstvergötterung und die Dummheit.

*
* *

Welch ein hässlicher Abstand ist an dem unmittelbaren Götterkinde Dichtkunst bemerkbar in seinen Inkarnationen binnen weniger Jahrhunderte:

Der Dichter Jesus, welcher zur Samaritanerin spricht: „Wahrlich, ich sage Dir: es muss eine Zeit kommen, wo man Gott nicht auf jenem Berge, sondern im Geiste und in der Wahrheit anbeten wird!" —

Der Dichter der Offenbarung, welcher sagt: — „Der Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt: Das ist der ewige Tod!" —

Und Dante, welcher schreit: — „Wehe Dir, Pisa, Schandfleck der Welt!" —

*
* *

## IX.

# Die Bettelei.

Eine weitere Neuheit des christlichen Mittelalters war die Bettelei. Das Alterthum hatte auch seine Bettler: es hatte seinen obdachlosen Wanderer, der in der Fremde um ein Bad und ein Stück Brod flehte, — Ulysses. Und er hatte seinen Dichter, der an den Strassenecken die Göttergeschichte sang, und dem man dafür eine Taube und ein Wollenkleid reichte.

Aber die Bettelei, das heisst das Almosenheischen ohne Hunger, ohne Noth, ohne Elend, ist ein Produkt der Möncherei des Mittelalters. Der Mönch weihte sein Leben Gott, und sah dafür den Nebenmenschen als seinen Schuldner an: es lag vielleicht ein Gran von Recht und Ehrlichkeit in diesen ersten Bettelmönchen, welche sich aufrichtig in die Gottesidee versenkten,

und so weder Zeit hatten, Bäume zu fällen, noch das Feld zu bebauen. Und in der That kamen die Reichen selber zu diesen Gottesversenkten, nnd speisten sie.

Aber eine grosse Neuerung ward da eingeführt: nicht das Elend machte also mehr den Bettler, sondern die sinnende Frömmigkeit.

Es war dies ein grosser Anstoss für faules Gesindel, ein unberechenbar gefährlicher Anstoss, welcher Hunderten von faulen Vasallen die Idee gab, ihre Hände zur grösseren Ehre Gottes gleich den indischen Putras am Körper hinabhängen zu lassen. So entstanden die Bettelmönche.

Die Bettelmönche, diese schmutzigen, trägen, verwilderten Gestalten, streckten aber doch die Hände noch immer bittend aus — bittend, indem sie demüthig klagten, dass der liebe Gott ihre „Arbeit“ sei, die sie aber nicht ernähre...

Ihre Schüler waren leider nicht mehr so einfach und bescheiden: nach den Bettelmönchen folgten die Ablassmönche; die forderten ihr Almosen mit einer Drohung, indem sie Dir einen schmutzigen Zettel entgegenstreckten. Und wenn das Almosen ausblieb, folgte der Fluch und das Anathema!

Das Almosen für den Priester war zum Dogma geworden, auf die Gefahr hin, dass das Almosen für das Elend vergessen wurde.

Nach dem *Ablassmönche* kam der *Bischof* als Bettler für dies oder jenes. Er bettelte nicht mit der Hand, sondern sandte stolze adelige Damen in seinem Namen herum, die hochmüthig Gaben sammelten für Kirchen oder „Ideen“.

Das geistliche Almosen war noch mehr geworden als ein Dogma, es wurde da eine *Gnade*: und der almosenspendende *Christ* bedankte sich ehrfurchtsvoll für die *Huld* der *Annahme*.

Und so wie der Vasall vom Bischof den Wucher lernte, so lernte der Vagabund vom Mönche die *Bettelei aus Faulheit*.

Der kräftige Bettelmann mit dem zerkratzten Beine flehte Dich herrisch an um ein Almosen „im Namen Jesu“. Und wenn es verweigert wurde, durfte er Dir einen abscheulichen Fluch nachsenden!.. Wenn die Kirche nichts Gutes schaffen konnte, wie der *egyptische Josef*, so schuf sie wenigstens alle Plagen wie der *egyptische Moses*.

*
*   *

## X.

# Die Heiligen.

Joannes, der Lieblingsjünger des Herrn, war der erste Heilige gewesen — durch die Liebe seines Meisters.

Die ersten verfolgten Christen, welche ihr Leben für die Phantasie gaben, waren die zweiten Heiligen: Man fand ihre Gebeine in den Katakomben, und man fand den Namen der Gebeine auf den Steintafeln der Cömeterien, und der Kreis erweiterte sich. Endlich fand man in den Katakomben christliche Gebeine ohne Namen und ohne Geschichte, und sie mussten heilig werden, da sie von den ersten Christen stammten.

Man legte also diese Gebeine von unbekannten ersten Christen in gläserne Särge, und

wartete auf Offenbarungen. Und diese Offenbarung kam immer: kranke Weiber, greisenhafte Bettler träumten die „Geschichte“ dieser unbekannten Christengerippe. So wird das Grab eines Gerippes, auf dessen Stein sich die Buchstaben: Lumina-Fi fanden, bis heute auf Altären verehrt, weil ein kranker Mann die Geschichte einer heiligen Filumina (Philomena) „träumte“. So ward nach und nach der Himmel mit der neuen Mode „Heilig“ bevölkert. Aber jede Mode hat ihre Nachahmer: Und nach dem heiligen Joannes, dem Geliebten des Erlösers, und nach den Märtyrern der Katakomben, kamen auch die Lebendigen, welche die Mode mitmachen wollten.

Nach den Heiligen, welche im Tode gekrönt wurden, kamen die Lebendigen, welche diese Würde beanspruchten. Der Fürstensohn, der Zögling seines Jesuiten-Freundes, der noch keine Geliebte kannte, und dessen Geist stolz in die Höhe strebte, wurde in eine Art fieberhaften Traumlebens geführt durch das Ziel: „ein Heiliger zu werden!“ — Diese armen Jesuitenzöglinge starben stets schon in den Jahren, wo sie Männer werden sollten — aber sie hatten die Heiligkeit erkauft: Der heilige Luigi di Gonzaga, der heilige Stanislaus Kostka,

der heilige Kazimiery von Litthauen, alle endeten in ihrem zwanzigsten Jahre ihr Leben, welches ein Traum war, ein fiebernder Traum, in welchem ihnen der Lehrer die Unsterblichkeit des Altars vorgespiegelt hatte, wie andere die Schönheit des Weibes in ihren Zöglingen anfachen. Wie viel Seelenblut floss da verborgen in den Palästen! Das Blut der Kasteiung! Wie viel Seelen wurden da verkrüppelt! Aerger war es bei den Frauen. Das Mädchen floh in die Einsamkeit und umarmte den kalten Stein einer verborgenen Höhle, indem sie den Tod erwartete: Das Angebetetwerden nach dem Tode war eine Sache, die wie ein Fieber das Weiberherz ergriff; das Weib war im Stande, sich den Schädel an einem heiligen Felsen zu zerschmettern, wenn sie überzeugt war, im Momente nach ihrem Tode für eine wunderthätige Heilige gehalten zu werden. Der Heiligenschein war damals noch mehr begehrenswerth als der Brautkranz. Die Mode hat von jeher die Natur besiegt. Es gab Mütter, die ihre Kinder um eines Priesters, Fürstinnen, die ihr Diadem um einer Zelle, Mädchen, die ihren Geliebten um einer Geissel willen verliessen. Das Heiligsein war eine Krankheit wie eine andere.

Und die Schlachtfelder dieser glorreichen

Todten waren dunkle Kirchen, wo in gläsernen Särgen namenlose Gerippe in Golddraht eingesponnen, zweifelhaft benannte Knochen in Sammt eingehüllt, vertrocknete Blutsatome in Krystallfläschchen gesammelt, von den Gläubigen tausend Kniebeugungen, tausend warme Küsse und tausend Gebete erhielten; es ist dies eine grosse Verführung für das Gemüth des zur Tugend dressirten Jünglings, und des zum Mädchenthum exaltirten Weibes: wer das Leben nicht geniessen kann, setzt das Glück seines Daseins, da er an die Himmelsglorie nicht recht glaubt, gern in die Liebe, die man einst seinem Skelette weihen würde; es gab viele Heilige, die sich geisselten und zu Tode „einsamten", nicht um des Himmels, sondern um des gläsernen Kirchensarges willen, in welchem ihr Leichnam einst angebetet werden sollte.

Das Kloster und die Höhle waren Zeugen von seltsamen Fieberverzerrungen: es gab Nonnen, welchen das Jesuskind erschien, um aus ihren Brüsten die Milch der ewigen Liebe zu trinken; und es gab Nonnen, welchen unreine Thiere nahten, gegen welche geflügelte Engel mit Spiessen auftraten. Es gab Mönche, denen über Nacht die Wundenmaale des Herrn blutrünstig an Händen und Füssen erschienen, und

es gab Mönche, welche sich erwürgten, um Satan nicht in die Krallen zu fallen. Wer war da heilig, und wer war verdammt? Denn das Wort Krankheit war dafür nicht anwendbar oder bekannt. — Die Nonne mit dem Jesuskinde wurde für heilig erkannt, und die aufrichtige Nonne mit ihren teuflischen Angriffen wurde zur Hexe. Franz Xaver mit den Wundermaalen wurde zum Himmelsfürsten, und die todtgefundenen verzweifelten Mönche waren vom Satan geholt. Die Grenze zwischen einer Heiligen und einer Klosterhexe, zwischen einem Gotterwählten und einem Schwarzkünstler war da haarscharf: Den Willen zur Heiligkeit hatten sicher Alle. Aber was ist der Wille ohne Glück? —

Eine Heiligkeitssaat wurde also ausgesäet, die unberechenbar war: Die Ernte bestand in den ersten Jahrhunderten in Gebeinen, in den späteren in Gewandfetzen. Und Gebein wie Fetzen wirkten Wunder. Das Märtyrerbeinchen wurde in Golddraht gesponnen, und der Nonnenschleierfetzen (denn der Leichnam verwitterte nicht schnell genug) wurde in Sammtkistchen gelegt. Und beide wirkten Wunder. Kein Wunder des Herzens, der Seele oder des Glaubens, wie man es doch von Heiligen hätte er-

warten können: sondern Wunder des vom Zahnweh-Genesens, des Fieber-Verschwindens, der Lungensucht-Kräftigung: Die Heiligen wurden nach ihrem Tode sämmtlich Mediziner. Wie herrlich wäre das gewesen, wenn die Schmerzen der Welt im Leibe wurzeln würden!...

Es war ungeschickt von den Reliquienhaufen, dass sie nur Krankheiten des Fleisches heilten; hätten sie nur eine einzige schmachtende Seele erquickt — es gäbe keinen Juden mehr.

* * *

# XI.

## Das Lutherthum.

Der Trotz gegen die tyrannischen unerbittlichen Dogmen der mittelalterlichen Kirche erzeugte die Mode der „Vernunft in der Religion". Seltsamer Unsinn! Als ob die Vernunft jemals das Göttliche erfassen könnte, und als ob nicht das Herz, die Ahnung und das individuelle Gefühl allein die Brücke bilden könnten zwischen dem Jenseits und Diesseits!

Die Religion muss stets ein Glaube, und kann nie eine Philosophie sein.

Und da stand ein ehrlicher, poesieloser Mann auf, Martin Luther, und gab zu, dass Jesus Gott war, aber suchte zu beweisen, dass

Maria ein gewöhnliches Weib sei, das in Lust vom Manne einen Gott empfangen habe.

Was ähnelt mehr einem Nonsens: Die jungfräuliche Gottesgebärerin Maria, oder das menschlich beglückte Weib, aus dessen gereizten Sinnen ein Gott geboren wird?

* * *

Entweder muss Maria eine wunderbegnadigte Jungfrau gewesen sein, dann war Jesus Gott; oder sie war ein gewöhnliches Weib: dann war Jesus einfach ein Weiser.

Wenn der Katholizismus dem Protestantismus in der „Einfachheit" nachsteht, so hat er jedenfalls die „Logik" vor ihm voraus.

Der Katholizismus ist wahrscheinlich ein Traum.

Aber der Protestantismus ist sicher ein Widerspruch.

* * *

## XII.

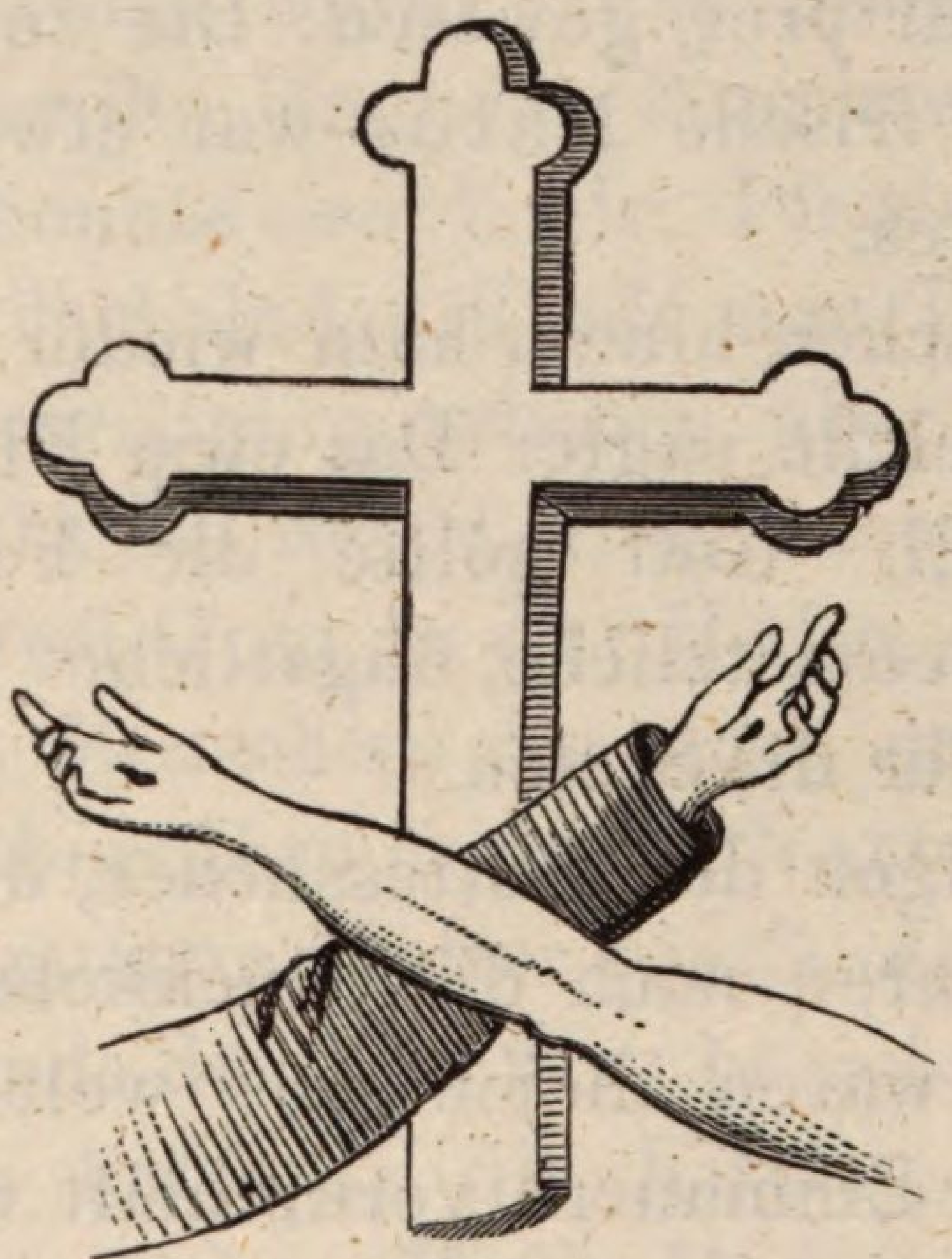
# Rückblick.

### Gott als Reliquie.

Das Apostelchristenthum war bis zu seinem höchsten Gipfel hinauf gelangt. Die Gottheit, welche das All umfasste, welche sich in der Natur äusserte, im Sonnenschein, im Blüthengrase, im Herbstesrauschen, in der Kindesliebe, in der Wittwentrauer, in allem Grossen und Unermesslichen, diese körperlose unendliche Idee fand ihr Ende in einem reichverzierten Kästchen, welches man einen Reliquienschrein nannte. Es enthielt nebst den Diamanten seiner Verzierung noch etwas Kostbares: es enthielt Gott. Gott in Gestalt einiger Knochen und einiger Schleierfetzen.

Die Reliquie war das einzige Mittel, sich mit Gott zu verständigen, die Reliquie war das letzte Ziel, welches die Erlösung über Schlachtfeldern, Scheiterhaufen und Irrenhäusern angestrebt zu haben schien: Die Gnade Gottes in einen Knochen gebannt! Die Gottheit in einen Leinwandfetzen konzentrirt! — Man sieht, der Himmel wurde billig. Man konnte die Versöhnung stehlen, wenn's darauf ankam.

Die Verzierung der gesuchtesten Kirchen war so:



Der Arm Christi kreuzte sich mit dem Arme des heiligen Xaver: Der Schwärmer vermischte sich mit dem Gottessohne: Die erhabene

Bergpredigt wurde vergessen über dem momentanen Martertode! Man glaubte so gross werden zu können wie Jesus, wenn man gleich ihm am Kreuze starb! . . . Die Dornenkrone Jesu wurde wichtiger als seine Vergebung im Sterben! Das Blut der Hüfte werthvoller als die Liebe des flammenden Herzens.

Dazwischen hinein setzte die trotzige Zauberei Satan auf den Thron, so dass Jesus vor diesem grellen Lichte fast verschwand. Der blutende, gekreuzigte Heiland war nur ein freiwilliger Märtyrer gewesen: Die zum „Teufel“ erniedrigte frische Natur war etwas willenlos Gemeucheltes.

Dazwischen hinein kam wieder die Gelehrsamkeit, welche sagte: Das ewig Finstere ist das Weltall. Gott sollte die Finsterniss sein? Eine entsetzliche, ängstliche Verwirrung ergriff wieder die Seelen.

Diejenigen der Gottessucher, die man verbrannte, waren noch die Glücklichsten. Beweinenswerth waren diejenigen, welche von der Kirche zum Einmauern verurtheilt wurden: und die vermauerte Nische war — die ganze luft- und lichtlos gewordene Erde.

Jesus hatte am Kreuze aufgeseufzt: „Es ist vollbracht!“ — Armer göttlicher Thor! . . .

Die Erlösung sollte die Menschheit beglükken. Da kamen die Priester, und sagten: Wehe dem, der lacht. Wer sich also glücklich fühlte, gehörte dem Satan? . .

Die Menschheit, dieses verurtheilte Himmelskind verwandelte sich: Der Mann, welcher geschaffen war um zu kämpfen und zu erzeugen, wurde ein Leidender und ein Träumer.

Das Weib, welches geschaffen war, um Wunden zu heilen, wurde zur Verführerin, die man meiden sollte.

Der Teufel wurde zum Beweis für den Himmel: wer ihn läugnete, läugnete Gott! —

Man konnte wohl die Pferdekrippe mit dem hilflos lächelnden Kinde zum Tempel einer neuen Liebesreligion erheben, aber man durfte deshalb nicht die Natur entthronen.

„Ehre sei Gott in der Höhe, und Frieden allen guten Menschen, die eines guten Willens sind!“ — Aber Ehre auch der Natur, die Adam diente, die meiner Mutter die Geduld, und die meinem Kinde die Ehrfurcht gab.

Jesus hat nur die Kirche: die Natur hat den häuslichen Herd. Und verflucht und falsch ist die Religion, welche einen Kampf erregt zwischen dem Tempel und dem Vaterhause, zwischen der Ehrfurcht und dem

Frohsinn, zwischen der Wolke und der Furche.

Was Gott selber geschaffen hat, kann ihm nicht zuwider sein. Und die Natur ist sein köstlichstes Geschöpf.

Und Gott schuf in allem Irdischen die Vergänglichkeit: in der Liebe, in der Schönheit, in der Macht, und gottlob! im Schmerze auch. Und es ist ein schreckliches Beginnen des mittelalterlichen Christenthums, sogar das Göttliche auf Flaschen ziehen zu wollen.

Ein merkwürdiger Zufall hatte Alles vernichtet, was sich auf die Person Jesu beziehen liess: seinen Geburtsort, sein Bild, sein intimes Leben, Alles ging verloren. Es war, als hätte Gott Alles vernichten wollen, was sich auf den Menschen Jesu bezog, damit das Herz der Welt ganz und unbeirrt nur seine reine, irdische Lehre desto klarer und ohne Götzen-Zuthat erkenne. Aber der Christ fand Surrogate für die Authentizität: er fand Steinkrippen, Fussstapfen, übernatürliche Abgar-Bilder und die Schädel von Jesu Grosseltern. —

Wenn Jesus gegen Himmel fuhr, so that er es, um seine Lehre nicht mit seiner Person zu belasten. Und seine Schüler fanden glücklich das Mittel, die Lehre zu verschütten mit

dem schrecklichsten Bleigewichte, das eine Idee erdrücken kann: mit der Reliquie.

Der Knochen des heiligen Aloisius, in welchen sich die Gottheit wunderthätig und heilend einquartiert hat; der Leichnam der heiligen Electa, in welchem sich Gott segenspendend offenbart, sind sowohl das Ende des Christenthums, wie der Anfang der Reaktion. Sobald ein lebensfähiges Wesen gestorben, dann vermodert, dann zum Gerippe geworden ist, gehen seine Atome in ein anderes Dasein über: Und sobald Gott sich in einen Reliquienknochen verkleinert hatte, brach das Christenthum (das bisher dennoch den Aberglauben bewahrt hatte) in ein grässliches Gelächter aus.

Das Mark des letzten schlecht vertrockneten Heiligengerippes kroch aus dem gläsernen Sarge als Made hervor. Und diese Made hiess:

Die Gotteslästerung.

* * *

# Viertes Buch.

# Die Blasphemie.

Ich habe in den vorangehenden Kapiteln dieses Buches zu zeigen versucht, wie die Jesuslehre von ihren eigenen Missionären verändert, verdreht und zu ihrem eigenen Gegentheile gemacht worden war. Ich habe zu zeigen versucht, wie, nachdem die Juden den Gottmenschen Jesus gemordet hatten, die Priester Jesu seine Göttlichkeit in den Augen der Menschen Zug für Zug vernichtet und zerstört hatten.

Christus, der Sohn des Himmels, war zu einer Reliquie zusammengedorrt, die Jeder in kleinen Atomen um den Hals tragen konnte. Die ganze Menschheit war einverstanden, diese merkwürdige Unterordnung des Staubes unter den Geist anzuerkennen. Das Priesterthum umgab die Throne und hatte den Machtbesitz in den Händen, und die Welt liess sich scheinbar faul

und gedankenlos diesen mit Wundern gepflasterten Weg weiter treiben, als plötzlich etwas Unerwartetes geschah.

Der Geist der Menschheit hatte immer einen Augenblick, wo ihm eine Knospe aufspringt mit einem Knalle, wie bei der dürren Aloë. Und so geschah es im 18. Jahrhunderte.

Die damalige Welt hatte den Höhenpunkt der Mittelalterlichkeit erreicht. Die Könige glichen Goldschwämmen von Gottes Gnaden, welche, unersättlich den Schweiss des Landes einsaugend, kein Gesetz über sich erkannten, als die Laune ihrer Mätressen. Diese Mätressen wiederum wurden von der Geistlichkeit ein- und abgesetzt, und waren deren gehorsame Kreaturen, deren Willen sie den beherrschten Fürsten einimpften. Die Geistlichkeit hatte den Güterbesitz in Händen, und bewegte die Börse und den Cours. Der kleinste Abbé hatte eine reichere Abtei, als der grosse Fürst in seinem Schlosse fand.

Die Pompadour des XV. Ludwigs war die Kreatur Fleury's, die Königsmark August's des Starken die Zöglingin Swedenborg's, der Vertraute der Kaiserin Maria Theresia der Jesuit „Maus". Alle Mätressen hatten einen kleinen Hof von Geistlichen um sich bei ihrem

Lever. Die Dragoneroffiziere bildeten nur den Aufputz.

Das Innere der Kirchen bestand nicht mehr aus Sinnbildern der göttlichen Güte und Allmacht, sondern aus frommen Gaben; aus Altarkissen, von der Fürstin Rohan gestickt; aus silbernen Leuchtern, vom Marquis Chanzeuil gestiftet, aus goldenen Engeln, welche Madame von Berning geopfert hatte. Anstatt der Evangelienworte fand man an den Altären Wappen; das Wappen des Hauptstifters prangte über der Kirchenthüre anstatt des Kreuzes. Es gab Adelskirchen, aus denen man thatsächlich Christus verbannte, weil er nicht adelig war. Man betete nicht mehr zu Gott, man trieb einen Tauschhandel mit ihm: wenn man ihm ein silbernes Herz opferte, war er verpflichtet, dafür Liebesglück zu liefern.

Die Idee Gottes war in der Idee des Priesterthums untergegangen. Man brachte einen Schmuck in die Kirche, und sagte dem Geistlichen: „Hier ist Etwas für Jesum. Sorgen Sie, dass er mir dafür die Frische meines Teints wiedergibt." Die schöne Frau kam zu dem Beichtvater des Fürsten, und sagte: „J'aime le roi — faites en sorte qu'il . . . ." Der Adelige kam zu seinem Cousin, dem Bischof von Meaux:

„Mon frère, ich habe Jemanden umgebracht; wie viel Messen kostet das?" — Das war der Adel und die Geistlichkeit. Was das Volk anbetrifft, das äffte nicht ganz den Grossen nach. Es hatte keinen Glauben mehr, aber es hatte immer einen Rest von lichter Vernunft behalten: es fing an, den Aberglauben zu verlieren. Und da es immer ein treueres Herz hat und ein tieferes Gemüth als der höhere Stand, so fing es an, über dem Grabe seines Gottes jämmerlich zu schluchzen und zu heulen.

Was sollte das hungernde, geschundene Volk trösten, wenn es seinen „Jesus" verloren hatte? Der Gedanke an ihn hatte früher so oft das brennende Augenlid geschlossen, das ohne denselben die bange Nacht schlaflos durchwacht hätte ....

Das Volk ist sonderbar in seinem Schmerz: über dem Grabhügel eines Gemordeten sammelt es sich .... in Schaaren .... gleich den Raben im futterleeren Winter .... und schreit nach Rache. Zuerst nur unter sich. Dann befragt man sich, wer der Mörder sei; aber alle Herzen wissen das genau, — denn das Volk hat den Instinkt.

* * *

Die Priester hatten also das erste Christenthum unschädlich und stumm gemacht, gleich den Erben, die dem Vater das Kissen auf den Mund drücken, wenn ihnen sein Leben unbequem wird.

Kein Mensch schelte dafür die Priester! — Warum: Wer hatte den Menschen Jesus gemordet? Die Pharisäer. Aus Hass? Nein, aus Nothwehr konnten sie Jesum nicht leben lassen, nachdem er folgende Rede an sie gehalten hatte:

„Auf des Gesetzes Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer. Alles, was sie Euch sagen, das thut; aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun. Sie sagen es wohl und thun es nicht. — Aber sie binden schwere und unerträgliche Bürden, und legen sie den Menschen auf den Hals; aber sie selber wollen dieselben mit keinem Finger tragen. — Alle ihre Werke thun sie, dass sie von den Leuten gesehen werden. Sie machen ihre Denkzettel breit und die Säume an ihren Kleidern gross. Sie sitzen gern oben an über Tisch und in den Schulen, und haben es gern, wenn sie gegrüsst werden auf dem Markt, und von den Menschen „Hochwürden“ genannt werden. Aber Ihr sollt Euch nicht

Hochwürden nennen lassen; denn Einer ist Euere höchste Würde, Christus: Ihr aber, Menschen, seid alle Brüder. Und sollt Niemanden Vater nennen auf Erden, denn Einer ist Euer Vater, der im Himmel ist. Und Ihr sollt Euch nicht lassen Meister nennen, denn Einer ist Euer Meister, Christus. Der Grösseste unter Euch soll Euer Diener sein! Wehe Euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, Ihr Heuchler, die Ihr das Himmelreich zuschliesset vor den Menschen. Ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, lasst Ihr nicht hinein gehen. Ihr fresset der Wittwen Häuser, und wendet lange Gebete vor; darum werdet Ihr desto mehr Verdammniss empfangen. Ihr umzieht Land und Wasser, um einen Gleichgläubigen zu machen; und wenn er es geworden ist, macht Ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr als Ihr selber seid. Wehe Euch! Ihr verzehntet Minze, Till und Kümmel und vernachlässigt das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben. Ihr Heuchler! Ihr haltet die Becher und Schüssel auswendig reinlich, inwendig ist es aber voll Raubes und Frasses! . . ."

Nach dieser Flammenrede mussten die Pharisäer den Gottessohn opfern — es war das für sie eine Lebensfrage.

Und sobald die Priester an jenem Punkte angekommen waren, wo sie sagen mussten (und wo alle Welt es zu begreifen anfing), dass jene Rede nun Wort für Wort, Gedanke für Gedanke auf sie passe, dass die eigenen „Beamten“ Jesu zu seinen verachtetsten Verdammten geworden waren, dass der Priester der Pharisäer des Christenthums sei, da mussten sie ihn morden — Zoll für Zoll, Wort für Wort, in seiner Lehre; auch für sie war es dieselbe Lebensfrage.

Jesus war ja der donnernde Feind seiner Diener geworden. Und diese Diener, welche täglich das Liebesmahl Christi feierten, waren nie bis zu dem Spruche gekommen: „Liebe deinen Feind.“

* * *

Die Geistlichkeit gipfelte sich zwischen dem 17. und 19. Jahrhunderte nicht im Papste, sondern in den Cardinälen, und mehr noch in den Abbé's. Die Cardinäle waren nicht mehr die Trabanten des Papstes, sondern die Minister der Höfe. Sie hatten es bereits aufgegeben, diese Würde durch die Ehrwürdigkeit ihres geistlichen Standes oder durch den esprit ihrer Anschauungen zu

erringen. Cardinal Richelieu tanzte vor der Königin Anne d'Autriche die Sarabande; Cardinal Mazarin hot sich derselben Königin als Wittwentrost an; und Cardinal Dubois reckte dem Regenten sein unbekleidetes Hintertheil entgegen, und bedung sich für ein Dutzend Stockhiebe den Ministertitel aus. Cardinal Alberoni versprach die Ministerwürde durch die Fabrikation eines deliziösen Makkaroni zu bezahlen, und der Beichtvater eines österreichischen Regenten pries sogar die Feinheit seiner subtilen Gifte an, um seine Verdienste geltend zu machen. Und die Herrscher lachten à gorge déployée über die Hanswurstiaden, und belohnten sie wahrhaftig mit der ersten Stelle am Throne. Es war in der That eine unbezahlbare Wollust, die Apostel Christi Purzelbäume machen zu sehen: es war eine Gotteslästerung, welche faktisch das Glück eines Volkes aufwiegen konnte. Die Lästerung der Krone unterstützte freundlich die Gotteslästerung. Es gab keine Würde und keinen Glauben mehr. Die Cardinäle füllten die Hostien in ihre Bonbonnièren, und die Bischöfe hörten reichen adeligen Damen die Beichte in ihrem Boudoir. Es ist grässlich zu sagen: aber als man Gott zu nichts Anderem mehr gebrauchen konnte, gebrauchte man ihn zur Würze seiner Laster: Man hing

sein Bild in den Zimmern auf, in welchen man die Orgien der grössten Schändung feiern wollte; das Weib bezahlte den Priester theuerer als den Adonis – es war so pikant, Gott zu verhöhnen. Die Weltpriester waren die Hofnarren der Höfe und die Waare des Kaufmannsgewölbes.

Was das Kloster betrifft, so wurde die Gotteslästerung darin mit wahrhafter Grazie betrieben: Das Nonnenkloster war eine Filiale des Hofes. Die Aebtissin war stets eine königliche oder herzogliche Prinzessin, und die nächststehenden Würden wurden da dem Range nach besetzt — wie bei Hofe.

Das menu peuple, das Kochgeschirr, blieb dienende Schwester bis an sein Ende. Je höher der Rang einer Aebtissin war, desto zahlreicher wurden natürlich die Vorrechte eines Klosters. Das Eine durfte die Eingeweide der Fürstenfamilie in Vasen sammeln, das Andere durfte die höchsten Adelstöchter erziehen. Die Erzbischöfe hatten die Revision; sie besuchten aber nie ein Kloster, dessen Aebtissin ihnen nicht ebenbürtig war. Vielleicht machten sie manchmal eine Ausnahme, wenn sie ihrer schönen Hände wegen besungen wurde.

Diese groteske Maskerade der Priesterwürde und der Nonnendemuth wurde noch erhöht durch

die Lästerung der Sakramente. Wenn man sich mit einer schönen prüden Geliebten nicht wirklich verheirathen wollte, miethete man einen „falschen Priester“, welcher in jedem Café zu haben war, „sammt dem Ornat gratis“.

Man war mit allen diesen Gotteslästerungen nicht zufrieden; das Lachen gebiert am Ende immer die Ausschweifung, und die findet ihren lezten Kitzel immer im Verbrechen. Die Priesterschaft, welche ihr Wappen auf dem Kutschenschlage trug, welche den Bajazzo machte in den Orgien des Monarchen, welche ihre Titular-Mätresse besass und die Sakramente „echt oder falsch“ ertheilte, je nach Verlangen, fing an, das Successionsgift, jenes berühmte Erbschaftspulver, auch in die Hostie zu mischen. Endlich ging die Wollust bis auf die Heiligkeit, und Nonnen in interessanten Umständen konnten ihren Zustand ein Wunder nennen gleich den Mönchen mit den Wundmaalen. Alle Welt lachte darüber — die Lieblingskomödie der Zeit war ja die Blasphemie. Der Priester und die Nonne waren eine stehende Figur geworden in der Zotenposse. Es gab damals Karrikaturen auf Jesus, wie heute auf einen unliebsamen Minister. Der Jesuit war für die ganze Welt ein unerschöpfliches Lexikon von Pikanterie; es war nerven-

kitzelnd, ihn die Weih-Liebes-Artikeln seines Ordens vorlesen zu hören; und war der Vorleser hübsch, so wurde er allmächtig. Der Kapuziner war der niedrige Komiker der Weltkomödie. Er hatte eine rothe Nase und einen fuchsigen Bart, und man machte ihn betrunken, damit er Schandlieder singe.

Es war eine Zeit, wo Voltaire wahrhaftig nicht viel esprit brauchte, um Gott zu beschimpfen! Der einzige Vorzug bei ihm war, dass sein Gespeie gedruckt wurde.

Die Welt der Rokokkozeit war ein Wettkampf der Priester, Jesum zum zweitenmale zu vernichten.

Es gleicht dies fast im Grossen der kleinen Tragödie vom König Lear. Jesus hatte der Welt Gutes thun wollen, und er hatte seinen Priestern sein warmes, eifriges Herz mitzutheilen versucht, mit den Worten: „Ihr werdet arm sein und verfolgt werden, wenn Ihr mich verkündet!“ — Und diese Priester waren es zuerst, die mit unerklärlichem Pharisäerhasse selber den Schleier von dem Mysterium ihrer mittelalterlichen Priesterwürde rissen, und riefen: „Ihr Thoren! Seht! wir, die wir Jesum zu dienen scheinen, wir hassen ihn — brennend — namenlos — unbegrenzt! Wir bringen unser Leben damit

zu, unsere Würde zu zerfasern, unsere Beichtkinder zu verderben, unsere Hostien zu vergiften, jedes Wort der Jesuslehre durch sein Gegentheil zu vernichten, seinen Namen zu erniedrigen, Alles, was es Heiliges gibt, zu entweihen. Das Weib nicht als Weib zu geniessen (denn es ist uns verboten!), sondern im schändlichsten Wahnsinn! Thier und Menschen zu vermischen, und uns an das Altar zu stellen, aufgeputzt als käufliche Waare! . . Und warum? Wir konnten ebenso gut — wenigstens Menschen mit Selbstachtung bleiben: Aber wir hassen Jesum, dem wir dienen! Wir haben diesen Hass überkommen von Geschlecht zu Geschlecht! Wir kennen seinen Grund nicht — Jesus hat uns wie Euch nur wohlgethan: aber unsere kastrirte Natur, unser falscher, schwer zu tragender Heiligenschein, unsere Mutter, die uns „Hochwürden" nennt und unsere Hand küsst, Alles das flüstert uns unaufhörlich zu: „kreuzigt ihn!"

Und das grässlichste Schauspiel fand statt. Die Priesterschaft der letzten Jahrhunderte, der ersten grossen Revolution kreuzigte Jesum zum zweitenmale. Sie hatten nicht einmal den menschlichen Hass der Pharisäer zur Ausrede: sie bissen mit schäumender Wuth in seine

Lehre; es gab Mönche, welche eine Hostie in ein Säckchen nähten und dieselbe als Talisman verkauften unter der Bedingung, dass man das Ding an jedem Sonntage durchsteche. Es gab Priester, welche die sinnliche Liebe nicht vollständig genossen, wenn sie nicht ein Kreuz über das geweihte Lager hingen.

Jesus, der Sohn Gottes, und in ihm Gott, wurde zum zweitenmale gekreuzigt, in der Zeit vor der grossen Revolution: Greise verbargen ihr Antlitz schauernd in ihren zitternden Armen, und sterbende Mütter erdrückten ihr Kind, damit es diese gräuliche Lästerung nicht mitlebe; die Sonne der Welt verfinsterte sich, denn sie mochte keine Nahrung mehr ziehen aus der geschändeten Erde. Dürre und Hungersnoth trat ein, und der Bauer fluchte dem Himmel. Leute von dreissig Jahren waren elende Greise, die nur mehr lallen konnten, denn sie hatten als Knaben schon ihre Vernunft vegeudet in haarsträubenden Orgien. Die Mutter war eifersüchtig auf die Tochter, der Vater beneidete den Sohn im Nonnenkloster um seine Schönheit. *)

Es kamen noch manchmal zwei, drei Fürsten, die unter dem Kreuze um das Gewand Christi

*) Siehe die Werke des Herrn Abtes Grécourt etc.

würfelten, für illegitime Söhne, welche sie in die Pfründen stecken wollten. Es gab auch noch manchmal Sünder, welche sich nach dem reinen Vergeber sehnten; Mütter, welche ein unbeschütztes Haupt unter seinem Schutze hinaussenden wollten in die Welt; aber umsonst. Die Priester schlugen lautdröhnend die Nägel ein durch die Hände und Füsse des lichten Testamentes der grössten Weisheit und der grössten Liebe. Und die Juden, die Gottesmörder, standen von ferne und schauten auf dieses Schauspiel.

— Und die Erde erbebte, und der Vorhang des Tempels zerriss von oben bis unten. Die Obersten sammt dem Volke spotteten sein und sagten: „Er helfe sich nun selber, ist er Christus, der Auserwählte Gottes!" — Und es war um die sechste Stunde, da ward eine Finsterniss über die Welt bis an die neunte Stunde. Da wandte sich das niedrige Volk, welches das sah, und schlug an seine Brust.

* * *

So ging der Lauf der christlichen Welt ein Jahrhundert lang fort in seinen sonderbaren

grotesken Widersprüchen. Der Monarch war der ewig entsühnte Verbrecher in allen Verbrechen, die das Leben erniedrigen. Das Weib war die Schlange, welche nicht Mutter werden will, um ewig die Näscherin zu bleiben, und der Priester war das Band, der Kuppler, welcher alle die Monströsitäten des Adels, des Frauenthums und der Königswürde aneinander koppelte.

Und das Volk weinte über dem Grabe des Gottes, „den man ihm versprochen hatte,“ und murrte drohend, wie das wilde Thier im Walde, dessen Tatze in der Falle blutet.

* * *

Es war um die Zeit, dass die Geistlichkeit selber von einer Art Ermüdung ergriffen wurde, der sie nicht widerstehen konnte. Die ganze Höhe des Lebens wurde von jener schrecklichen Ermüdung ergriffen, welche der Ekel vor sich selber ist. Der Ekel vor sich selber! Es ist dies eine Verzweiflung, welche sich in grotesken Kapriolen äussert und sich selber ohrfeigt.

Der Monarch kochte den Kaffee seiner Mätresse. Die Mätresse liess sich von dem Bedienten peitschen, den sie soutenirte als Her-

zensgeliebten; der alte Marquis ersann gräuliche Sinnlichkeits-Orgien (deren Legende besser begraben bleibe für ewig), um noch an eine „Liebe“ glauben zu können; und der Priester schrieb Gedichte, welche die Blutschande, die Sodomie und die Schändung feierten; der Herrscher, die Mätresse und der Priester brachten die Mode der Blasphemie in die Welt. Der allerchristlichste Herrscher spuckte auf die Würde, die allmächtige Mätresse spuckte auf den Herrscher, und der Priester „verunreinigte“ seinen Gott.

Und das Volk? Das Volk köpfte eines Tages seinen allerchristlichsten Herrscher, es peitschte die hochadeligen Hetären, und es vertrieb die reichen, Schandgedichte fabrizirenden Priester von ihren Pfründen. Das Blut floss in Lachen zusammen.

Das Volk brüllte dann dumpf in sich selber hinein, und fand kein Opfer mehr. Die Franzosen hatten die Guillotine, und die Priester klagten in den Armen entsetzter Wittwen gleich dem Elias des alten Testamentes.

Die Guillotine Frankreichs reinigte die Welt vom Priester-Aristokraten. Und sie erschuf Napoleon, welcher Europa von den Fürsten reinigte. Und das Volk reinigte die

Kirche von der „Gomorrhie“ der Beichtstühle. Alles, was der Welt heilig sein soll, war jetzt glücklich verspieen und verlästert: nachdem man anstatt Gott eine Hure auf den Altar der Vernunftsreligion gesetzt hatte, richtete man einen König hin; nachdem man einen König hingerichtet hatte, schändete man die weiblichen Leichname. Es blieb nichts mehr übrig, was werth gewesen wäre, geschändet zu werden.

Eine neue Ermüdung — die Ermüdung der Rache trat ein.

Die Welt und der Himmel standen herrenlos offen Jedem, der sie nehmen wollte: Es kam Napoleon.

Nach Napoleon kam der Patriotismus, der Muth und — die Phrase. Napoleon, welcher den Papst in seiner Jugend eine alte schnatternde Gans genannt hatte, endete dafür auf St. Helena.

Dann kam wieder die Legitimität: aber die Welt hatte jetzt die Augen offen. Sie sah, dass man die Herzogin von Angoulême in Deutschland verbarg, und eine Stellvertreterin in Frankreich dem Herzoge von Angoulême antraute; sie sah, dass der Oheim Ludwig des Siebzehnten seinen Neffen als Betrüger brandmarkte; dass der Papst darnach trachtete, es Allen recht zu machen, welche durch das Geld

der Jesuiten wieder auf ihren Thron gelangt waren, ihre Interessen zahlend; und dass die Geistlichen so hoch gelangten, wie sie früher nie gewesen waren: — und ein Chaos ergriff diese Welt.

In diesem Chaos wiederholten sich die Revolutionen: Herrscher wurden wieder verjagt; Orden wurden wieder aufgehoben. Aber die Herrscher kehrten immer wieder, und die Orden wurden immer wieder unter anderen Namen eingeführt.

In diesem Augenblicke bemüht sich die Welt abermals, Königthum und Priesterthum zu erneuern: das heisst die Despoten des Leibes und die Despoten des Willens zu verbessern und zu regeneriren. Aber umsonst! Die entthronten Fürsten werden wieder allmächtig, und die Priester unfehlbar werden — jede Revolution ist hoffnungslos, denn der Gott **über** uns ist todt, weil er **in** uns todt ist!

Wo ist Rettung? . . .

* * *

# FÜNFTES BUCH.

## „Ich will Euch nicht Waisen lassen!“

Inhalt.

1.

2. Die Menschheit von heute.

3. Die Macht.

4. Die Prediger.

5. Der Glaube.

6. Der Genuss.

7. Der Priester.

8. Das jüngste Gericht.

# I.

So steht das Gebäude der heutigen Kirche da wie der gealterte Tempel, bereit zum Zerfall. Stein für Stein bröckelt sich los. Sollte die Kirche zusammenstürzen, so würde nicht nur die schönste Religion zu Grunde gehen, sondern ihre Trümmer würden auch mehr Leben erdrücken, als jemals der blutigste Krieg oder das grauenhafteste Elementarereigniss vernichtet hätte.

Denn Millionen von Seelen gibt es noch, die kindlich und dankbar sein möchten, d. h. echte Schüler Jesu. Und allen Denen wird mit der christlichen Kirche Alles geraubt: Ihr Geisteshelden! bedenkt Eines: Ihr sezirt das Leben Jesu (oft auf recht kindische Art, indem Ihr seinen Glanz schon zu trüben meint, wenn

Ihr ihn Rabbi Jeschru ben Jozef Hannotzri nennt): schreibt Ihr für den Ungläubigen? wozu dann Beweise dessen, was er ohnedies mit Euch behauptet; predigt Ihr für den Glaubenden? weshalb so vielen Menschenseelen ihr bestes Glück rauben, indem es mitten in den Frieden den Zweifel wirft? „Wer glaubt, ist dumm!" saget Ihr. Ich meine: „Wer glaubt, ist glücklich." Die Christus-Religion sollte heutzutage nicht mehr als eine Sekte betrachtet werden. Diese erhabenen und beseligenden Lehren sollten nicht mehr als Steine aufgenommen werden, mit denen Glaubensparteien einander angreifen.

Der Christusläugner, das heisst der Jude oder der Konfessionslose, sollte in die Messiasnegation keinen Hass einmischen, wenn er wirklich ein Sohn des „lichtvollen" Jahrhunderts sein will. Und der Christ, der von den Dogmen der katholischen Priester abfällt, sollte doch in seiner Konfessionslosigkeit das Wort der Herzensneigung aussprechen über die Vortrefflichkeit der Menschenlehren des Meisters, die ihre Mutter in jeder Noth getröstet haben. Aber der Jude hasst die Jesuslehren (die grösser sind als seine ganzen heiligen Bücher zusammen), weil man Jesum den Namen „Messias"

aufgebürdet hat. Und der abgefallene Christ verhöhnt den Lehrer, um den Gott zu verhöhnen, an den er nicht glaubt. Hat **Jesus** das verdient?

Ein liebentflammter Mensch, der alle seine Mitmenschen glücklich und zufrieden machen wollte, der Jahrhunderte hindurch ein Trost gewesen ist, ein Bindeglied zwischen den Menschen und der Gottheit, ein Poet, wenigstens um einen Zoll höher (mit Erlaubniss der Journale) als Schiller und Göthe, dessen Ende sollte Schmutz von beiden Parteien sein? —

Eine ewige Kreuzigung von den Juden, weil sie ihn nicht „Gott" nennen wollen? Aber wann werden denn die Juden so gebildet sein, ihn einen göttlichen Seher zu nennen, wie sie es selbst ihren „kleinsten Propheten" thun? Und eine ewige Verachtung soll er erfahren von den Christen, weil sie ihn verantwortlich machen wollen für die ewigen Klingelbeutel-Neuerungen der Priester? Ist unser Jahrhundert wirklich so barbarisch, so roh-blöde geworden, dass es Axthiebe führt nach einer Apollo-Statue, weil man sie einmal angebetet hat mit Opferblut? Und gibt es keinen geistigen Winckelmann mehr, der da niederknieet und betet: „Ja! Du bist der Schönste unter den Schönen!? —

Wenn unsere Zeit wirklich nur aus Juden im Sinne des „Kreuziget ihn!“ und aus Vandalen besteht, dann ist es unnütz, ein Wort zu verlieren über den gemordeten Gott. Aber es wird immer noch loyale Poeten geben, welche rufen werden gleich den Royalisten der Revolution: „vive le roi!“ Und wahrlich, nicht aus Schmeichelei, sondern weil sie lieber mit einem guten Menschen sterben, als mit einer Thierheerde leben wollen. Ist die Welt wirklich noch nicht weiter gedrungen seit dem „Steiniget ihn“ des Stephanus und seit dem Auto da fé des Grossinquisitors, welcher ein Christusbild verbrannte, weil eine Maurin es in ihren Händen hielt? Und wenn dies der Fall ist, wenn die Bergpredigt wirklich die Welt nicht um eine Linie vorwärts gebracht hat, nun dann möge man den göttlichen Erlöser nochmals kreuzigen und den Blüthenstaub streifen von den albern-gläubigen Seelen unserer Mütter und unserer Kinder.

Aber was soll das Ende sein. Die Vernunft? Die Vernunft ist jedoch keine Religion. Und wer die Religionslosigkeit als Gipfel des Fortschritts betrachten will, der schaffe zuerst vollkommene Menschen her.

* * *

II.

## Die Menschheit von heute.

Die Menschheit von heute hat ihr eigenstes Gepräge. Es ist eine Gährung in ihr, aber nicht wie die Gährung des Mostes, dem der süsse Wein folgt, sondern wie die Gährung im Leichname, dem das Zerfallen und Zereitern folgt.

Die Menschheit ist nicht krank, denn die Krankheit endet manchmal in der neuen, kräftigeren Gesundheit: sie ist verurtheilt. Ihr Gedankengang ist nicht der des Sterbenden, sondern er gleicht vielmehr der wilden Orgie im Haupte des Hinzurichtenden.

Man sagt, vor einem grossen Unglücke pflege eine seltsame wirre Ahnung das Herz des Menschen zu ergreifen. Und so ist es der

Fall bei der Menschheit von heute. Sie beeilt sich. Man denkt nicht mehr ein Jahrhundert voraus auf Enkelkinder, sondern stets auf das Ich des Augenblicks: sowohl was die Nationen, als was den Privatmann betrifft. Eine Nation denkt nicht mehr auf die Wohlfahrt der Zukunft, sondern auf ihre momentane fixe Idee. Das Volk will nicht mehr frei werden, es will geniessen. Der Adel will nicht mehr herrschen, er will glänzen, und stellt sich auf die Bühne. Alles, was einst das Kennzeichen einer Gattung war, hat sich jetzt verändert: nicht zur Gleichheit, sondern es hat Alles getauscht; und wie durch die Gleichheit der Bestrebungen aller Stände und Völker endlich die Vollkommenheit entsanden wäre, so ist durch die Vertauschung ihrer Bestrebungen ein Chaos angebrochen. Der Priester, der einst geistig herrschen wollte, will jetzt nur reich werden; der Adel will applaudirt werden; der Künstler will adelig werden und Orden tragen; der Minister will pensionirt sein und Ruhe haben; der Monarch will nicht mehr geliebt sein, er will eine volle Schatulle haben. Der grosse Gregor hat niemals an seine Kasse gedacht. Die Montmorency's haben nie Harlekins vorgestellt; Richelieu reichte nie seine Entlassung ein wegen Unpopu-

larität, und Carl der Grosse trug manchmal ein geflicktes Wamms. Die Menschheit in ihren Gattungen ist nicht *zurück*-, sie ist *hinab*-geschritten.

Das heitere Leben der Griechen und der düstere Ernst des Mittelalters ist jetzt zu einer **Burleske** geworden. Eine neueste, entsetzliche Abart. Das Leben ist ein Possenspiel geworden.

Das ist das Schreckliche, Jammervolle, Grauenhafte des heutigen Lebens, dass die Menschheit nicht mehr an das *glaubt*, was sie *thut*. Gleichsam irrsinnig, thut man das, was man verläugnet.

Das Volk schwört seinem Herrscher Gehorsam, während es sagt: er ist nicht fähiger zum Befehlen als wir. Die Nation zahlt der Fürstenfamilie die Steuer für deren Apanagen, während sie ruft: wofür werden die gemästet? Weil sie im Purpur geboren sind? Was sind wir weniger als sie? Was thun sie uns Gutes für so viel Geld: dass sie Urtheile sanktioniren?" — Der Dienende verachtet den Herrn, aber er dient; der Schwörende verlacht den, dem er Gehorsam schwört, aber er schwört; der Untergebene sucht an die Stelle des Vorgesetzten zu kommen, und denkt nach, wie er ihn stürze. Alles, was man thut, thut man im Verhöhnen dessen, was

man thut, und im Verläugnen dessen, dem man sich unterwirft.

Es ist ein ekelhaftes Schauspiel!

Der Journalist kreischt nach Freiheit aus dem Grunde, damit sein Blatt verboten werde und Aufsehen errege: und derselbe Freiheitsenthusiast kriecht vor seinem Redakteur, vor dem Chefredakteur, vor dem Eigenthümer, während er ruft: „Wir brauchen keine Herren:" — O Possenspiel! —

Die Soldaten, die einst für ihre Offiziere starben, kennen keine bessere Unterhaltung, als diese Offiziere untereinander zu parodiren und auszuspotten. Aber sie kriechen hündisch vor ihnen.

Dies im Kleinen ist wie das Grosse. Eine grenzenlose Heuchelei mit Feigheit hat sich der Menschheit bemächtigt.

Wenn der Mensch so vollkommen und idealfrei geworden ist, dass er nichts mehr über sich anerkennt, so sollte er doch auch so ehrlich geworden sein, sich vor nichts zu beugen.

Wenn der Mensch Etwas läugnet, so sollte er doch das Geläugnete nicht bedienen; und wenn er eine Handlung verspottet, so sollte er sie doch unterlassen. Es ist dies die

Regel aller Reformatoren, Ritter und Republikaner gewesen. Aber für Alles das ist die Menschheit zu faul geworden, während ihr Mund immer kühner wurde, und sie hat die Heuchelei der Bequemlichkeit wegen über die Reformation gesetzt.

Man weiss, wie lange der Franzose seinen Kaiser Louis Napoleon beschimpfte — aber er schrie sein vive l'empereur! bis zum Augenblicke, wo er den Mann gefangen wusste. Da erst wuchs der grossen Nation der Muth der Republik! Jeder Deutsche fühlt sich nur als Provinz: aber das Glück der Preussenwaffen wird ihn dazu bringen, das „einige Deutschland" zu heucheln. Ganz Oesterreich fast ist katholisch: und fast jeder „Katholik" lacht über die Unfehlbarkeit des Papstes, verachtet die Beichte und läugnet die Gottheit Jesu. Aber er lässt sein Kind zur Taufe tragen, und seiner kranken glaubensleeren Frau die letzte Oelung spenden. Tritt da mehr die Feigheit, oder die zur Gewohnheit gewordene Heuchelei in den Vordergrund? Das belachen, was man thut! Das verhöhnen, dem man sich beugt! . . Unter tausend Katholiken findet man kaum hundert mehr, welche an ihre von ihnen bekannte Religion glauben. So verächtlich tief ist die Welt gesunken, dass sie

nicht einmal mehr den Muth ihrer Opposition hat — ausser „gedruckt“. Man läugnet wohl den Erlöser, aber man besucht doch nicht die Synagoge, sondern die Kirche.

Wie viel höher an Muth und an Ehrlichkeit steht ein „Konfessionsloser“ da, so tief er auch als Mensch steht, tiefer als der Wilde Afrikas, dessen Instinkt ihm eine geoffenbarte Gottheit zeigt!

Wie schön steht noch das vorige Jahrhundert gegen das jetzige da! Es hatte doch Ideale; ein Schiller glaubte an Freundschaft, und ein Göthe an das Gottesgnadenthum. Die Welt war darum nicht dümmer, sondern nur schöner. Der Glaube an ein Gefühl brachte ihr den Farbenglanz, und der Glaube an einen Gesalbten brachte ihr die Harmonie. Wer glaubt jetzt noch an die Freundschaft? Niemand. Der natürliche Mensch läugnet sie, und der griechisch Liebende missbraucht sie für seine Sinnlichkeit. Wer ist heute noch loyal? Die Könige haben keine Diener mehr, sondern nur Miethlinge, die auf Beförderung dienen. Die Menschheit hat nur Einen Zweck: vorwärts zu kommen über der Leiche eines Vordermannes: und wenn sie schmeichelt und sich beugt, lachend und heimlich höhnend, so ist es für ein Geldstück oder eine Ehrenstelle.

Man begreift nicht mehr, dass das Leben mehr wie erfolgreich, dass es auch schön sein kann. Und schön wird ein Leben nur durch den Glauben an Etwas, durch die Liebe zu Etwas, durch eine Hoffnung endlich, die über unser körperliches Fortkommen hinausgeht.

Bettelarm stehst Du heute da in der Welt, nach so vielen Erfindungen, die Dich reich machen sollten, nach so vielen Dichtern, die Dir den Horizont verschönern wollten, nach so vielen Blumen, die Dich an eine Unvergänglichkeit glauben machen konnten. Die Menschheit, wie sie heute ist, ist eine entsetzliche Anomalie des Schicksalsrades, welches vorwärts rollen sollte.

Civilisation und Fortschritt!

Diese beiden Worte werden jeden Augenblick gebraucht und Niemand denkt daran, dass sie eigentlich nichts bezeichnen, das heisst, dass die Sache, welche sie benennen sollen, nie existirt hat, und dass man nachgerade die Hoffnung aufgeben muss, sie werde jemals existiren.

In der That, wo ist seit dem Beginne der erwiesenen Geschichte irgendwo das Phänomen aufgetreten, welches wir Fortschritt nennen, oder jenes Ziel thatsächlich erreicht worden,

dem wir den Namen der Civilisation gaben? Man hat diese beiden Worte von kleinen Dingen genommen und auf grosse übertragen, aus einer Art von unrichtiger Logik, welche meinte, dass im psychischen Reiche dieselbe Progression herrsche, wie im materiellen.

Es gibt einen Fortschritt in mechanischen Arbeiten, der aber beileibe keine Verbesserung der Arbeit, sondern nur eine Erleichterung für den Arbeiter ist; im Reiche der Humanität, der Vernunft oder der Sittlichkeit ist seit einem Jahrtausend kein Fortschritt gewesen.

Es gibt eine Civilisation des Umgangs, aber eine Civilisation des Lebens und der Thaten hat sich seit Jahrtausenden noch nie bemerkbar gemacht.

Oder sind Bauten, Bildsäulen und Gewebe jetzt besser als im Alterthume? Sind die Christen besser als das Volk im Tempel des Osiris? Ist die Welt civilisirter, oder ist der Mensch vollkommener, oder ist die Seele klarer, oder ist das Leben leichter, oder das Grab lichter geworden, nach so vielen Jahrhunderten des „Fortschritts“ und der „Civilisation“?

Wie viele Philosophen haben wundervolle Theorieen aufgestellt, um die Menschen klüger oder besser zu machen: sie haben Religionen

gestiftet, oder sie haben die Seele in eine strenge Lebenslehre gegeben. Die Menschen haben diese Religionen, diese Weisheitssprüche, diese Poesieen und diese Lehren empfunden, angenommen, und — sind dieselben geblieben, wie sie aus dem Weltei gekrochen sind. Die Arbeit der Jahrtausende ging nicht auf die Vervollkommnung der Seele, sondern stets nur auf die Vervollkommnung des Comforts. Was immer der menschliche Geist Edelstes gedacht hat für seine eigene Race, nichts hat gefruchtet, kein Samenkorn davon ist auf fruchtbares Erdreich gefallen: das Menschengemüth ist der starre Felsen der Parabel. Nur der menschliche Gaumen ist lernbegierig und talentirt.

Die Eisenbahn, der Telegraph, die französische Küche, der Bücherdruck sind von ihrem Entstehen an unbestreitbare, unvergängliche, fixe Thatsachen geworden im Menschenleben, weil sie den Comfort, den Verkehr, das Amüsement erleichtern und erhöhen. Die Bergpredigt Jesu, der Kriton des Socrates, die Pflichten des Cicero, das Buch Hiob sind einfache Lektüre geblieben, ohne die Welt verschönert oder verbessert zu haben.

Die urältesten Völker schon haben den Mord als thierische Brutalität, den Diebstahl in

allen Gestalten als erniedrigendste Sünde verdammt, verurtheilt, bestraft, mit strengen Gesetzen und mit sanften Lehren: und noch heute existirt *der Krieg!* das heisst der Mord in seiner blindesten Wuth, der Diebstahl in seiner rohesten und feigsten — weil *straflosen* Form. Der Krieg, das heisst der Egoismus eines Herrschers und die alberne Unterwürfigkeit eines grossen und starken Volkes, welches stets das Wort „Freiheit" im Munde führt; der Krieg, das heisst die sinn- und zwecklose Zerstörung der Familie, die Niedermetzelung der intelligentesten Jugendkräfte, das Zertreten der Saat, das Zertrümmern von prächtigen Kunstbauten, die Vergeudung eines sauer erworbenen Nothpfennigs, die *Verstümmelung* der Gewerbe, der Kunst, des Fleisses und des Studiums, das heisst die Verstümmelung alles dessen, was es Grosses, Echtes und Braves geben mag im Leben! Der *Krieg* wüthet heute furchtbarer als jemals früher im Herzen *der* Nationen, die an der Spitze der Civilisation zu stehen — glaubten. Und Europa, das heisst *der* Welttheil, welcher sich mit dem ff der Civilisation brüstet, betrachtet diesen Krieg, und nimmt darin heimlich Partei, wie Cockney's bei einem Hahnenwettkampf, anstatt dass dieses Europa,

der durch drei Jahrtausende hindurch von Gottmenschen und Poeten erleuchtete Welttheil, jene verbissenen Kämpfer trenne durch seinen Spott oder durch sein geistiges Anathema!

Fortschritt und Civilisation!

Aber je schamloser die Macht, und je selbstsüchtiger das Gesetz, und je alberner die Dienstfertigkeit geworden ist, desto grösser ist jedenfalls die Offenherzigkeit geworden, sollte man meinen? — Aber nein! Nachdem Jesus den parteiischen, in den Kämpfen entscheidenden Jehova beendet, nachdem Voltaire die Vernunft erfunden, und die Presse die Unfehlbarkeit unmöglich gemacht hat, bittet man noch heute, den Mordstahl in der Hand, den höchsten Vater, der alle Menschen gleich lieb hat, um Glück im Morden, und der Sieger dankt ihm. Man belacht den Aberglauben, aber man sanktionirt den Gottesfrevel.

Fortschritt und Civilisation!

Vor wie viel Jahrhunderten zerstörte die Sprachverwirrung ein prächtig unternommenes Riesenwerk, den Thurmbau von Babel? Und haben Religionen, Philosophieen, Bildung, Wissenschaften, Poesieen, Erfindungen und Verschwägerungen der Seelen bis heute den Standpunkt des Thurmbaues auch nur in einer

Schattirung geändert? Ist der Nationalitätenhass etwa in der menschlichen Natur begründet? Sicherlich nicht; nur im Egoismus der Barbarei. Und die Böhmen gegen die Deutschen, die Deutschen gegen die Fremdwörter, die sie von der besiegten Nation entliehen, die Romanen gegen die Germanen, der Weisse gegen den Schwarzen, geben dem neunzehnten Jahrhunderte noch dasselbe traurig-lächerliche Bild einer Menge, welche den Riesenbau der Civilisation verlässt, blos weil sie in so vielen hundert Jahren noch immer nicht die Weltsprache erfunden hat, die da heisst: „Mit vereinten Kräften.“

In den ersten Tagen der Erde, wo die Schlange noch mit menschlicher Stimme zum kindgleichen Menschen sprach, wo das Weib den Mann verführte aus Genusssucht, wo der Bruder den Bruder erschlug aus Neid und Rohheit, wo der Verwandte den Verwandten bestahl aus Habgier, wo man Hymnen sang und sich im Kothe badete, da war diese Erde dieselbe wie heute. Was hat Homer verschönert, was hat Jesus gebessert, was hat Göthe geklärt, was hat Columbus reicher gemacht, was hat der Stempel Gutenberg's der Mischung des Berthold Schwarz' entgegen gewirkt? Ist das Leben

freundlicher, das Sterben sanfter geworden? Wissen wir Grösseres als Moses, sind wir civilisirter als Götz von Berlichingen?

Fortschritt und Civilisation sind Phrasen, die man vergessen sollte — aus Schamgefühl.

* * *

Und welcher Umstand hat diese Versumpfung der heutigen Welt verschuldet?

Der Mangel an Religion.

Die Religion Jesu ist gemordet worden von ihren eigenen Dienern. Die Welt hat dies begriffen in den dürren Dogmenstreiten der ersten Jahrhunderte, die sich in die Geschlechtstheile einer Himmelskönigin vertieften, anstatt den Frieden der Menschheit zu fördern, welche Streit erregten, anstatt die Liebe zu verbreiten. Die Religion Jesu ist zertreten worden von den Boten, die sie verbreiten sollten. Die Menschheit hat dies begriffen auf den Scheiterhaufen der Inquisition, in den erbarmungslosen Federstrichen, welche die Fürsten des ersten Jahrtausends, von Möncheshand geleitet, thaten. Die Welt hat das begriffen in der Ablasskrämerei Tetzels, in den Religionskriegen zwischen den Kindern Eines Vaters, der

gesagt hatte: Liebet selbst Eure Feinde! — sie hat es mit Schaudern erkannt in den Orgien der Minister-Kardinäle Frankreichs, in dem Talismanhandel mit Wunderbildern der katholischen Priester, und in der entsetzlichen Wollustfreiheit der Jesuitenschulen; aber anstatt dass man erkannt hätte, wie sehr schlechte Diener ihren Herrn verriethen, hat man von den Dienern auf den Herrn selber geschlossen, und man hat den Erlöser verworfen, weil seine Priester die Erde zu einem Kerker machten, den nur Ungeziefer durchkroch, und dessen Firmament keine Nahrung durchliess für die verschmachtende Seele.

Eine entsetzliche Frivolität hat sich heute dieser enttäuschten Welt bemächtigt. Denn es verdirbt nichts so sehr, wie das bittere Gefühl, das verachten zu müssen, was wir unser Leben lang am höchsten gehalten haben. Das Kind, welches in seinem Vater einen Verbrecher erkennt, sinkt tief unter im Strome des Lebens, der Mann, welcher in der Geliebten seines Herzens eine feile Betrügerin entdeckt, ist verloren für ein Aufwärtsdringen. So wahr ist es, dass wir unsere besten Kräfte nur dann gebrauchen können, wenn unsere Seele einen Aufblick hat zu etwas Hohem und Geliebtem.

Und so ewig wahr ist es, dass der Mensch, dieser höchste Wurm dieser Erde, seinen Weg nach aufwärts nur dann verfolgen kann, wenn er oben Etwas erblickt, das er liebend verehren kann. Der Freund ist schon längst zum Kameraden geworden, der spekuliren, geniessen oder verschweigen hilft. Der Geliebten traut man nicht mehr, aber man lässt sich von ihr düpiren — nach Uebereinkommen. Die Gattin ist eine Sorge oder eine Plage geworden. Und Gott? — Mein Gott, man fleht ihn vielleicht an, wenn unser Lieblingskind im Sterben ist. Und wenn es stirbt, sagt man: Ich wusste es ja, es ist kein „Gott“! Aber man lässt das Kind dennoch nach christkatholischem Gebrauche beerdigen, und legt am Allerseelentage einen Kranz auf sein Grab. Man glaubt an keine Fortdauer der Seele, aber man meint, die entflohene Kinderseele würde sich verlassen fühlen unter den vielen lichterbesäeten Gräbern, wenn sie nicht ihren Kranz und ihr Lichtlein hätte. — Seltsame Verwirrung des Atheismus und der natürlichen Liebe! Konfessionslos! — Heisst das, dass wir uns zum Thiere bekennen, welches seine Jungen einfach beleckt und dann nach erfülltem Naturtriebe aufgibt? Oder heisst es blos: ich will nicht zur Beichte gehen? — Im

zweiten Falle aber sollte der abgefallene Christ eine andere Religion wählen. Denn ein Mensch ohne Religion, ist wie ein Irrsinniger auf freiem Felde am Rande eines Stromes. Wehe den Priestern, welche den grössten Gott der tröstendsten Religion zum zweitenmale gekreuzigt haben, indem sie ihm zu opfern heuchelten! Sie haben sich selber mehr gethan als die Welt betrogen, — sie haben sich das eigene Grab gegraben. Seit die Erde grünt, hat kein Tyrann, keine Seuche, kein Krater dieselbe so blutarm gemacht, wie die Priester Jesu.

Wenn die Menschheit heute trostleerer, ärmer und feindlicher ist als einst, so ist nur der Mangel an Religion schuld daran: denn wie ein in die Welt hinausgestossenes Waisenkind, welches in der Versuchung seine Gedanken an keinen elterlichen Heerd senden kann, in hundert Fällen neunundneunzigmal zum Gefallenen wird, so wird der Mensch ohne Glauben auf den Kreuzwegen des Lebens nie die Liebe und das Opfer, sondern stets den Vortheil und die Eigenliebe wählen. Man spreche doch ja nicht davon, dass man an einen Weltgeist glaube, „dessen erste Inkarnation der eigene gottähnliche Menschenverstand ist!“ — Das heisst so viel, als an einen Gott glauben,

dem wir in so und so viel Jahren durch so und so viel neue Erfindungen gleich kommen werden. Diese konfessionslosen Weltgeist-Gläubigen erkennen das Gebet, die religiöse Ceremonie und den Priester für überflüssig. Denn der Weltgeist erhört ja Niemanden, da er selber nach ewigen Gesetzen handelt; die religiöse Ceremonie ist eine Komödie, und der Priester ist ein Beamter, der seine Gage umsonst verzehrt. Das mag Alles recht gut sein vom Standpunkte der Vernunft: aber neben dieser Vernunft hat der Mensch auch noch ein Herz, neben dem Verstande hat er das Gefühl, neben dem Schreibtische hat er die Wiege, neben dem esprit hat er die Unsicherheit seines Geschickes. Es gibt Grenzen, über die hinaus der stolzeste Mensch nicht kann: er kann den bewussten allliebenden Gott läugnen, aber es wird immer ein Augenblick kommen, wo er mit gefalteten Händen zu irgend einer Inkarnation im Tempel dieses Gottes um Erbarmen flehen wird. Er kann Jesum seziren, aber es wird immer ein Augenblick kommen, wo er die ganze liebliche Legende dieses grössten Lehrers an seinen Heerd verpflanzen muss, um seines lächelnden Knaben oder um seines sterbenden Weibes willen.

Diese Stellung nimmt der Mensch heute ein nach Jesus, Paulus, Gregor, Luther und Rousseau, Schiller und Stifter! Alle, alle grossen Dichter haben ihre Schönheiten aus einem echt christlichen Gefühle geschöpft, wer könnte sich Schiller als einen Römer denken? Selbst seine Göttergestalten sind nur deshalb so schön, weil er sie aus einem christlichen Gefühle heraus formte: die Freude, der Frieden, die Schönheit, alles das ist in Schiller christlich geworden: aus dem Ich heraustretend, und das All umarmend als das eigenste Ich!

Es ist herzzerreissend traurig, dass achtzehnhundert Jahre nach dem Tode Jesu die Dichter allein es sind, und noch dazu nur die grössten Dichter, welche das Christenthum genugsam klärten, um aus demselben die Wärme ihrer Gefühle zu ziehen, ohne diese Gefühle zu einer Polemik für oder gegen den Katholizismus zu machen. Man sollte meinen, dass nach achtzehnhundert Jahren der Vervollkommnung die Jesuslehre genugsam in's Volk gedrungen sei, um ihm den Grundgedanken dieser Gotteslehre: Die Liebe zum Nächsten, die Selbstlosigkeit, die Ehrfurcht und die Tugend einzuflössen. Wenn man den Nächsten liebt wie sich selber, wird man ihn nie sinnlich miss-

brauchen; wenn die Menschheit selbstlos ist, wird kein einzelner Theil derselben übler fahren als jetzt der grösste bestehende Egoismus: denn Einer wird dem Andern helfen. Und was **beglückt** so sehr wie die Ehrfurcht? Die Ehrfurcht, das heisst: Ich will das verehren, was ich nicht **erreichen** kann! Welch edler Ehrgeiz wird da geweckt, und wie gänzlich wird der Neid getödtet! Dieser ekelhafte Koth der Paradiesesschlange, welcher noch heute jede Blüthe verpestet!

Aber nach achtzehn Jahrhunderten ist der Menschengeist hinab gegangen, trotz des himmelan-weisenden Armes Jesu. Und wer hat die Schuld? —

Ich sage es ungescheut, als echter Christ: Der Priester, welcher diesen Arm niederbog, um — Almosen zu erbetteln.

Der Priester ist der Mörder Gottes in seiner Inkarnation. Der Priester ist der Jude der nachchristlichen Zeit, welcher Jesum zum zweitenmale an den Pranger stellte. Der Priester ist der Krebsschaden der Gottesoffenbarung. Und alle Welt kreischt oder winselt, hasserfüllt oder hoffnungsarm: „Ich glaube an Nichts mehr. Ich glaube an keinen Gott, also auch nicht mehr an mich. Gebt mir einen Stahl,

ich werde morden. Gebt mir Vergebung, ich werde falsch schwören; exkommunizirt mich, ich werde wenigstens zu vielen „konfessionslosen“ Mittagsessen geladen werden!“ Und wer hat diese schreckliche Seelenarmuth verschuldet? Der Priester.

Und so ist es eine natürliche Sache, dass die Welt schreit vom Bürger bis zum Bauer hinauf: „Fort mit der Religion dieser Priester!“

Aber das wäre ein Selbstmord im Grossen: man ändere den Priester, aber man liebe die Religion mehr als je: wenn das Volk diese Religion auf seinen Armen tragen will, dann wird es vielleicht selber zum Priester, der sie verkündigt, nicht in der Predigt, aber in der That.

Das Priesterthum erneuert, und die christliche Religion gereinigt bis zu ihrem Ursprunge: das ist ein Wunderräthsel. Wer wird es lösen?

* * *

O Menschheit, die vorwärts zu dringen glaubt, indem sie Alles läugnet ausser den Zeichen der Mathematik! Verblendetes Geschlecht, vom Priester beraubt, vom Selbstsuchtstaumel ergriffen, du wischest die Farben von dem Ge-

mälde deines Lebens und du erstickst die Harmonieen der Genien, die aus dir selber stammten, im rauhen Gebrüll des Raubthiers.

Es gibt eine Grenze für den Menschen, über die hinaus sein Verstand erblindet. Will der Blinde die Farbe läugnen, die er nicht zu erkennen vermag?

Aber es gibt keine Grenze für Dein Herz! Christus zuerst hat das gefühlt, als er durch seinen Apostel sprach: „Die Liebe ist das Grösste!"

Wann endlich, Menschheit, wirst du lieben lernen? Es ist so leicht, jedes Kind trifft es: und es beglückt so namenlos! Jede Todesstunde versüsst es! —

Lieben! Das heisst nicht, den Schönen und Guten lieben, den Angewohnten oder den Sinnlich-Sympathischen. Aber Jeden, Jeden, in jeder Lage und in jedem Grade! — Es wird das vielleicht die Advokaten, die Gerichtsassessoren und die Kriegsminister entbehrlich machen. Aber sie werden nicht verhungern. Sie werden unsere Gäste sein.

Ich trete hier im Namen des neunzehnten Jahrhunderts, welches sich ein Jahrhundert des Hellsehens nennt, vor die Welt, und spreche:

„O Mensch, wenn Du seit achtzehn Jahr-

hunderten nichts gelernt hast, so habe wenigstens den Muth Deines bescheidenen Verstandes. Wenn Du die Liebe nicht gelernt hast, so verlerne doch nicht ganz und gar den Muth, Worte und That zu Einem zu machen. Sei gottlos, aber wenigstens ehrlich; sei roh, aber wenigstens heuchle nicht!

O Fürst, der Du Krieg führst, nenne Dich keinen Christen mehr! —

O Soldat, der Du Deinen Bruder niedermetzelst, weil Dein Korporal es befiehlt, nenne Dich keinen Christen.

O Schriftsteller, welcher die grösste Poesie aller Zeiten: das neue Testament lästert, nenne Dich keinen Prediger, sondern einen steinbewaffneten Gassenjungen, der Alles als Ziel nimmt, was höher ist als er selber.

O Priester, welcher sich das Todtengebet bezahlen lässt: nenne Dich keinen Diener des Gottes, welcher die Simonie verfluchte.

O Menschheit, welche die Religion als Fessel anstatt als Befreiung betrachtet: nenne Dich nicht anders als Verschwörung gegen Dich selber. Menschen, die Ihr eine Religion verwerft, ohne eine andere anzuerkennen! Warum stürzt ihr denn nicht die Tempel Jesu um, scheucht die Priester vom Altar, und lasset

Euch beschneiden, oder setzet wenigstens das Feuer als Gott auf den Altar? Es wäre das doch ein Anfang der Ehrlichkeit, der Wahrheit, und der Erste Schritt zu dem längst verlassenen Ziele: „Du sollst nicht lügen. Und Du sollst Vater und Mutter ehren."

* * *

Und über diesem ekelhaften Chaos von brutaler Verläugnung und faulen Cermonieen-Beobachtens nimmt das Weltall ausserhalb unserer Erde dieselbe grossumzeichnete Bahn in Gestirnen und Schatten. Die sichtbaren Nebenbuhler der Erde gehen ihren ruhigen, gewohnten, ewigen Gang. Sind sie bewohnt? Wer weiss es. Vom Monde, dieser nächsten Erdkugel, läugnet man es. Vielleicht hat er sein Gewürm schon verloren, ehe unsere Erde den ersten Menschen sah. Vielleicht haben sich seine Menschen endlich durch Aeonen von Religionen, Dichterwerken und Grossthaten ebenfalls bis zum Verlachen der Mutter, bis zur „Erforschung Gottes", bis zum französisch-preussischen Kriegsgemetzel gebracht, vielleicht hat man sich im Monde, nachdem man einen Jesus,

einen Homer und einen Schiller gehabt hat, auf der Spitze der Civilisation gegenseitig angefallen gleich wilden Hunden, und sich vernichtet. Vielleicht ist unsere Erde in diesem Augenblicke die Gebärkrisis eines zweiten ruhig leuchtenden, unbelebten Mondes.

Gott gebe es!

Denn die Bestialität im Cancan, im Kriege, im Servilismus und in der Arroganz ist sicher eine Disharmonie im Sphärenklange.

* * *

III.

# Die Macht.

Die Höhen der Welt sind heutzutage nach langer Zeit aus ihrer spanischen Etiquette herausgetreten, um entweder davon gejagt zu werden oder die Menschenfresser-Rolle des Märchens zu spielen.

In der That. Die Throne geben heutzutage das seltsame und groteske Schauspiel, dass sie entweder von brüllenden, wirren, gedankengrellen Republikanern, oder von unbarmherzigen Despoten besetzt sind. Die Herrscherwürde im edelsten Sinne ist schon längst dahin. Der E r fo l g ist heute das einzige Salbungsöl, als sei das roheste Faustrecht wiedergekehrt:

und der Herrscher, der weder Phlegma genug hat, sich zum „Unterschreiber" seines Landtages zu machen, noch Grausamkeit genug, um seine Unterthanen zu schlachten, damit sie ihn fürchten; der Herrscher wird einfach davongejagt. Die heutige Welt will nur Marionetten oder Raubthiere auf ihren Thronen sehen: der echte Herrscher, welcher sein Volk liebt und es durch die Weisheit dieser Liebe leiten möchte, ist ebenso unhaltbar wie der, welcher es aufgegeben hat, sich um das Irrenhaus an den Stufen seines Thrones zu kümmern. Europa gibt heute ein seltsames Schauspiel. Italien nennt sich noch immer „katholisch", und es beraubte den Papst. Preussen nennt sich gottgesandt, und es opfert Millionen Menschenleben um einen Titel für seinen Herrscher, dem schon das Gras des Grabes um die Füsse sprosst. Oesterreich nennt sich im Fortschritte, und es weiss nicht einmal mehr, wofür es kämpft: es hat sein gutes Kaiserhaus entwaffnet, und es verhöhnt seine hundert Regenten. Spanien will frei sein — unter dem ersten besten Prinzen. Frankreich vertreibt heute seinen Kaiser, den es gestern einstimmig anerkannt hat. England rechnet, Russland röchelt nach Beute, erweckt vom Blutgeruche und von dem Geklingel des

Goldes. Und alle die Herrscher und alle diese Völker nennen sich Christen, und bekennen sich in den Taufscheinen zu dem Lehrer, welcher nur die Friedfertigen selig nennt. Und am kampflustigsten und feuerschürendsten unter allen diesen Streitern sind die Priester.

* * *

## IV.

## Die Prediger.

Die Predigt war schon von den ersten Zeiten des Christenthums an eine der kräftigsten und segensreichsten Neuerungen dieser Religion. Jesus, der vorzugsweise als Lehrer auftrat (gegen welche Stellung seine Wunderthäterstellung bei weitem in den Schatten tritt), bildet auch alle seine Schüler zu Lehrern und Predigern. Das warm gesprochene Wort, der unmittelbare Ausdruck eines augenblicklichen göttlichen Gedankens drang in das Herz der Menschen, wie nie zuvor der weiseste, tief erklügelte Lehrsatz es ergriffen hatte. Die Predigt war etwas so Neues, Liebliches, Erschüt-

terndes, Ueberzeugendes, dass das Christenthum eben der Predigt seine meisten, an Einem Tage oft nach Tausenden zählenden Proselyten verdankte. Der höchste, der dichterischeste, der kräftigste, der flammendste Prediger war der Apostel Paulus. Und wahrlich, „ohne ihn gäbe es kein Christenthum".

Selbst die Heiden wurden so überzeugt von der grenzenlosen Macht des Predigens, dieser neuen Weise eine Religion auszubreiten, dass Julian der Abtrünnige, als er die alte Götterlehre wieder aufnahm, Prediger dieser Lehre bestellte.

Und die Predigt ist es, die bis heute noch nächst der Messe das morsche Gebäude am kräftigsten zusammenhält. Aber durch welche Mittel! Denn es ist nicht mehr die Rührung das Ziel der Prediger, sondern die Pikanterie der Persönlichkeit. Es gibt jetzt weniger echte Prediger, als Erzbischöfe.

Die liebentflammte, ernste Begeisterung der ersten Prediger machte schon in den ersten Jahrhunderten einer mystisch-gelehrten Sorte von Bücherwürmern Platz, die sich von der Kanzel aus über die geschlechtlichen Mysterien einer Menschwerdung Gottes zankten und im Nothfalle einander in offener Versammlung die

dicken Scharteken ihrer Gelehrsamkeit an den Kopf warfen als „letzten Beweis". Nach den jähzornigen gelehrten Predigern kamen die subjektiven Parteigänger des Mittelalters. Man stritt nicht mehr über Dogmen, sondern über Gegner; man belehrte nicht mehr über das Ziel des Lebens, sondern man hetzte das Volk auf gegen verhasste Privatfeinde. Man belehrte nicht mehr, man schimpfte. Der Himmel wurde aus dem Umkreise der Predigt gebannt, und die vier Wände des Privatlebens wurden ihr ganzer Horizont: aber nicht vielleicht um das häusliche Leben zu bessern, sondern um Persönlichkeiten zu brandmarken. Der Prediger stellte sich endlich an die Stelle, wo früher Gott stand; er identifizirte sich gleichsam mit ihm, und nun wurde nicht mehr gegen den Abtrünnigen gedonnert, welcher sich gegen die Gesetze des Herrn verging, sondern gegen den, der dem Priester die Achtung oder die Abgabe vorenthielt. Und so wie einst die Predigt den Grundstein zum weitverbreiteten Christenthume gelegt hatte, so war späterhin die Predigt die Ursache des stillen raschen Abfalls vieler ehrlicher Christen, die nach Tausenden zählten, gleich den ersten rasch gewonnenen Bekennern. Und bis heutzu-

tage ist diese Predigtart unverändert geblieben. Der Priester steht dort, wo früher Gott stand, die Predigt spricht nicht mehr von den Pflichten des Menschen gegen sich selber, sondern von seiner Schuldigkeit gegen die „Kirche", d. h. den Priester; sie belehrt nicht mehr, sie schilt; sie ermahnt nicht mehr, sie macht Witze; sie ist keine Alles bezaubernde Hymne mehr, sondern ein polemischer Artikel.

Nur wenige Prediger noch gibt es, denen man zuströmt: aber ihre Mittel sind nicht innerlich, sondern äusserlich; sie sind nicht verehrt, sondern „beliebt", sie sind nicht erwählt, sondern in der Mode. Wenn Pater Hyazinth von der Demi-Monde redet, wenn Pater Klinkowström deklamirt, so ist das Publikum zahlreich versammelt: nicht um erbaut zu werden, sondern um das „auch" mitangesehen zu haben. Die Kirche hat heutzutage keine Prediger mehr, sondern nur Journalisten, welche ihre Leitartikel mündlich verbreiten.

Und doch hätte die Kirche noch nie so nöthig die mündliche Ueberredung gebraucht wie jetzt, um die Leute wieder an ihren Busen zu ziehen. Die Menschheit verlangt ja nichts Besseres, als wieder lieben zu können, was es Jahrhunderte hindurch fürchten, dann

hassen, und zuletzt verachten gelernt hat: die christliche Glaubenslehre.

Wenn der Prediger von heute nur einen Zoll breit in das Gebiet der Geistesfreiheit überschritte; wenn er nur einzelne Flittern des gothischen Prunkes losnesteln wollte, wenn er nur zwei, drei Glieder der grossen Seelenfessel losschraubte: Die Kirche, und mit ihr die Menschheit, wären gerettet: aber quem Deus perdere vult, dementat. Und wahrlich, Gott muss beschlossen haben, das Priesterthum zu vernichten, sonst würde er seine Geistlichen nicht so verblenden. Denn noch nie und niemals hat sich der gothische Geistliche so trotzig an die Scholle seines Ackers, an das Steuerbuch des Glaubens und an die Donnerkeile der Drohung geklammert, wie jetzt. Aber nicht der Muth spricht da aus ihm, sondern der Wahnsinn des Besitzerhaltes, der Selbstvergötterung und der geistigen Despotie.

Die Gefängnissthore des Dogma's werden verdoppelt, die Ketten des Glaubens verzehnfacht, die Kerker verdüstert: aus Gessler wird Caligula. Der Prediger begnügt sich nicht mehr damit, zu donnern, er ohrfeigt seine Kanzel. Und das eben jetzt, wo tausend Gemüther zwischen dem Gebetbuche aus der Kinderzeit

und der Negirung des Atheisten zagend nach einer Stimme horchen, welche süsse Friedensworte sprechen und die Versöhnung bringen sollte. Noch nie so sehnsüchtig wie heute hat sich die grosse Schaar von Heimathlosen, Armen, nach Gerechtigkeit Dürstenden und Zweifelnden nach der göttlichen Stimme gesehnt, welche über dem Chaos ausrufen kann: „Es werde Licht!“ Gott spricht nicht mehr aus Dornbüschen: wer also mag der Vermittler dieser Stimme sein? Nun, der Diener Gottes, der Priester. Und man lauscht auf den Prediger.

Was nun spricht aber der Prediger? Verkündet er Gott? Nein, sondern den Bischof. Beleuchtet er den Spruch von der Versöhnung mit dem Feinde? Nein, er verdammt den Gegner. Erzählt er von der Seligkeit der Tugend? Nein, von den Wundern der Legende. Der Zweck dieses Werkes war es, zu zeigen, wie hehr und göttlich das Christenthum ist, und wie es, so göttlich es sein mag, zertreten wurde von seinen eigenen Missionären, gleich als ob der Landmann das gottgesandte Samenkorn zerträte.

Der Himmel sieht es mit Geduld. Zum zweitenmale seit dem Paradiesesbaume hat er

den Menschen den Willen ihres Friedens oder ihres Verderbens gelassen.

Zum zweitenmale wird Christus gekreuzigt.

Aber das erstemal geschah das nur seinem Leibe, das zweitemal wurden alle Blüthen seines Geistes zertreten, die aus seinem Grabe blühten, Salz und Asche wurden in die Furchen gestreut von den Gärtnern, die er in seinen Weinberg gesetzt hatte, und die Sündfluth des Geistes wird schrecklicher werden als die des Leibes.

Hässlich anzusehen, steht jetzt der Schüler dem Lehrer gegenüber, der Laie dem Prediger. Der Laie hat das Kreuz zertrümmert, und hat höhnend seinen Fuss darauf gesetzt. Und der Apostel schwingt sein Kruzifix, um damit den Frevler niederzuschlagen, nicht weil er Gott lästert, sondern weil er ihm seine irdische Würde schmälern will.

Wo bleibt da Gott?

Wo bleibt die Liebe?

Wo bleibt eine Rettung?

* * *

Der Apostel Christi theilt sich heute in zwei Racen. In den Priester und in den Mönch.

Der gothische Priesterstand ist ein Beamtenthum nach russischer Manier.

Nicht die Geisteskraft oder die Liebeshöhe geben da den Rang, sondern — der Titel.

Die Verwandten der Apostel fragten einst Jesum: Herr! wer von Deinen Priestern wird einst der Erste sein im Himmelreich?" — Die Antwort ist bekannt. Sie schliesst ein für allemal eine Stufenfolge der Würde aus. Und dass er Petrum die Schlüssel des Himmels reichte, war wohl nichts weniger als die Einsetzung einer Dynastie? Einen Preis für den, der mir Jesu Worte an seinen eifrigsten und biedersten Diener in diesen Sinn hineinzwängen kann! —

Und kein Beamtenthum ist bis heute so russisch geblieben, wie der Priesterstand. Es gibt da wie bei andern Aemtern Chefs mit Unterchefs, mit Kommissären, Schreibern und Diurnisten, die ihren Gehalt beziehen, und dafür ihre bestimmte Arbeit zu verrichten haben.

Es ist eine ganz mechanische Heroldsarbeit. Während aber der fürstliche Beamte zwar thun muss was er muss, aber dabei denken kann was er will, darf der christliche Priester auch nur denken was es muss. Man sieht, die russische Leibeigenschaft ist noch eine wahre

Liebeskolonie gegen den christlichen Priesterstand, d. h. gegen die Dienerkolonie des Gottes, welcher gesagt hatte: die Seele ist frei und unsterblich!

Entweder wähle man nur solche Priester, welche die Verachtung der Lebensfreuden, die Begeisterung für Gott, die Liebe zum Nächsten und die süsse Erkennung Jesu zum Priesteramte treibt, und dann wird keine geistige Knute mehr nöthig sein! – Oder man erziehe wie bisher Bauernjungen aus Armuthsrücksichten zum Priester, ohne Wahl und ohne Liebe, dann mache man aber auch den Priester-Beamtenstand einfach zum Vertheiler von Hostien, Ertheilern des letzten Oeles und Hersagern der Trauungsformel, und nenne ihn nicht „gottgeweiht", und lasse ihn heirathen, und frage nicht darnach was er glaubt, sondern nur darnach, ob er seine Handgriffe richtig vollführt. Wozu dann Weihe und Cölibat? Der Priesterstand werde entweder, was er unter Jesus war, eine Schaar gottbegeisterter, liebentflammter Männer, oder ein Beamtenstand wie jeder andere, der für Ceremonieen besoldet wird.

Dies ist das einzige noch übrige Mittel, um den Priesterstand in den Augen des Volkes zu

einem geehrten, geachteten zu machen, und die wahrhaft beglückende Religion Jesu zu verewigen. Ich glaube in diesem Buche dargethan zu haben, dass diese Religion bis zur Karrikatur verzerrt wurde durch Generationen von „Priestern“, und dass dieselbe heutzutage zum Kinderspott geworden ist, durch ihre Priester. Man verlacht Jesum in seinen Heiligen. Ja, was schrecklicher ist, man hasst ihn in seinen Priestern. Der enttäuschte Mensch hat immer einen ungerechten Aufschrei, zum Beispiel: „Wäre Jesus nicht gewesen, hätte niemals der Scheiterhaufen des „Ketzers“ oder der „Hexe“ geflammt!“ — Und: „Steht der Segen, den die Jesuslehre uns gebracht hat, im Gleichgewichte mit dem Fluche, den seine Diener über uns gebracht haben?“ —

Und diese beiden Aufschreie sind eine Verurtheilung des christlichen Glaubens, gegen die es keine Berufung mehr gibt, da sie seine eigenen Gesetzgeber anklagen.

Deshalb habe ich die Priester Jesu mit dem Namen belegt, den diese bisher den Juden gaben: „Gottesmörder“.

Aber wahrlich, die Juden stehen gereinigt da vor den Priestern: sie mordeten einen Geg-

ner, jene aber mordeten in der That ihren anerkannten Gott. Denn man vernichtet Gott in seinen Werken, und Gott lässt es zu in seinem Sinnen über den Menschen, den er deshalb geschaffen hat, damit er Seine Freude theile, und der immer wieder die ewige Rettung für einen zeitlichen Vortheil verwirft! . .

Tiefer als der Priester steht der Mönch in der Meinung des Volkes. Die Verachtung des Priesters ist mit einer Art sarkastischen Hasses gepaart, und der Hass veredelt jedes niedere Gefühl, weil er ein greller Widerschein ist, der auch dem faulenden Leichname der ewig göttlichen Liebe entstammen kann. Aber die Mönche, dieser nichtsthuende feiste Ableger einer Schmarotzerpflanze, werden blos verachtet und in ihnen der Herr, den sie „verkündigen".

Die Mönche waren von jeher ein unverständliches Volk. Aus Faulheit zu Dienern des Herrn geworden, begnügten sie sich mit der Zeit nicht mehr damit, nichts zu thun und doch zu essen, sondern sie betrachteten selbst das Nichtsthun als eine Last, und wollten dafür reichlich schmausen. Nachdem das Volk schon längst seine bitterste Verachtung ausgesprochen hatte gegen diese privilegirten

Bäuche, die um so fetter wurden, je weniger sie sich aus der Zelle rühren durften (gleich den Gänsen, die man in einen Stehstall einsperrt), kam Josef der Zweite. Und bekanntlich hebt niemals das Volk einen Uebelstand, sondern stets nur der Fürst. Josef der Zweite, dieser echte Fürst, der seine Mission darin fand, Uebelstände zu beheben (und wozu wäre sonst der Fürst da?), hob die Klöster auf. Aber die Mönche blieben. Nicht mehr unthätig, denn die Unthätigkeit eben hatte sie ja verurtheilt! sondern sie wurden — Schullehrer.

Ihr Lehrsystem ist genugsam bekannt geworden. Die Mönche als Lehrer sind beinahe noch verhasster als die Geistlichen.

* * *

Die Geistlichkeit sagt heute: Man verfolgt uns, weil wir ein Priesterkleid tragen.

Vielleicht. Aber der Anfang dieser „Ungerechtigkeit“ lautet sicherlich also: „Man fing an, das Priesterkleid zu verfolgen, weil wir es trugen.“

Der Refrain dieses bescheidenen Buches ist: Verbesserung des Priesterstandes!

und dadurch: Rehabilitirung des Priesterstandes!

Aber an wen soll man diese Bitte richten? wer ist im Stande, diese segensreiche, göttliche Mission zu erfüllen, und, ein zweiter Jesus, mit der Geissel die Simonisten und Wechsler aus der Vorhalle des Tempels zu treiben? —

Soll ich dieses Buch dem Papste widmen, dem Unfehlbaren, dessen Machtspruch wohl eine Neuerung bringen könnte? —

Aber der ehrwürdige Greisenpapst ist alt. Sein Sinn könnte nichts Besseres mehr fassen, um so weniger ausführen. Und dann: ein Papst, weleher erneuert, stirbt immer an der Neuerung.

Pius der Neunte ist der ehrlichste Papst, den die Geschichte kennt: er glaubt an sich selber. Wie in einem Rausche müssen diesem Manne die Tage entfliehen, so kriegsdurchdröhnt und unglücklich sie auch sein mögen! Er glaubt an sich selber! — Es ist rührend und traurig zugleich. Es hat vorher noch nie einen Papst gegeben, der an sich geglaubt hätte. Selbst Petrus wurde fehlbar im Vorhofe des Pilatus, und weinte über sich selber bitterlich.

Die Zeiten ändern sich, und mit ihnen

sollte sich — (wenn es schon einen Papst geben soll) — auch der Papst ändern; d. h. nicht im Kern, nur in der Form. Aber der Papst ist derselbe geblieben seit Anastasius dem Dritten, und er wird es bleiben bis zu Petrus dem Zweiten. Der Geist ist da zu Stein geworden! Das ganze Glück der Menschheit kann sich daran zerschellen: aber ihn zerschellt man nicht!

Dem Papste kann also diese herzinnige Bitte nicht vorgetragen werden. Auch keinem Würdenträger der Kirche. Sie haben einen Besitz zu wahren gleich dem Papste, aber sie haben nicht einmal seinen Glauben.

Dem weltlichen Fürsten? Was ist der? Das Gegenspiel des Papstes: dem Papste hat man seine Einkünfte genommen und sein Veto gelassen. Dem Fürsten hat man seine Einkünfte gelassen und sein Veto genommen.

Der Menschheit? Der Menschheit sollten wir diese Bitte an's Herz legen, dass wir wieder den alten süssen Gott und die ersten, echten, gotterwählten Priester bekommen möchten, und an ihrer Hand vorwärts schreiten zur geistigen Vollendung, welche der Friede auf Erden sein wird? —

Aber die Menschheit trägt keinen Gott mehr in sich, und hat keinen Phönix zu erneuern.

Darum nehmt Ihr, Denker und Dichter, dies Buch an Euer Herz, welches den Ozean der Wahrheit durchschifft, wie der Geist des Columbus im Gedanken das unbekannte Weltmeer durchschiffte: Poeten der Neuerung! Renan, Michelet, Strauss, nehmt das Ruder zur Hand — rettet das Wrack! —

Und sprechet: Jesus war Gott.

* * *

## V.

## Der Glaube.

Der „Glaube" von heute ist kein Glaube mehr; er ist ein Wissen. Man glaubt, was man ergründet hat. Wie weit ist man da zurückgekommen! Denn der Menschengeist, wenn er noch so weit gedrungen sein wird, muss immer bescheiden anhalten vor dem Samenkorne, dem Wanderwege des Geschöpfes, ehe es blüht, und vor dem Grabe: dem Wanderwege des Geschöpfes, welches verwelkt ist.

Und das Erste, was der heutige „bewiesene" Glaube läugnet, ist die Liebe. Denn wahrhaftig, es gibt keine solche Liebe mehr, welche ein zweites Wesen höher stellen würde als sich selber. Und die Liebe, die Liebe war ja doch

einst die W u r z e l d e s P a r a d i e s e s, des Menschenglückes, des Friedens, und dann — der R e l i g i o n. Aus L i e b e hat Gott die Welt erschaffen, damit sich A n d e r e mit i h m freuen möchten. Aus L i e b e hat der M a n n das W e i b geboren, damit diese Freude Erben habe. Aus L i e b e hat der Mensch g e s ü n d i g t, und aus Liebe hat Gott dieser Sünde den V e r s ö h n e r gesandt. Und S ü n d e n und T u g e n d e n wurden zu einer H a r m o n i e, wenn sie aus der L i e b e entsprangen. Aber die L i e b e fehlt dem Heute, welches nur den Genuss kennt, und nur manchmal schwerfällig eine Tugend in seine Selbstsucht übersetzt: Die Hure, welche stirbt, sagt immer: ich bin wie Magdalena — aber Magdalena hatte ja **geliebt**, und sich nicht v e r k a u f t!

Nachdem man den G l a u b e n auf L o g a r i t h m e n gezogen hat, nachdem man die H o f f n u n g auf den B r i e f t r ä g e r d e s n ä c h s t e n T a g e s reduzirt hat, nachdem man endlich die „Liebe", welche Jesus der Sünderin vergab, auf ein ganzes verkäufliches H u r e n l e b e n ausdehnt, ist es für die Menschheit, welche sich „Christen" nennt, mehr als eine Schande, sich zu einem D o g m a zu bekennen, nachdem sie die Paragraphe dieses Dogma's bekrittelt: es ist

eine Feigheit, es ist mehr als das (denn die Feigheit kann im Naturell beruhen), es ist eine Verächtlichkeit! —

Wer den Glauben nicht hat, beschimpfe wenigstens nicht seine Ceremonieen, indem er sie vollführt; aber dafür, wer sich gedrungen fühlt, einen Glauben zu verlassen, schliesse er sich einem andern an! —

Der Mensch unterscheidet sich doch nur vom Thiere dadurch, dass er den Blick leicht dem Himmel zuwendet: Der Biber baut wie die Baugesellschaft in Wien, der Fuchs bereichert sich wie der Wegelagerer, der Löwe herrscht über die Schakale wie ein Souverain, der älteste Storch richtet über seine Heerde wie Salomon, aber nur der Mensch fühlt in seiner Liebe für's Höchste, dass er weniger ist wie das Thier, und doch mehr wie das ganze All: ein Samenkorn für eine Seligkeit! —

Und deshalb: höher steht der Christ, der sich beschneiden lässt, als der, welcher sich zu keiner Religion bekennt. Jeder, welcher Gott sucht, wird ihn finden auf jedem Wege. Nur der, welcher ihn nicht gesucht hat, wird verfaulen wie das Korn in feuchter Erde.

* * *

# VI.

## Der Genuss.

Der Genuss hat sich verwandelt, seit die Erde denkende Menschen hat, fast mit jedem neuen Jahrhundert. Zuerst war der Genuss das Fühlen der Natur: dann wurde er zum Erfassen der Schönheit, und endlich zum Märtyrerthume, dann zur Entsagung, zur Minne, zur Thränenschwärmerin, und jetzt wurde er wieder, was er in der Zeit der ersten Kaiser war: zum Eingestehen des Bordells.

Der Genuss von heute ist nicht mehr die Ehe, sondern der Cancan; nicht mehr die Liebe, sondern das Raffinement.

Jeder Commis von heute ist ein kleiner Nero, der die voluptas in allen Stadien durch-

machen muss — aus Selbstachtung; und jedes Liebespaar ist der Refrain eines Volkssängerliedes.

In den ersten Zeiten nach Jesu hatte die Welt wohl noch einige schöne Lichter am Horizonte; das Wohlthun, die Liebe des Nächsten, die Ehrfurcht vor Gott, das Almosen, die Communion und das Gebet; dies Alles waren Genüsse, und wahrlich schönere und dauerhaftere als die Genüsse von heute. Das gesellschaftliche Leben hat eine Frechheit angenommen auf der Bühne und auf der Gasthaustribüne, welche den Genuss des Menschen, wie Pfeffer den Gaumen, auf die höchste Durstspitze treibt. Man hat keine Idee mehr davon, wo das Erlaubte aufhört, oder wo der gute Geschmack seine Grenze finde; man benennt die grössten Verirrungen mit lustigen Namen, und setzt sie in Musik. Dass der vollständige Verfall der Religion an diesem Verfalle der Scham und des guten Geschmackes schuld ist, wird niemand läugnen, welcher in der Geschichte die Momente der grössten Moral-Dissolution aufsucht. Die grösste Sittenlosigkeit herrschte unter den römischen Cäsaren, da man an keine Götter mehr glaubte, und die vates einander in's Gesicht lachten, wenn sie „unter sich“ waren.

Das zweitgrösste Sittenverderbniss kam dann unter Voltaire, d. h. im Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts, und heute, wo wir den wiedergebrachten Gott, die in den Freiheitskriegen neuerstandene Religion von Neuem läugnen, verhöhnen und verlachen, jetzt ist die grösste Verderbtheit da. Rom hat vielleicht nacktere Szenen verlebt, als Paris, Wien und Berlin in dem Augenblicke: aber Rom kannte ja noch nicht die Moral, die Tugend und den Anstand! Und wenn man heutzutage das Volkssängerthum über die Kanzel stellt, wenn man in Zeitungsannoncen seinen Leib feilbietet mit polizeilichem Privilegio, wie Messalina den ihrigen in Rom dem Vorübergehenden feilbot, so ist das kein Rückschritt zur Schamlosigkeit jener Epoche, sondern ein Fortschritt in der Gotteslästerung, nach Jahrhunderten von prophetischen Poeten. Und wenn das alte Rom, nachdem es keine Religion mehr hatte, sich in das Raffinement der Lüste stürzte, so war es in seiner grössten Niedrigkeit unschuldiger als unsere Zeit, wenn sie sich in dieses Raffinement stürzte ohne Scham vor Franz von Assisi, Vincent von Paula, Melanchthon, Schiller und Stifter.

Die entsetzliche Rohheit und der Cynismus

von heute resultirt aus der Religionslosigkeit; die Religion, d. h. die Hoffnung auf ein Glück über dem Genuss des Lebens, und die Scheu vor der Seele der Eltern, wurzelt aber bei der Heerde immer im Hirten, und die Religionslosigkeit geht **immer** vom Unwerthe des Priesters aus. Der sich selbst verlachende Augur schuf die Orgien der Kaiserzeit, der geschminkte Abbé, welcher der Favoritin den Nacken küsste, schuf die Regentschaft, und der heutige Priester schuf das heutige Babel.

„Babel aber," sagten Jesaias und die Apokalypse, „wird in Trümmer sinken, und seine Ruinen werden der Aufenthaltsort unreiner Geister und wilder Thiere sein."

Ein Babel wahrlich ist die Menschheit, ein Babel an Wollust, offener Schamlosigkeit, kriegerischer Bestialität der Herrscher, knechtischer Speichelleckerei des Soldaten, der sich für einen Minister auf die Schlachtbank legt; und endlich ein Babel in der niedrigsten Heuchelei: der König, welcher seine Unterthanen für die gloire seines Hauses in den Krieg schickt, nennt sich einen Christen! Die Königin schreitet über eine blutige Wahlstatt, um Gott dafür zu danken! Die Cancan-Tänzerin trägt ein grosses Kreuz um den Hals, und der, welcher gegen den

„Pfaffen“ donnert, lässt morgen sein Kind durch diesen Pfaffen taufen.

Die Menschheit ist wahrhaftig noch schlechter als das Raubthier: sie ist zum Wurme geworden.

Die Selbstlosigkeit, die Tugend und die Ehrlichkeit sind eben Blüthen, die nur unter einer göttlichen Sonne gedeihen können.

Der Priester hat uns diese strahlende Sonne verdunkelt gleich wie der Heuschreckenschwarm Egyptens die Finsterniss brachte.

Der Priester hat die Welt zu der Stufe herabgebracht, die sie einnimmt. Die Frage ist nun: wenn eine Rettung möglich ist, ist sie es nur in der Regeneration des Priesters. Aber . . .

Wie ist die zu bewerkstelligen? Und wenn man den Weg gefunden hat: wer hat die Macht, sie zu bewerkstelligen?

* * *

# VII.

## Der Priester.

Man sagt heute vom Christenthume: „Es gibt kein echtes Christenthum mehr, der Priester hat den Erlöser getödtet und hat die Erlösung aufgehoben. Wir müssen uns daher wieder eine Vernunftreligion zu schaffen suchen. Und fort mit dem Christenthume, welches zum lateinischen, nur für den Beutel, nicht mehr aber für das Gemüth verständlichen Dogma geworden ist. Und fort mit dem Priester!“ —

Fort mit der Jesuslehre? Das heisst also, fort mit dem Herzen unserer Gattin, fort mit dem Grabkreuze unseres Grossvaters, fort mit

der Communion unseres Kindes, von welcher es so gotterfüllt und reinblickend zurückkehrt, wie ein Engel des lieben Gottes? — Julian der Abtrünnige hatte es versucht, in den ersten Jahrhunderten schon, das Christenthum seiner Apostel wegen zu unterdrücken. Und er hat es nicht vermocht. Wer vermöchte das heute, wo es untrennbar Eins ist mit jedem süssen Gefühle der Familie und der Tugend?" Fort mit dem Christenthume!" Das ist also eine Phrase, die vielleicht viel Blut, aber gewiss keine Seele kosten wird. Wir müssten denn die Kraft haben, Jahrhunderte von Familienglück, von frommer Ehrfurcht, von stillen Weibersiegen in Christo auszulöschen!

„Fort mit dem Christenthume!" ist also noch weniger als eine Phrase: es ist eine jugendliche Phrase, die ihr Echo in den Redaktionszimmern, aber nie im Familienleben finden wird.

Nun bleibt noch der Ruf: „Fort mit den Priestern, den Gottesmördern!" Jawohl. Das Priesterthum, wie es sich gross gezogen hat an den nationellen Verwirrungen der ersten Christengemeinschaften (siehe erstes Buch), ist der eigentliche Mörder der Gottesabsicht, und es möge verurtheilt sein: aber nicht der

Hass und nicht die kalte Vernunft mögen daran rühren, ehe man für das Verworfene einen besseren Ersatz gefunden hat. Vertreibt die Priester, — und die Priester werden wiederkommen. Entthront den Papst, und ein nächster Papst wird seine Stelle einnehmen, wie der dritte Napoleon die Stelle Ludwig Philipp's eingenommen hat. Zertrümmert die Kirche, und Millionen Hände werden auf den Trümmern eine neue Kirche aufbauen, eine Kirche in derselben gothischen Form, nur höher, fester, gesicherter.

Vertreibt die Priester wie Robespierre, löset die Klöster auf wie Josef der Zweite, entlasset die Ordensbrüder wie das Jahr Achtundvierzig! zerschmettert das Konkordat: und Priester, Klöster, Ordensbrüder und Konkordate sind wiedergekommen und werden wiederkommen.

Und warum? Weil der Hass nie vernichtet, sondern nur zum Märtyrer macht. Seid Ihr so klare Vernunftsmenschen, um für Euere Frauen und für Euer Kind und für Euere greisen Eltern sogar einen neuen Himmel zu „wagen“ durch diese Vernunft, so erkennet auch an, dass ein schöner, ein unläugbarer Vernunftsatz spricht: „Man kann nichts

Schlechtes mit Erfolg zerstören, ohne dass man dafür einen besseren Ersatz bringt.

Wenn Ihr das Priesterthum angreift, haltet bessere Priester bereit! Denn die Welt — die vernunftklarste selbst! **braucht Priester.** Nicht die nackte geldsüchtige Hure „Vernunft" Robespierre's, und nicht der Familienvater, welcher sich „gescheidt" genug dünkt, sein Kind und seine Mutter über die Gottheit aufzuklären — vermögen dieselben zu erziehen und zu trösten.

Die Welt braucht **Priester!**

Redet da nicht von den Priestern des Protestantismus. Ein verheiratheter Priester kann nie Dein erster und letzter Freund sein. Er kann nicht dem Nächsten, er muss zuerst seiner Gattin und seinem Kinde gehören. Er kann den Pestkranken nicht mit jenem Opfermuthe umfassen, wie der jungfräuliche alleinstehende Diener Gottes; es gibt tausend Fälle, wo der Priester sein Leben auf Nichts stellen muss: ein entsetzlicher Kampf zwischen dem Familienvater und dem Priester entspinnt sich da in der Seele des verheiratheten Priesters Gottes: Jener Priester, der sich für den unschuldig verurtheilten Familienvater an die Kette der Galeere schmieden liess, war nicht

verheirathet. Jener Priester, welcher die ausgesetzten Kinder des Elends im Schnee suchte, war nicht verheirathet. Jener Priester, welcher sich lieber dem Martertode weihte, als dass er seiner Pflicht untreu geworden wäre, konnte weder Weib noch Kinder haben.

Der protestantische Priester ist also ebenso gut ein Widerspruch, wie die protestantische Göttlichkeit Jesu, die durch menschliche Lust erzeugt worden sein soll. Der Katholik oder Renan: das sind zwei feste, ehrliche Pole. Der Protestant ist ein Widerspruch in sich selber.

Der Priester, d. h. der Diener Gottes, muss Gott allein gehören. Aber nicht durch das Cölibat, sondern durch seine eigene Wahl.

Der katholische Priester, welcher vom Schuljungen auf für die Messe erzogen und dann in das Cölibat gezwängt wird, ist ein Unding — eine Ungeheuerlichkeit, ein öffentliches Verbrechen.

Was für eine Abhilfe gibt es da? Ganz einfach den Vernunftsatz: Der Priester darf nicht für seinen Stand erzogen werden, sondern er muss ihn erringen:

Er muss ihn erringen, sei es auch in Sünden, in Thränen. Magdalena war die treueste Liebe,

die Jesum zuerst in seinem Grabe aufsuchte: Der Unglückliche oder der Büsser. Das mögen Priester sein.

Das Seminar, in welchem Bauernjungen oder Waisen, strotzend von Lebensfreude, zu Priestern kastrirt werden, ist ein Verbrechen — nicht nur der Kirche, sondern des Staates.

Der katholische Priester, welcher am Altare die Gelübde ablegt, deren Werth er noch nicht kennt, und welcher sich für diesen Augenblick darin belohnt findet, dass seine eigene Mutter ihm die Hand küsst, ist ein Verbrechen — nicht nur der Kirche, sondern des Staates. —

Der protestantische verehelichte Priester ist nur ein Unding; der zum Priester erzogene katholische Knabe ist ein Gemordeter.

Wenn ich heute Papst wäre, ich würde alle Käfige aller Kirchen öffnen, und sagen: „Fliegt aus!" und ich würde für morgen keinen Priester haben, und die Messe selber lesen müssen.

Und nach dieser Messe würde ich rufen: „Kommt zu mir alle, die Ihr mühselig und beladen seid: ich will Euch erquicken dadurch, dass ich Euch die Gelegenheit gebe, Andere zu trösten!" —

Und der Büsser und der Wittwer und

der Hässliche würde mir zuströmen, und Gott würde echte Priester haben.

Das Cölibat wäre kein Zwang mehr, sondern eine Wahl.

Gott wäre kein Despot mehr, sondern ein Asyl.

Die letzte Regel meiner päpstlichen Thronrede würde aber lauten:

— „Sobald Ihr wollt, seid wieder frei! Gott mag durch keine Fessel binden, nur durch die Liebe.“ —

Es gäbe dann keine schlechten Priester mehr. Sie wären arm, aber ehrlich.

Und es bräche vielleicht jener „dritte Tag“ an, wo Jesus abermals aus seinem steinernen versiegelten Grabe auferstünde zum ewigen Leben.

Und wo er, der Gemordete, spräche: „Ich wollte Euch nicht Waisen lassen!“ —

— „Die römischen Soldaten aber, die den Leichnam bewachten, erschracken vor Furcht, und wurden, als wären sie todt.“ (Matth. 28, 4.)

* * *

# VIII.

## Das jüngste Gericht.

„Einst, an einem jüngsten Tage werden (wie der gute Cardinal Wiseman erzählte) alle Seelen ihren Strahl aussenden aus jeglichem Grabe.“ O schönes Bild! „Aus der feuchten Scholle, wo der Sarg modert, aus dem Grunde des Meeres, wo das Schiffswrack in Schlingpflanzen fault, aus finsteren Waldesgründen, wo ein unentdeckter Mord im Moore als Irrlicht leuchtet, von den consakrirten Altären, auf welchen „Heiligen-Skelete“ ruhen, von allüberall her werden sich die Strahlen der Seelen zu Einem grossen Lichte sammeln, wieder erweckt durch die Liebe des Herrn, gereinigt durch seine Barmherzigkeit, und beseligt durch die endliche Erfüllung.“

O schönes, hochheiliges Bild!

Nun aber, wie viele Seelen werden da noch bestehen? Denn, wie der heil. Martin sagt: „Die Seele des Menschen steiget im Leben aufwärts oder abwärts, wie auf einer Leiter. Im Tode wird uns diese Leiter entzogen, und wir stehen dann in jener Region des ewigen Lebens, die wir erreicht haben.“

Wie viele Seelen werden dann fehlen in der Region des Lichtes! Denn die Seele bleibt jetzt nicht einmal in dem Niveau ihrer Kindheit stehen: um so weniger dringt sie vorwärts. Sie zerpflückt Griff für Griff alle kindlichen, demüthigen Blüthen, welche die Erziehung vielleicht in sie gelegt hat. Und sie dringt nicht weiter in den göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Wo der Mensch heute den Glauben antreffen mag, dort versucht er ihn zu zertreten durch seinen eigenen Atheismus, seine eigene Ironie und durch das Blendende der gangbarsten Zeitungsrefrains. Und was die Hoffnung betrifft, diese lieblichste Kindergottheit, welche Schiller so herrlich besingt: wer hegt noch eine Hoffnung, ausser der Hoffnung auf den Genuss von morgen? Eine Hoffnung für die Enkel? O, wie altväterisch! Eine Hoffnung auf's Jenseits? Oh, wie verdumpft! Die Hoffnung auf den Freund, auf das Glück, auf die

Vorsehung, auf Gott? Dies Alles ist untergegangen in dem Kaufmannsspruche: „Hilf Dir selbst, und Gott wird Dir helfen.“ Und die nichtsinnliche Liebe endlich, dies ist die Tugend, welche sich ihres eigenen Daseins schämt oder sich vor dem Verdachte fürchtet. Es gibt keine Tugend mehr und kein Aufwärtssehen. — Gradaus vor sich hin schaut das Menschenauge, und das Menschenhaupt könnte ebenso wohl gleich dem Thierkopfe am Boden hinschnuppern, auf der Spur der Beute.

Mit der Religion hat man dem Menschen auch den Zweck der Tugend genommen. Man spreche mir nicht von angeborner Tugend! Der Mensch ist nur gut in dem Glauben an einen Gott, an eine Vergeltung, an ein Wiedersehen.

Der Religionslose wird vielleicht kein Mörder werden, aber sicher auch kein Samariter. Wer an kein Jenseits glaubt, hat ein grösseres Grauen vor dem Grabe, als der ärgste Sünder. Er beeilt sein Leben mehr als jeder Andere. Die kurze Spanne Zeit, die ihm gegeben ist vor dem Zerstieben in das Nichts; jeder Augenblick, der durch keinen Genuss bezeichnet wird, ist ihm ein verlorner: und möge der Genuss des Atheisten auch kein Laster sein, immerhin aber wird er stets an sich denken, an

sich, der morgen vielleicht schon verweht ist. Die Selbstsucht ist stets die erste Folge der Religionslosigkeit. Der Mensch ist nicht so moralisch stark und zum Guten geneigt dass er nicht eines Richtertages bedürfte. Wenn es kein Strafgesetzbuch gäbe, gäbe es wahrscheinlich weniger Ehrenmänner, und der jüngste Tag hat Manchen schon davon abgehalten, den letzten Schritt in den tiefsten Abgrund hinab zu thun. Und nicht die Furcht vor der Strafe thut bei empfänglichen Seelen die Hauptsache, denn echte liebende Gemüther, denen die Gottidee in voller Klarheit aufgegangen ist, glauben selten an eine Hölle und an eine ewige Verdammniss Nicht die Furcht vor der Verdammung also ist es, welche das Bild des jüngsten Tages so heilsam macht für den wankenden Menschenwillen, sondern die Furcht vor der Wahrheit.

Wenn wir Alle wiederfinden, die wir geliebt haben, und wir werden dann wahr vor ihnen stehen, mit unseren geheimsten Gedanken und Handlungen! Dieser Glaube verjagt manche schändliche Neigung, und verhindert manche grausame, thierische That. Wer nur Ein Wesen liebt, der wird um dieses Wesens willen besser bleiben, als er geblieben

wäre ohne die Sehnsucht auf eine jenseitige ewige Vereinigung.

Der jüngste Tag! Meine Mutter, meine Gattin, mein Kind werden mich da wiedersehen, aber sie werden mich sehen, wie ich bin: kein dunkler Gedanke meiner Seele wird ihnen da mehr vorborgen sein, keine niedrige Gesinnung, kein schamloser Schritt und kein Betrug.

Wir Alle werden einander wieder umschlungen halten, wir werden einander Alles verzeihen, aber werden wir einander noch lieben können? Vielleicht besteht die Eigenschaft des einstigen göttlichen Lichtes in der Makellosigkeit: und wenn ich ein Schatten bin im Lichte, befleckt und dunkel, werde ich ausgeschieden werden aus diesem vollen Strahle der Wahrheit und der Ewigkeit, der mich mit Allem wieder vereinigen würde, was ich hier geliebt habe: es gibt vielleicht keine Hölle und keine Strafe, aber die Wahrheit ist vielleicht die schrecklichste Strafe, die uns trennen wird von denen, die mich besser liebten, als ich sie. Vielleicht ist es die Vergeltung, dass unserer Seele die **Scham** bleiben wird, und dass wir, die Sünder, uns wegstehlen werden aus dem Lichte der Entführten; jeder Mensch ist wohl ein Sünder: aber Scham und Reue und

Hingebung können ja schon hier entsühnen. Wer besser werden **will**, ist schon gebessert. Und wer möchte besser werden, ausser der, welcher an ein Jenseits glaubt? Der Genuss schmeckt ja so süss, sagt der Glaubenslose. „Und weshalb sollte ich meine Mutter ehren, die ich belächeln muss, weil sie an Gott glaubt? Weshalb sollte das Andenken an sie mich aufrecht halten, da doch ihr Leichnam ein blosses Aas am Schindanger des Lebens ist, und sie weder meine späten Reuethränen sehen, noch sich meiner späten Besserung freuen kann?"

Wer keine Religion hat, kann auch keine Liebe fühlen für die Seele, keinen Sporn haben für seine Vervollkommnung und keine Dankbarkeit für das „Aas" des Wohlthäters. Wer an keinen jüngsten Tag glaubt, ist nicht verantwortlich für sein sinnliches Sinnen, für seine heimlichen Laster oder für seinen brütenden Neid, diese drei ewigen Herabwürdiger des Menschen. Wer möchte ihnen widerstehen, wenn er sich nur als edelstes Thier des Erdballs betrachtet, wenn er nur für heute lebt?

Es ist mehr als ein Verbrecher am Gefühle, es ist ein Verläugnen seiner Seele, wenn der Mensch sich losmachen will von dem Geständ-

nisse, dass der Geist ein Reich des Wunders sei, unerforscht und unerforschlich. Der Mensch, welcher spricht: „Meine Seele ist so und so beschaffen, vermag mathematisch bewiesen so viel, und endet als selbstständiges Wesen mit der animalischen Wärme — alles Uebrige kümmert mich nichts!" dieser Mensch gleicht wohl mehr einem unbärtigen Schüler, welcher die Weibertugend läugnet, als dem Arbeiter der Welt, der am Abende nachsinnt über die unerklärlichen Naturkräfte, die seine Arbeit gedeihen machen, und ohne welche sein Tagewerk eitel wäre, und welcher dankbar an die Wunder denkt, die ihm die Blüthe aus dem Holze treiben, und welche Segen bringen über seinen Herd.

Der Mensch kann sich nicht losmachen von dem Geständnisse an eine Wunderkraft der Seele, welche sich nicht mathematisch beweisen, herleiten oder gebieten lässt. Ein Kranker gesundet, weil er an seine Genesung glaubt, nachdem er eine Reliquie berührt hat. Wenn der Glaube Wunder wirkt, weshalb kann man ihn denn nicht bestellen in nöthigen Fällen? — Weil er eben selber ein unerforschtes Wunder der Wahrheit ist.

Wo ist die höchste Stufe der Leiter, auf welcher der gläubige Menschengeist mit Gott

direkt verkehrt? Wie ist der Punkt zu erreichen, auf welchem die religiöse Begeisterung der Pucelle von Orleans ein schon zertretenes Volk zum Siege aufraffte? Wo nimmt das Gemüth die Glaubenssicherheit, welche den Märtyrer in den Flammen lobsingen machte, dass der Verfolger entsetzt abliess von den Gefährten dieses Heiligen und eine ganze Religion wunderbar erhalten blieb? Wer giesst in meine Seele süssen Trost auf dem Grabe meines Vaters? Weshalb ist mein Herz namenlos beseligt, wenn es das Wunder vollbracht hat, dem Feinde Gutes zu thun? Das natürliche Gefühl hatte mir ja den Dolch in die Hand gedrückt! . . Wer mag das *Wunder* läugnen, wer den *Trost von oben*, wer die *Ahnung* der Unsterblichkeit? Wer endlich mag den allmächtigen *Glauben* läugnen, welcher leben wird, so lange die Erde lebt, der aber verkümmert, zertreten, geschmälert, verdünnt und verfälscht werden kann von Gottlosen, dass die Welt schlechter, trostleerer und wunderlos dahinkriechen kann einen ganzen Zeitraum hindurch, wie unter den *Cäsaren*, unter den Abbé's Ludwig's des Fünfzehnten und wie im *jetzigen Augenblicke*? . .

Die Priester hatten einst die römischen Götter entgöttert, da sie Ceremonienmeister

und Wucherer wurden, nachdem sie Poeten gewesen waren. Und die Priester haben dann den Erlöser getödtet in seinen Werken, da sie Ceremonienmeister und Tyrannen und Wucherer wurden, nachdem sie Heilige gewesen waren. Beide Kasten haben den Glauben verringert bis zur Verzweiflung, und sie haben den Menschen geführt durch den Hass gegen Gott bis zur Läugnung Gottes. Denn indem der Priester sagt: „Ich bin Gott, unantastbar und unfehlbar!" — machte er Gott zum Wesen, das man verabscheuen durfte.

Der Glaube ist wohl gleich dem Phönix, und tausendmal von der Inquisition zum Scheiterhaufen verdammt, wird er immer wieder neu entstehen: aber wann? die Agonie des Glaubens wird durch Jahrzehnte von Krieg, Elend, Räuberei, Frömmelei und Revolutionen hingeschleppt. Die Könige decimiren die Völker mit dem Gebetbuche in der Hand, die Völker stürzen die Könige, man verhöhnt die Priester, und die Priester werden zu Rasenden in blinder Wuth. Der Glaube und die Religion kommen wohl immer wieder: aber ach, nach welchem jammervollen Todeskampfe des Phönix, nach welch' entsetzlicher Jaggernaut-Fahrt über die Körper Derer, die sich in seine Speichen

werfen, um ihn zu stürzen und zu zertrümmern! . .

Es wäre also besser, wenn Verkünder und Priester, Vernünftler und Opferthierschlächter, Fürsten und Volk sich dahin vereinigen würden: „die Religion solle bleiben, aber sie habe jede Form, die ihr gefällt." Es wäre besser, als wenn der Priester für den Nimbus des Küsters eifert und wenn der Autor sagt: „Meine Vernunft ist Gott!" und wenn der Adel Partei nimmt für das Dogma gegen den freien Willen, und wenn das Volk zu sagen wagt: „Ich habe keinen Glauben!" Das Wort: konfessionslos ist das schrecklichste Zeichen einer Zeit, welche sich zu einem affenartigen Ursprunge zurückwendet, es bleibt auch die schrecklichste Anklage gegen den Geistlichen.

Sei man Jude, Götzendiener oder Christ: nur hege man einen Gott in seinem Herzen! Sei man Muselmann oder Katholik: nur opfere man —! opfere, wie man Blumen auf die Schwelle der Geliebten, Kränze auf das Grab des Glückes, oder Blüthen auf das Kissen der Wiege spendet!

Der Glaube schmücke wieder das Wissen, wie Poesie die Gelehrsamkeit schmückt. Aber der Glaube, der treue, kindliche, ungetrübte Glaube

des verstandesreifen Menschen an eine Gottheit und an die Offenbarungen derselben, die meinem Herzen am nächsten liegen, wird erst dann unzerstörbar grünen und blühen und Friedensfrüchte bringen, wenn der Mensch so weit gekommen sein wird: **den Priester zu trennen von der Gottheit.** Denn der Priester, leider (diese Hoffnung muss man aufgeben), wird nie mehr so gesunden, um zu sprechen und durch Thaten zu zeigen: „**Ich** bin nicht **Gott.**“

Die Menschheit also muss befreit werden von der beamtenhaften, sich selbst beweihrauchenden Priesterwürde, wie sie jetzt besteht, und der Priester muss befreit werden von dem geistigen Zwange der oberen Priestertribunale. Dann wird der Mensch wieder eine Religion, und der Priester eine segensreiche Mission haben.

Man wird sich nicht mehr um des Höllenspektakels der Prediger willen schämen, an ein Jenseits zu glauben, und in jedem Herzen wird wieder ein lichtes Ziel erglänzen, in jedem liebenden Auge eine schamerfüllte, selige Hoffnung auf jenen fernen, letzten, ewig währenden Tag, wo Alles, Alles sich wieder vereinigen wird, was Tod, Stand, Irrthum oder Zwang getrennt hatte: Der jüngste Tag!

Jedes Volk und jede Religion hat ihn in dichterischen Träumen schon vorgeahnt.

Der Jude lässt den Engel mit der Drommete schmettern und mit den Flügeln sausen über dem Thale Josaphat, über welchem in Wetterwolken thronen wird der Herr, der Richter der Guten und Bösen, um zu zertreten die Feinde seines Hauses, und auf goldne Throne zu erhöhen die Kinder seines auserwählten Volkes, deren Tugend es gewesen war, an ihm zu halten, und deren Höllenurtheil es sein wird, wenn es von ihm abgefallen ist. Das auserwählte Volk wird ewig im Paradiese schwelgen, und das abgefallene oder das verstockte, der Götzendiener, wird in der ewigen Gehenna brennen.

Der jüngste Tag: Mahomed sah ihn im Traume wie ein herrliches Zerrinnen aller Schatten in ein All von Pracht und Klarheit; sein Traumbild malt sich so: Ein gewisser Tag wird kommen, und Gott wird Alle zum Leben auferwecken, und wird ihnen Alles erklären, was sie gethan und gedacht haben. Er hält genaue Rechnung darüber. Aber der Mensch wird es da vergessen haben. Gott ist Zeuge über alle Dinge. Es gibt keine geheime That zwischen Dreien, oder Er ist der Vierte;

keine Unterredung zwischen Vieren, oder Er ist der Fünfte Er ist mit den Menschen, wo immer sie auch sein mögen.

Vor Gott ist der Gelehrteste und der Unwissendste, Einer wie der Andere; und nur die Erfüllung der Pflichten macht Einen grösser als den Andern. Das Himmelszelt ist wie ein ausgespanntes Segel, das, von den Winden geschwellt, die Gestirne ihre Bahnen treibt. An einem Tage aber wird es zusammengefaltet werden wie ein Segel nach der Reise, und die Welten werden einen Augenblick stille stehen, und dann aus ihrer Bahn sinken zum Chaos, das heisst zur Vereinigung, welche einst das Dunkel und Finsterniss war, und welches jetzt das höchste Licht sein wird.

Und Mohamed träumte davon, dass Gott aus jenen Finsternissen den Menschen geschaffen hat und ihm gegeben hat die Seele zum Leiden, und — zum Siegen. Und wenn dann am Ende der Zeiten die Finsterniss geläutert sein wird, dann wird wohl wieder das alte Chaos hereinbrechen, aber es wird dabei die höchste Klarheit und die höchste Harmonie und die höchste Wonne sein. Denn es wird sich kennen.

Und der Christ? Sein Bild der endlichen Vollendung und des jüngsten Tages ist so er-

haben und kindlich zugleich, dass das Christenthum schon als höchste Poesie die Religion aller Völker werden sollte:

Auch der Christ lässt das Thal Josaphat zur Richterstätte werden, wo der Ruf der schrecklichen Posaune alle Schläfer zusammenruft. Die Sonne ist erloschen, die Gestirne im All zertrümmert, und die Erde berstet. Die Finsterniss, welche auf die Schrecken des Weltendes gefolgt ist, ist noch nicht gewichen. Die letzten Menschen, erblindet von der Dunkelheit, haben sich zuerst aneinander geklammert, und haben dann einander gewürgt in Verzweiflung und Furcht. Die Todtenstille des Unterganges alles Fleisches wird plötzlich unterbrochen durch den Schall der Posaune, welche allen Seelen die Erinnerung ihres Erdenlebens und die Gestalt ihres unverwischbaren Charakters wiedergibt, der im einstigen Leibe nur scharf durch die Augen leuchten konnte in Liebe, Hass, Bosheit, Neid oder Milde. O, wie schrecklich kennbar sind die Seelen alle, alle, alle, wie sie sich sammeln!!! Die Liebe vereinigt sie gruppenweise, denn die Liebe ist der zweite Engel, welche nach dem weckenden Herolde Licht breitet über Alles aus seinem überströmenden Herzen, so dass man einander erkennt und findet. Jede

Seele seine Hälfte: der Gatte die Geliebte seines Herzens, und das frühgestorbene Kind seine Mutter. O, wie können Menschenworte die Grade der Liebe kennen, wie sie dort ihre Erfüllung finden wird? Gatte, Geliebte, Kind, was sind diese Worte, um zu malen das grosse Glück: jede Seele wird seine Hälfte finden, und vollkommen sein, ohne Sehnsucht, ohne Halbheit, ohne Ende: vollkommen für ewig! —

Aber Gräber wird es geben, aus denen keine Seele hervorstrahlen, und Seelen wird es geben, die schamzerrissen, verdunkelt, beschmutzt und vergiftet die geliebte Seelenhälfte fliehen werden, die zu ihnen gehört — denn: die Klarheit wird die Hölle sein, so wie sie der Himmel sein wird.

Und in dem ewigen Gotteslichte wird das Lamm einherschweben, die Liebe Gottes, oder wie immer man es nennen will: Jesus nennt es der Priester; Erlöser nennt es der Schüler der Bergpredigt; Vaterliebe nennt es der Träumer: Lamm nennt es der Hirte und das Volk und der Dichter. Und diese unnennbare Inkarnation Gottes, die, zwischen der Allmacht und dem Geiste, die Liebe vertritt, wird da thronen in seliger Glorie, um uns Alle in ihr Herz zu nehmen. Uns Alle möchte das Herz

umfassen! Aber wer nie im Leben eine echte Liebe fühlte, wer die Hingebung, das Verzeihen, das Mitleid, die Barmherzigkeit, die Selbstlosigkeit und die Reue nicht kannte, der wird sich nicht mengen in diesen beseligten Kreis.

Die Scham und die Reue, die zu spät kommt, wird die Hölle sein.

Und die Gewalt des Herrn wird sich stürzen mit flammendem Schwerte über den Drachen, den alten Verführer, und er wird zerstäuben, als wäre er niemals gewesen. Und Alle, die sich vor dem Lichte und der Klarheit scheuen, werden mit ihrer verdorrten oder verpesteten Seele sich selber unter das Flammenschwert stürzen, und zerstäuben, als wären sie nie gewesen.

Und die Jungfrau mit dem Kinde, wie ein lichter Stern, wird thronen inmitten des Glanzes. Die Jungfrau, das heisst die Reinheit, der Frühlingshauch des ewigen Lebens; die Mutter Natur, welche Alles mit schützender Hand berührt hat, und es mitten im Welken mit ihren Thränen heilte. Die Jungfrau, das heisst der Glaube; die Mutter, das heisst die höchste Liebe. Und auf ihren Armen ruht das Kind. Das Kind, welches uns bedeutet das Glück der Kindheit, so makellos, so sonnenhell, so ohne

Sorgen und ohne Reue; das Glück der Kindheit, welches sich dort erst erfüllen wird, indem es sich seiner bewusst ist.

Und dieser jüngste Tag, der keinen Morgen hat und keinen Abend, wird alle beseelten Welten umfassen. Der alte Drache und die dunkeln Seelen werden vergehen wie der Thau in der Sonne, denn sterben wird die Seele, die nicht leben will. Die Allmacht, der Sinn und die Liebe, diese Dreieinigkeit, wird in ihrem glanzreichen Schoosse aufnehmen Alles, was sich in Sühne und Liebe gefunden hat; reine Seelen, die in Heiligkeit gewandelt, vergiftete Seelen, die das Glitzern einer einzigen Thräne gereinigt hat. Es gibt keine Hölle; denn an jenem ewigen Tage wird es keine Trauer mehr geben. Nur der Allvater ist ewig — die Seligkeit. Der Satan ist endlich — das Böse und die Strafe.

Wer an Gott glaubt, kann nicht zu tief sinken. Wer auf ein Jenseits hofft, kann nicht einsam bleiben. Wer Etwas liebt, wird an die Gottheit glauben. Dies ist der Ring der Ewigkeit.

Fort also mit den falschen Propheten, wenn nur durch ihren Untergang das Glück der Welt, die Religion zu retten ist! Mensch,

werde Du der Diener des Herrn, der Priester, der die Tafel der Gebote bewacht und das Opfer der Liebe vollbringt. Der Opferpriester ist äusserlich zum Handlanger des Cultus geworden, und innerlich zum Märtyrer seines Standes. Die Axt des kleinen Priesters muss dorthin fallen, wohin sie von höherer Charge gerichtet wird: auf das Opferthier, oder auf den Gott, oder auf den Beter. Und sein Gebet dabei ist ein Winseln über seine Gage, oder ein Seufzen nach einer Gattin. Es ist ein abscheuliches und herzzerreissendes Schauspiel zugleich, das Priesterthum von heute!

Darf man den gothischen Priester hassen und verdammen? Oder soll man über seiner Sklaverei und seinem Elende jammern?

Wer wird den Priester schaffen, welcher nur für uns leben, uns lieben, uns trösten und das begeisterte, liebentflammte Verbindungsglied zwischen uns und dem Himmel bilden wird?!

Wann wird Petrus auferstehen? Ach, man hat ihn gekreuzigt, und seinen Leichnam verkehrt, den Kopf nach unten!

Aber eine Sage geht ja, dass Joannes, der Liebesjünger, noch lebe, zu dem Jesus gesagt hatte: „Du sollst bleiben, bis ich wiederkomme.“

O Joannes, die Diener haben ihren Herrn gemordet in seinem Geiste, nachdem Israel ihn leiblich gemordet hatte. Theile die Schaar der Gottesmörder und tritt unter das Kreuz, und nimm das Testament des Herrn zum zweitenmale auf!

Schütze unsere Mütter vor einem entgötterten Alter, und lehre unsere Kinder die Seligkeit der Liebe!

Gleich Elias steige herab von Deinen einsamen verborgenen Bergen, und gleich Elias scheuche die Könige zum Abgrund, welche Krieg führen, die Propheten, welche die Magd „Vernunft" auf den Thron der Gotteserbin „Andacht" setzen wollen, und belehre die Menschheit, die gottberaubte, welche dem wilden Thiere gleich das Leben gewinnt auf dem Leichname des Nächsten, und den Genuss schlürft in der Blasphemie. Gib der Welt den Glauben wieder und die Hoffnung und die Liebe, indem Du die Baalsknechte ersetzest durch gottgeweihte Diener, welche demüthig sprechen: „Es gibt keinen Gott ausser dem Einen Gott, und seine Religion ist die Demuth und die Uneigennützigkeit!" Und jeder König, welcher Krieg führet für den Glanz seines Namens und seine Unterthanen mordet für den

Reichthum seiner Dynastie, ist kein Christ, und jeder Priester, welcher den Bruder verurtheilt, ist kein Priester, und jeder Mensch, der sein Glück oder seinen Reichthum erkauft mit dem Unglücke oder der Armuth seines Nächsten, ist wie ein verlorenes Raubthier in der Wildniss, und wer die Religion des Nächsten angreift, ist, als ob er sich an seiner eigenen Wiege vergriffe.

Es gibt nur Einen Gott. Und jede Religion ist eine Sehnsucht nach Ihm! Und jede Sehnsucht ist ein Pfad, der **sicher leitet!**

Und mitten unter den erschreckten und zornigen Priestern Jesu von heute wird sich dann das Wort des Meisters erfüllen, welches lautet: „Es wird eine Zeit kommen, wo man Gott nicht auf jenem Berge, oder im Tempel von Jerusalem, sondern im **Geiste** und in der **Wahrheit** anbeten wird.

**Amen.**

* * *

Reichthum seiner Dynastie, ist kein Christ; und jeder Priester, welcher den Bruder verurtheilt, ist kein Priester, und jeder Mensch, der sein Glück oder seinen Reichthum erkauft mit dem Unglücke oder der Armuth seines Nächsten, ist wie ein verlorenes Raubthier in der Wildniss, und wer die Religion des Nächsten angreift, ist, als ob er sich an seiner eigenen Wiege vergriffe.

Es giebt nur Einen Gott. Und jede Religion ist eine Sehnsucht nach Ihm! Und jede Sehnsucht ist ein Pfad, der sicher leitet!

Und mitten unter den erschreckten und zornigen Priestern Jesu von heute wird sich dann das Wort des Meisters erfüllen, welches lautet: „Es wird eine Zeit kommen, wo man Gott nicht auf jenem Berge, oder im Tempel von Jerusalem, sondern im Geiste und in der Wahrheit anbeten wird.“

Amen.

**Im Verlage von Gustav Heckenast in Pest,**

sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

## Dessewffy, Graf Marzel.

**Beiträge zu einer Doctrin**

des menschheitlichen

**Friedens und des allmenschlichen Rechtszustandes.**

(305 Seiten, gross Octav.) Geheftet 4 fl.

---

## Rosegger, P. K.

**Geschichten aus Steiermark.**

Geheftet 2 fl. 40 kr.

---

## Rosegger, P. K.

**Wanderleben. — Skizzen.**

Geheftet 1 fl. 60 kr.

---

## Mosenthal, Dr. S. H.

**DEBORAH. Volksschauspiel in vier Akten.**

*Dritte Auflage.* — Geheftet 60 kr.

---

## *Vámbéry, Hermann.*

**Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien.**

Nach der ungarischen Original-Ausgabe.

(XII, 364 Seiten gross Otcav.) Mit vier schwarzen und zwei colorirten Holzschnitten. In Umschlag geheftet 3 fl.

---

## Vargyas, Andreas.

**Die Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes in den Jahren 1848—1849.**

(509 Seiten Quart.) Mit 110 Illustrationen. In Umschlag geheftet 4 fl.

---


*Pest, 1871. Gedruckt bei Gustav Heckenast.*

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vacano, Emile Mario,

Die Gottes-Mörder Von einem Gläubigen

Pest 1871

Polem. 2742 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10776930-5